

1933. 665.

MITTEILUNGEN DER SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXXIII



398
Sie.
Mitt. (Slesk)

Oz 11,01

BRESLAU

Kommissionsverlag von M. & H. Marcus
1933

4128
II

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

X-7032	
4128/	II
33	



gnw. 5324

D-77/9637
15.09. [20,7]

wypr. 4128 II



Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

	Seite
Kroll, Professor Dr. Wilhelm, Umgangsformen und Etikette im republikanischen Rom	1
de Boor, Professor Dr. Helmut, Germanische und christliche Religiosität	26
Krappe, Professor Dr. Alexander Haggerty, Eine indische Sage in Melanesien	52
Klapper, Professor Dr. Joseph, Mittelalterliche Gesundheitsregeln in Schlesien	56
Hellmich, Vermessungsrat Max, Schlesische Strafrechtsaltertümer . . .	84
Ranke, Professor Dr. Friedrich, Zum Begriff „Volkslied“ im ausgehenden Mittelalter	100
Krappe, Professor Dr. Alexander Haggerty, Dietrich von Bern als Führer der wilden Jagd	129
Hippe, Professor Dr. Max, Genovefa, ein Volksschauspiel	137
Jungandreas, Dr. Wolfgang, Altschlesisches aus dem Breslauer Stadtarchiv	172
—, Mundartliches und Volkskundliches aus schlesischen Grenzlanden . . .	178
—, Herbeikochen einer Hexe im 16. Jahrhundert	189
Scharf, Dr. Georg, Die Jagdhanssage in Altreichenau Kr. Landeshut . .	192
Marx, Dr. Otto, „Vom Dom umzingelt“? Ein Beitrag zur schlesischen Wortforschung	195
Niemer, Dr. Gotthard, Beabsichtigte und unbeabsichtigte Münzsymbolik .	201
Zobel, Dr. Arthur, Volkskundliches aus Weinberg Kr. Liegnitz	213
Steller, Professor Dr. Walther, Wann bekommt Breslau sein Volkskunde- und Heimatmuseum?	219
—, Der deutsche Volkskunde-Atlas. Landesstelle Niederschlesien	225

Besprechungen.

Peuckert, W. E., Schlesiens deutsche Märchen. Schlesisches Volkstum. Band IV	266
Melzer, Gerhard, Das Anstößige in der deutschen Sprache. Wort und Brauch, Heft 22	268
Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1925 und 1926. Herausgegeben von Paul Geiger	269
Zoepfl, Friedrich, Deutsche Kulturgeschichte. 2. Band. Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart	270

	Seite
Havers, Wilhelm, Handbuch der erklärenden Syntax	270
Loewe, Dr. Richard, Germanische Sprachwissenschaft. Bd. I, II. 4. Aufl.	271
Gottschald, Max, Deutsche Namenkunde	271
Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Von Johannes Bolte und Georg Polivka	272
Meisen, Karl, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande	272
Nassauisches Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel, herausgegeben von Otto Stückerath	274
Helm, Dr. Rudolf, Deutsche Volkstrachten aus der Sammlung des Germa- nischen Museums in Nürnberg	274
—, Hessische Trachten. 1. Heft	274
Siebenbürgisch-Deutsche Volkslieder, herausgegeben von G. Brandsch	275
Egerländer Volkslieder, herausgegeben von Gustav Jungbauer	275
Mohr, Heinrich, Allhier verkauft man Weisheit	275
Sartori, Paul, Das Buch von deutschen Glocken	275
Schwarz, Dr. Ernst, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle	276
Klemenz, Paul, Die Ortsnamen der Grafschaft Glatz, sprachlich und geschichtlich erklärt	277
Häufler, Ludwig, Die Geschichte der Grundherrschaft Waldenburg- Neuhaus I	278
Jungandreas, Wolfgang, Texte zur Geschichte der schlesischen Mundarten	278
Walter, Franz, August Becker und die Volkskunde	279
Grünberger Hauskalender 1933	279

Mitteilungen und Nachrichten.

Sitzungsberichte	279
Karl Olbrich †	289
Paul Feit †	291

Umgangsformen und Etikette im republikanischen Rom.

Von Wilhelm Kroll.

Die festgefügte Form des staatlichen Lebens mußte mit Notwendigkeit gewisse äußere Verkehrsformen hervorbringen, deren Innehaltung für unverbrüchlich galt und die zum großen Teil auch in das gesellige Leben übergriffen.

Es war nicht ohne Belang, daß Senatoren und Ritter schon durch ihre Tracht vom gewöhnlichen Bürger unterschieden waren; es gab eine Beamentracht, die auch den Priestern unter gewissen Umständen zustand. Alles das war genau abgegrenzt¹⁾. Wie unbequem diese Dinge werden konnten, mag das Beispiel des Pompeius zeigen, der nach seinem Triumphe im J. 63 das Recht erhielt, an den Zirkusspielen Triumphaltracht und den goldenen Kranz des Triumphators zu tragen, bei szenischen Spielen einen Lorbeerkranz und die Toga praetexta: das war so unbequem (und wohl auch unpopulär), daß er nur einmal davon Gebrauch machte²⁾. Nun war die Toga ein gewaltiges, schwer zu drapierendes Stück Tuch, und Leute, die sie überhaupt trugen, mußten auf ihren guten Sitz achten, sie in die richtigen Falten legen; eine bauschige Toga galt für stutzerhaft³⁾. Namentlich kam es darauf an, den Arm auch beim Reden richtig in der Toga zu halten, und in dem Jahre, das der junge Römer auf seine turnerische Ausbildung verwendete, sollte er eben dies lernen⁴⁾. Allzu große Peinlichkeit, wie sie etwa der

¹⁾ Mommsen, Staatsrecht 1, 408. 436. 3, 215. 513. 887.

²⁾ Velle. 2, 40, 4; etwas anders Dio 37, 21, 4.

³⁾ Hor. S. 1, 3, 31. E. 1, 1, 96. Cic. Catil. 2, 22.

⁴⁾ Cic. Cael. 11 (dazu Quint. 11, 3, 138).

Redner Hortensius verriet, wurde als Eitelkeit aufgefaßt¹⁾. Cäsar fiel einerseits durch den Sitz seines Gürtels auf, anderseits durch lockere Gürtung. Auch Stoff und Farbe waren nicht gleichgültig; der Elegant vermied derbe Stoffe, und wer die Purpurtoga tragen durfte, sollte nicht zu dunkles Rot wählen²⁾. Auch bei der Tunica hatte man darauf zu achten, daß sie richtig gegürtet war und nicht zu tief oder zu wenig herabhing³⁾.

Wegen ihrer Unbequemlichkeit wurde die Toga schon gegen Ende der Republik vielfach gemieden. Cicero hält es dem Verres vor, daß er sich bei einer offiziellen Gelegenheit in Tunica und rotem Mantel mit Sandalen — statt des unbequemen Senatorenschuhs — zeigte; auch dem M. Antonius warf er ähnliche Nachlässigkeit vor⁴⁾. Für unwürdig galt es namentlich, wenn der römische Beamte in einer griechischen Stadt nicht die heimische, sondern die griechische Tracht trug, Sulla etwa in Neapel in Chlamys und Sandalen herumging; wie sehr man solches Auftreten als Nachäffung griechischen Wesens empfand, zeigt der Umstand, daß der Tadel gegen den älteren Scipio wegen des Tragens von Pallium und Sandalen im Zusammenhang mit Gymnasium und Palästra und Lektüre von Büchern (griechischen natürlich) erscheint⁵⁾. Umgekehrt hatte der ältere Cato dadurch Mißfallen erregt, daß er als Prätor in einer Gerichtsverhandlung nur die Toga getragen hatte; der jüngere ahmte das nach und erschien sogar ohne Fußbekleidung, vielleicht um zur Einfachheit der Ahnen zurückzukehren⁶⁾. Daß

¹⁾ Macrob. Sat. 3, 13, 4. Vgl. Ovid Ars 1, 514. Umgekehrt fiel Vernachlässigung von Kleidung und Barttracht auf: so bei M. Livius, der (nach der sensationellen Darstellung bei Liv. 27, 34, 5) aus Gram aufs Land geht. In diesem Falle griffen angeblich die Zensoren in die Toilettenfrage ein.

²⁾ Suet. Caes. 45, 3. Dio 43, 43, 1. — Hor. E. 1, 14, 32. Plut. Cat. min. 6. Cic. Cael. 77. Mommsen 3, 218. 1, 409.

³⁾ Hor. S. 1, 2, 25. Zu lange Toga Cic. Cluent. 111.

⁴⁾ Cic. Verr. 2, 5, 86 (vgl. 40. 137). Phil. 2, 76; dazu Marquardt-Mau 596. Äußerste Peinlichkeit herrschte begreiflicherweise auf dem religiösen Gebiet, wo Tracht und Haltung des einzelnen Priesters von größter Bedeutung war (siehe etwa Wissowa S. 438); daher z. B. die Geschichte von der *laena* des M. Popillius Cic. Brut. 56.

⁵⁾ Val. Max. 3, 6, 3. Liv. 29, 19, 12. Weitere Fälle bei Mommsen, St. R. 3, 220.

⁶⁾ Val. Max. 3, 6, 7 = Ascon. 29, 10. Plut. Cat. min. 6. 44. 50 (*ἀνπρόθετος* kann freilich auch *soleatus* wiedergeben).

Verres in dunkler Tunica und Mantel in einer Werkstatt erschienen war, bedeutete im Grunde wohl keinen ernstlichen Vorwurf.

Natürlich wechselte die Mode, und wie allzu rasches Mitgehen mit ihr den Stutzer verriet, so machte Zurückbleiben hinter ihr lächerlich. Der allzu Gepflegte und Geschmiegelte war Verdächtigungen auf sexuellem Gebiet ausgesetzt; der Vernachlässigte schien Rückkehr zum alten Römertum predigen zu wollen¹⁾. Einzelheiten wurden mit ähnlicher Peinlichkeit beachtet wie heute: die Zähne mußten sauber, die Nägel gut geschnitten sein; gegen üblen Geruch aus dem Munde nahm man Pillen ein²⁾.

Sehr bestimmte äußere Regeln knüpfen sich auch an die Trauer. Die dafür übliche dunkle Tracht wird nicht nur bei Beerdigungen und Todesfällen getragen, sondern auch symbolisch bei anderen Anlässen teils privater, teils öffentlicher Art. Als Tib. Gracchus seine sozialrevolutionären Anträge einbrachte, legten die Besitzenden Trauer an; als die Stimmung gegen ihn bedrohlich wurde, tat er es selbst³⁾. Die Römer trauerten beim Ausbruch der catilinarischen Verschwörung, aber auch, als deren Bezwinger mit dem Exil bedroht wurde: Cicero behauptet, damals hätten außer dem Senat 20 000 Menschen Trauer angelegt. In den Jahren der Anarchie trauert der Senat wegen wiederholter Lärmszenen; Pompeius und Crassus im J. 55, als die Tribunen eine ihnen unangenehme Klage einbringen. Beim Ausbruche des Zwistes zwischen Cäsar und Pompeius legt der Senat Trauer an, und Cato unterstreicht sie noch persönlich⁴⁾. Angeklagte suchen durch Änderung ihrer Tracht Mitleid zu erwecken; so reist der von Verres bedrängte Diodoros aus Lilybaeum nach Rom und sucht hier in dunkler Tracht seine Gönner auf. Lentulus trauert, als seinem Vater das Imperium genommen werden soll; M. Antonius, als er eine Schlacht verloren hat⁵⁾.

¹⁾ Ztschr. f. Sexualwiss. XVII 158. Cic. leg. agr. 2, 13. Über Barttracht RE 3, 33.

²⁾ Hor. E. 1, 18, 6. 1, 104. 7, 51. S. 1, 2, 27. Sogar auf den Anzug der bedienenden Sklaven wird geachtet: Hor. S. 2, 8, 69.

³⁾ Marquardt-Mau 356. RE 13, 1698. Plut. Gracch. 10, 9. 13, 4. Dio fr. 33, 8. Vgl. Thes. L. L. II 1093 s. v. *atratus*.

⁴⁾ Dio 37, 33, 3. 40, 2. 38, 16, 3 vgl. 14, 7. Cic. cum pop. 8. Sest. 26 f. — Dio 39, 28, 2. 4. 40, 46, 1. 50, 1. — 39, 39, 2. Plut. Caes. 30 E. = Pomp. 59, 1. Cat. min. 53. — Aus früherer Zeit Liv. 9, 7, 8; 46, 12.

⁵⁾ Cic. Verr. 2, 4, 41. ad Qu. fr. 2, 3, 1 E. Plut. Ant. 18, 2. 44, 3.

Zu dem Abstand des Beamten vom gewöhnlichen Bürger, der durch die Tracht in undemokratischer Weise betont wurde, kamen andere Dinge, die in ihrer Gesamtheit das Selbstgefühl der Senatoren heben und allen äußeren Lebensformen eine erhöhte Bedeutung verleihen mußten. Der Senator zeigte sich in der Öffentlichkeit kaum ohne eine größere Begleitschaft; ich meine nicht das für ihn unerläßliche Gefolge von Sklaven, sondern die *comites*, die ihn oft nur *honoris causa* begleiten. Es handelt sich hier um die *deductores*, die den vornehmen Mann von seinem Hause zur Gerichts- oder Senatsverhandlung oder Wahlversammlung geleiten und ihn auch wieder nach Hause bringen; Qu. Cicero scheidet sie von den *salutatores* und *adsectatores*: die letzteren können wir unbeschadet der Sache hinzurechnen; es ist eigentlich der übergeordnete Begriff, da man die *deductio* auf das Geleit zum Forum beschränkt¹⁾. Wie ernst man die Sache nahm, zeigt die Tatsache, daß eine *lex Fabia de numero sectatorum* existierte, man also versucht hatte, diese Form des Ambitus einzuschränken. Als ein Symptom für das Ansehen, das Pompeius schon in relativ jungem Alter genoß, wird geltend gemacht, daß er sich zwar nur selten in der Öffentlichkeit zeigte, dann aber immer mit einer großen Menge. Cato d. J. wurde am letzten Tage seiner Quästur (J. 65) „beinahe von allen Bürgern“ nach Hause geleitet; ebenso, als er im J. 55 bei der Prätorwahl durchgefallen war: das war eine Demonstration gegen Pompeius, dessen Machenschaften die Wahl hintertrieben hatten²⁾. Als Cicero im Bona-Dea-Prozeß gegen Clodius aussagen sollte, brachten ihn ebenso viele Menschen zur Gerichtsverhandlung, als ihn bei der Niederlegung des Konsulats nach Hause geleitet hatten. Der in die Provinz abgehende Beamte hat ebenso sein Komitat wie der aus der Provinz zurückkehrende; daß Crassus' Abgang nach Syrien im J. 55 nicht besonders ehrenvoll war, wird uns ebenso berichtet, wie daß der aus Cypern mit dem Gelde des Königs Ptolemaios heimkehrende Cato von den Konsuln und Beamten und einer riesigen Menschenmenge eingeholt wurde³⁾. Welchen Wert man auf diese Auszeichnung legte,

¹⁾ Q. Cic. 36, dazu RE 1, 422. 4, 2364. Thes. L. L. 2, 848. 5, 273, 283. cum ad forum atipati gregibus amicorum descendimus sagt Cic. ad Att. 1, 18, 1.

²⁾ Cic. Mur. 71. RE 12, 2346. — Plut. Pomp. 22, 3f., vgl. 15, 1. 22, 9. 55, 7. Cat. min. 18, 5. 42, 6.

³⁾ Cic. ad Att. 1, 16, 5. 4, 13, 2. 12, 27, 3. Ep. 13, 6, 1. 16, 11, 2. Val. Max. 8, 15, 10.

mögen die Worte zeigen, die Cicero dem Laelius in den Mund legt: „Für P. Scipio war unter vielen Tagen der Auszeichnung und Freude der der ehrenvollste, an dem er nach Schluß der Senatsitzung abends vom Senat, dem römischen Volk, den Bundesgenossen und Latinern nach Hause geleitet wurde. Es war der Tag vor seinem Tode“¹⁾.

Das farbte auch auf die Frauen dieser Kreise ab. Aemilia Tertia, die Schwester des L. Aemilius Paullus und Gattin des älteren Africanus, die sehr reich war, liebte es, bei ihren Ausgängen großen Prunk zu entfalten; sie hatte viele Sklaven um sich, und wenn sie zu einem Opfer fuhr, so nahm sie vieles silberne und goldene Gerät mit²⁾. Alles dies erbte der jüngere Scipio und schenkte es seiner Mutter Papiria; diese hatte nur ein bescheidenes Vermögen besessen und war deshalb den öffentlichen Opfern ferngeblieben; nun aber wagte sie sich öffentlich zu zeigen.

Ich will hier noch ein Element erwähnen, die den Beamten ständig begleitenden Likatoren³⁾. Gewiß hatten sie ihm sehr reale Dienste zu leisten, und die Beile und Rutenbündel, die sie führten, hatten ihre furchtbare Bedeutung; aber auch diese Begleiterscheinung der Macht konnte zu einer leeren Form herabsinken, wie das Beispiel Ciceros deutlich zeigt. Als dieser im J. 50 aus der Provinz Kilikien heimkehrte, wo er wegen eines Sieges über die Parther zum Imperator ausgerufen worden war, hoffte er auf einen Triumph; den konnte er aber nur feiern, wenn er noch im Besitze des Imperium war, und dazu gehörte, daß er seine Likatoren behielt. Er hat sie auch in den unruhigen Zeiten des Bürgerkrieges mit sich herumgeführt, obwohl er selbst über diese Unbequemlichkeit klagt,

¹⁾ Cic. Lael. 12. In alte Zeit (J. 377) zurückprojiziert von Liv. 6, 34, 7; aus der Zeit des älteren Cato Plut. Flamin. 19. Aemil. 10. Vgl. etwa noch Cic. Mur. 69. Phil. 14, 12. Dio 43, 22, 1. App. b. c. 1, 31.

²⁾ Polyb. 31, 26, 1 ff.

³⁾ Kübler RE 13, 507. — Kurz hingewiesen sei auch auf die Ehrenplätze im Theater, wo die Senatoren in der Orchestra, die Ritter wohl schon seit der Gracchenzeit, andauernd jedenfalls seit der Lex Roscia des J. 67 auf den 14 Bänken dahinter saßen (Mommsen St. R. 3, 519). Die Absonderung der Senatoren vom gewöhnlichen Publikum schreibt sich aus J. 194 her (Liv. 34, 44, 5). Doch hatte diese Maßregel Tadel gefunden (Liv. 34, 54, 4. Ascon. 55, 12 St.); sie zeigt in der Tat, wie wenig die Gleichheit aller Bürger sich in Wahrheit durchführen läßt.

und dadurch zu übelwollenden Bemerkungen Anlaß gegeben; ja er hat sie selbst dann bei sich behalten, als er in Brundisium im halben Exil und großer finanzieller Bedrängnis weilte; noch im Dezember 48 hatte er sie um sich ¹⁾).

Das durch alle diese Dinge geweckte Gefühl für Feierlichkeit äußerte sich in den Verkehrsformen. Auch hier ging der Staat voran, indem er den fungierenden Beamten bestimmte Ehrenrechte verlieh ²⁾. Das Publikum hatte ihnen Platz zu machen: die Liktores dienten besonders diesem Zwecke. Es hatte vor ihnen vom Pferde zu steigen: P. Servilius Isauricus kam einmal über das Forum, als ein Prozeß verhandelt wurde; er erkannte den Angeklagten wieder und gab das Zeugnis gegen ihn ab, jener sei ihm einmal auf der Straße nach Laurentum begegnet und an einer engen Stelle nicht vom Pferde gestiegen; darauf wurde der Mann verurteilt. Fabius Maximus erwies diese Ehre sogar seinem Sohn, als dieser Konsul war; in diesem Falle gab der Vater seiner Freude darüber Ausdruck, daß der Sohn ihn durch seinen Liktor vom Pferde steigen hieß; denn er zeigte dadurch, daß er von der Würde des Konsulates durchdrungen war ³⁾. Man mußte vor dem Beamten mit unbedecktem Kopfe erscheinen, d. h. den Hut abnehmen, wenn man einen trug, und den Mantel herabziehen, wenn man das Haupt damit verhüllt hatte. Besondere Zeremonien wurden mit den Fasces vorgenommen: sie vor dem Volke oder einer Respektsperson zu senken, galt als ein Zeichen von Höflichkeit ⁴⁾. Daß Pompeius vor Poseidonios die Fasces senken ließ, war eine ungeheure Ehrung, die das Schwert dem Geiste erwies ⁵⁾. Eine Begegnung zweier Beamten in der

¹⁾ Außer den RE 13, 509, 12 angeführten Stellen vgl. ad Att. 10, 10, 1. 11, 6, 2. 7, 1. Vgl. Mommsen 1, 126. — Vielleicht hatten auch die Liktores, die der Statthalter den die Provinz besuchenden Senatoren mitgab, teilweise dekorative Bedeutung (Cic. Ep. 12, 21).

²⁾ Mommsen 1, 372.

³⁾ Mommsen 1, 372. Val. Max. 8, 5, 6. Plut. mor. II 66, 16 B. — Als C. Gracchus Tribun geworden war, erinnerte er das Volk an den Fall des C. Veturius, der zum Tode verurteilt worden war, weil er allein einem über das Forum gehenden Tribunen nicht Platz machte (Plut. Gracch. 24, 3).

⁴⁾ Plut. Qu. Rom. 10. Sen. ep. 64, 10. Plin. 28, 60 mit falscher Erklärung Varros. — Liv. 2, 2, 7. Plut. Pomp. 19, 8. App. b. c. 5, 55. Über das Abnehmen des Hutes s. H. Schurtz, Grundzüge einer Philos. der Tracht (Stuttgart 1891) 124 f.

⁵⁾ Plin. n. h. 7, 112.

Provinz, z. B. des ab- und antretenden Statthalters, war keine unwichtige Angelegenheit; man lese, wie sich Cicero bei dem adelstolzen Appius Claudius Pulcher entschuldigt, weil er ihm in Kilikien nicht entgegengegangen war. Es kam hier viel auf das höhere Imperium, aber auch auf Imponderabilien wie vornehme Geburt usw. an; auch das Titelwesen der späteren Zeit kündigt sich durch den Imperatortitel an, auf den die Träger großen Wert legten¹⁾. Daß Antonius dem Lepidus dauernd imperatorische Ehren erwies, wird besonders hervorgehoben.

In alte Zeit zurück reicht die Sitte, den Höherstehenden rechts gehen zu lassen; Xenophon gibt die zutreffende Begründung, daß der links Gehende die unbeschützte Seite des anderen bewache. Das kommt noch zum Ausdruck in dem römischen Sprachgebrauch *latus tegere* „die Seite schützen“. Beim Sitzen ist der Ehrenplatz in der Mitte²⁾. Das gilt aber nicht für das Liegen bei Tische, oder höchstens insofern, als der *medius lectus* der vornehmste ist und den *locus consularis* enthält. Der numidische Kronprätendent Gauda nahm es übel, daß ihn der Konsul Metellus nicht in seiner Nähe sitzen ließ, während das sonst fremden Königen und Herrschern von römischen Beamten zugestanden wurde³⁾. Überhaupt ergaben sich bei der Berührung zwischen der römischen und der fremden Welt allerlei Schwierigkeiten, da es dafür kein traditionelles Zeremoniell gab. Als der besiegte Tigranes, der sich nach Art der orientalischen Fürsten für einen Halbgott hielt, im J. 66 an Pompeius' Lager herangeritten kam, mußte ihn Pompeius durch einen Liktor absteigen heißen; als er sich dann die Tiara abriß und sich vor dem Römer zu Boden warf, richtete dieser ihn auf, legte ihm die Königsbinde wieder um und setzte ihn neben sich.

Vor einer Respektsperson — und dazu gehört auch das graue Haupt — steht man auf: so Pompeius vor dem hochbetagten S. Tadius, der ihm nach Makedonien gefolgt war, so Octavian vor dem besiegten Lepidus. Aber man kann auch Jüngere so ehren;

¹⁾ Cic. Ep. 3, 7, 4. — Imperatortitel RE 11, 1141. Briefüberschriften z. B. Cic. Ep. 1, 9, 2, 7, 3, 1, 2. Att. 9, 11 a. — Plut. Ant. 18, 6.

²⁾ Xen. Kyrop. 8, 4, 3. Hor. S. 2, 5, 16, dazu Heindorf und Teuffel. Vgl. auch die Anekdote von Hannibal und Scipio Plut. Flam. 21. — Cic. rep. 1, 18. Plut. Cat. min. 57. Sull. 5, 9. App. b. c. 4, 2.

³⁾ Marquardt-Mau 304. Dio fr. 89, 4, 36, 52, 3.

dies tat Sulla mit dem ruhmbedeckten Pompeius, dieser selbst mit M. Brutus¹⁾. Daß der Prokonsul Pompeius vor dem jüngeren und ihm im Range nachstehenden Cato aufstand, als er ihn im J. 64 in Syrien traf, fiel besonders auf. Der Beamte durfte verlangen, daß man vor ihm aufstand; wir haben die hübsche Anekdote von dem Aedilen Cn. Flavius, vor dem einige junge Adlige, die er bei einem Krankenbesuche traf, nicht aufstehen wollten, weil er ein *homo novus* war, und die er doch dazu zwang. Von dem Dichter L. Accius war es ein Beweis hohen Selbstbewußtseins, daß er nicht aufstand, wenn Iulius Caesar Strabo in das *collegium poetarum* kam; dieser war zwar viel vornehmer, aber auch viel jünger als er. Als der Prätor L. Luceius Recht sprach, kam der Konsul Acilius vorbei und ließ ihm, da er nicht aufstand, seinen kurulischen Sessel zerbrechen. Der Senat erhob sich vor Cäsar; aber der Diktator erwies dem Senat diese Ehre nicht, und das erregte Mißstimmung²⁾.

Neben diesen offiziellen Formen geht nun ein reich entwickelter geselliger Verkehr einher, der seinerseits neue schafft. Das Rom der ausgehenden Republik ist, was die höheren Stände anlangt, eine ausgesprochen gesellige Stadt; dazu trug die Wichtigkeit der einzelnen Senatoren, ihrer Freundschaften und Kliquen viel bei. Hier sollen nur zwei Formen behandelt werden, in denen sich der Verkehr abspielte.

Die eine davon ist der Morgenempfang, die *salutatio*³⁾. Diese Sitte hat ihre Wurzel in den alten patriarchalisch-ländlichen Verhältnissen: beim Gutsherren fanden sich die von ihm abhängigen Existenzen (Klienten) ein, um laufende Angelegenheiten zu besprechen, Rat und Hilfe bei ihm einzuholen. Daraus erklärt sich, daß dieser Empfang am frühen Morgen stattfand; um diese Zeit traf man den Patron zuhause, und er konnte die fremden Angelegenheiten erle-

¹⁾ Plut. Pomp. 64, 7. App. b. c. 5, 126. — Sall. H. 5, 20. Plut. Pomp. 8, 4. Crass. 6. Brut. 4. Cato 14, 2. Val. Max. 5, 2, 9. — Von der Begegnung des Sulla mit Pompeius wird auch erzählt, daß er, um ihn zu ehren, den Kopf vom Mantel freimachte (Plut. Pomp. 8, 4).

²⁾ Liv. 9, 46, 9 = Piso frg. 27. Val. Max. 3, 7, 11. Dio 36, 41, 2. — Plut. Caes. 60. 66. Suet. Caes. 78. App. b. c. 2, 107. Der Terminus ist *adsurgere* (vgl. Thes. L. L. s. v.). Cic. de inv. 1, 48 *commune est, ut maioribus natu adsurgatur*.

³⁾ Hug RE I A 2066. *salutare* heißt überhaupt „besuchen, seine Aufwartung machen“.

digen, ehe er an sein eigenes Tagewerk ging. In einem Briefe aus J. 46 sagt Cicero, daß er früh viele Leute empfangt, und erst, wenn diese sich verlaufen hätten, zu literarischer Beschäftigung komme. Von seinem Gut bei Formiae schreibt er einmal, daß dort die *Salutatio* mit der vierten Tagesstunde beendet war. Die Zahl der Besucher konnte sehr groß werden; Q. Cicero nennt es einen Beweis für die Geltung eines Mannes, wenn sich sein Haus noch vor Tagesanbruch mit Besuchern fülle. Das Kommen wie das Empfangen gehörte zu den *officia*: Cicero rühmt sich einmal, daß weder sein Türhüter noch sein Schlaf jemals den Zugang zu ihm versperrt hätten¹⁾. Wir hören, daß schon in der Zeit um 160 v. Chr. die Morgenempfänge und die Prozesse die Zeit der vornehmen Jugend zum großen Teile ausfüllten²⁾.

Die Sitte hatte in dieser Zeit ihren ursprünglichen Sinn zum großen Teil verloren und war vielfach zu einer bloßen Höflichkeitsbezeugung herabgesunken, die freilich oft einen selbstischen Hintergrund hatte. Q. Cicero weiß, daß es einmal anders war: er spricht davon, daß nach der jetzigen Gewohnheit eine größere Anzahl von Leuten komme als früher. Sein Bruder klagt im J. 60 darüber, daß unter der großen Masse der Besucher keiner sei, mit dem er sich einen freien Scherz erlauben, dem er sein Herz ausschütten könne³⁾. Wer zu den *principes* gehören wollte, mußte auf eine ansehnliche Besucherzahl Wert legen; sie war ein Gradmesser für seinen gesellschaftlichen und politischen Einfluß, der ein ganz persönlicher war. Um das frühere Ansehen des P. Sulla zu schildern, erwähnt Cicero die Menge der täglichen Besucher aus allen Ständen, die sich einzufinden pflegte. „Dein Haus ist ein Forum“, schrieb Atticus im J. 45 an Cicero. Wie wichtig die *salutatio* war, geht aus der sowohl von Marius wie von Cicero berichteten Tatsache hervor, daß sie ihre Wohnung verlegten, um es ihren Besuchern bequem zu machen, der eine in die Nähe des Forums, der andere auf den Palatin⁴⁾. Wenn es einmal heißt, daß ein in Rom wei-

¹⁾ Cic. Ep. 9, 20, 3. Planc. 66 (vgl. Sull. 52 E). ad Att. 2, 14, 2. Qu. Cic. comm. 49 f. Vgl. E. Bernert, *De vi atque usu vocabuli officii* (Breslau 1930) S. 66 f.

²⁾ Polyb. 31, 29, 8.

³⁾ Qu. Cic. comm. 35. Cic. Att. 1, 18, 1. *mane domum venire* = Antrittsbesuch machen Hor. E. 1, 7, 68.

⁴⁾ Hor. S. 1, 6, 101. Cic. Sull. 73; Att. 12, 23, 1. Plut. Mar. 32, 1. Cic. 8 E.

lender Griechen einflußreichen Leuten täglich seine Aufwartung machte, so mag das eine Übertreibung sein, läßt aber auf eine gewisse Regelmäßigkeit dieser Besuche schließen. Gewiß kamen viele Leute, die dem Hausherrn kaum bekannt waren oder ihm mindestens nicht nahestanden; so war es möglich, daß im J. 63 zwei Catilinarier, ein Senator und ein Ritter, den Morgenempfang in Ciceros Hause zum Vorwand nehmen wollten, mit Bewaffneten einzudringen und den Konsul zu ermorden. Aber es kamen natürlich auch Leute mit wirklichen Anliegen; daher warnt Q. Cicero vor der Bewerbung ums Konsulat seinen Bruder davor, nur denen seine Hilfe zu versprechen, denen er sie wirklich leisten könne: auf diese Weise werde er sein Haus nicht füllen¹⁾.

Es war begreiflich, daß stark überlaufene Senatoren den Wunsch hegten, den Empfang einzuschränken und lästige Besucher abzuweisen; aber das widersprach der Sitte und erzeugte Mißstimmung. Nun wird von C. Gracchus und Livius Drusus berichtet, sie hätten ihre Freunde in solche erster und zweiter Klasse geteilt und nur die ersteren allein empfangen; eine dritte Kategorie hätte die Masse der sonstigen Besucher gebildet. Das sieht fast wie eine aus dem feindlichen Lager stammende Erfindung oder Entstellung eines anderen Sachverhaltes aus, die den mißliebigen Tribunen höfische, den Ptolemaeern entlehnte Gewohnheiten andichtete; denn diese verliehen seit Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. ihren Höflingen Titel, und unter diesen erscheinen „Freunde“ und „erste Freunde“. Unter Cäsars Diktatur klagt Cicero über die Unbequemlichkeit und die Demütigungen, denen man sich aussetzen mußte, wenn man zu dem großen Manne vordringen wollte²⁾. M. Antonius machte sich dadurch mißliebiger, daß er seine Tür selbst angesehenen Leuten verschloß. Als er sich auf seiner Villa bei Casinum aufhielt, kamen Leute aus Casinum, Aquinum und Interamna, um ihn zu begrüßen; aber es wurde niemand vorgelassen; ebenso trieb er es während des Winters, den er mit Octavia in Athen zubrachte. Mochte es sich in diesen Fällen um bloße Nonchalance und Auflehnung gegen eine unbequeme Sitte handeln, so war es wohl bewußte Absicht, daß er den jungen Octavianus bei dessen erstem Besuche an der

¹⁾ Cic. Flacc. 42. Sull. 52. Catil. 1, 10. Sall. Cat. 28, 1. Qu. Cic. comm. 47.

²⁾ Sen. ben. 6, 34, 2. Strack, Rhein. Mus. 55, 161 (bes. 188). Cic. Ep. 6, 14, 2.

Tür warten ließ; wenigstens faßte dieser es so auf ¹⁾). Als Gegensatz zu ihm erscheint der alte Q. Mucius Scaevola Augur, der noch in hohem Alter zur Zeit des Bundesgenossenkrieges täglich bei Sonnenaufgang sein Haus für alle Besucher öffnete. Auch Augustus war natürlich klug genug, sich durch leichte Zugänglichkeit Sympathien zu erwerben. Eine gewisse Erleichterung war es dabei, daß man auf diese Morgenbesucher keine übermäßige Rücksicht zu nehmen brauchte; denn wie es vorkam, daß jemand während eines Gastmahles im eigenen oder fremden Hause Briefe schrieb oder Unterschriften erledigte, so war dies auch während des Morgenempfanges möglich ²⁾).

Die Sitte der *salutatio* blieb nicht auf Rom beschränkt, sondern galt auch für den Aufenthalt in der Provinz. Aus Kilikien schreibt Cicero an Atticus: „Der Zutritt zu mir ist nicht der sonst in der Provinz übliche; nichts geht durch den Hüter meines Schlafgemaches; vor Tagesanbruch gehe ich im Hause herum wie einst als Kandidat“ (wo er es nötig hatte, sich Sympathien zu erwerben). Am Schlusse dieses Briefes heißt es: „Ich hätte gern mehr mit dir geplaudert, aber es wird Tag, die Menge drängt und Philogenes (ein Freigelassener des Atticus, der den Brief mitnehmen sollte) hat es eilig.“ Ähnlich ist es während der Villegiatur. Cicero schreibt einmal im J. 51 von seinem Pompeianum und beklagt sich bei Atticus, daß ein gewisser Sempronius Rufus, den er Rufio nennt, ihn nicht aufgesucht habe: „Ich hatte auf dem Cumanum so etwas wie ein kleines Rom; so viele Menschen waren dort. Indessen ließ sich Rufio bei mir nicht sehen — wirklich nicht? Während Hortensius kam, der krank ist und einen weiten Weg hat und — Hortensius ist, während außer ihm eine große Menge kam, ist er nicht gekommen? Nein, wirklich nicht.“ — Im J. 49 schreibt er vom Cumanum an Atticus: „Während meiner Abwesenheit war Hortensius gekommen (der Sohn des Redners) und hatte sich bei Terentia eingefunden, um sie zu begrüßen; über mich hatte er in ehrenvollen Ausdrücken gesprochen. Ich werde ihn wohl bald sehen; denn er sandte einen Diener, um zu sagen, daß er zu mir komme.

¹⁾ Plut. Ant. 31, 3. Cic. Phil. 2, 105. App. b. c. 5, 76. 3, 14 E.

²⁾ Cic. Phil. 8, 31. Suet. Aug. 53. Plut. Caes. 63 = App. b. c. 2, 115. Cic. ad Brut. 2, 4, 1. Att. 14, 12, 3. 21, 4. 15, 13, 5. ad Qu. fr. 3, 1, 19 E. Quintil. 9, 3, 58.

Das ist doch besser als unser Kollege Antonius, zwischen dessen Likatoren eine Schauspielerin in der Sänfte getragen wird“ — man sieht, wie solche Besuche auf dem Lande zum guten Ton gehörten¹⁾.

Eine zweite Form des Verkehrs, die über die ganze Welt verbreitet, in Rom aber hier und da vielleicht durch griechische Sitte beeinflusst ist, besteht in der Einladung zum Essen. Vornehme Leute, die in der Lage waren, ein Haus zu machen, mögen wohl selten allein gespeist haben. Cicero redet oft davon, daß er einlädt oder eingeladen wird. Auch Damen sind im Gegensatz zu griechischer Sitte dabei, mehrfach Atticus' Gattin Pilia und einmal Tertia, die Halbschwester des Brutus und Gattin des Cassius²⁾. Auf einem Gastmahl bei Volumnius, an dem auch Atticus und Verrius teilnahmen, ist die berüchtigte Cytheris anwesend. Als eine abends vom Gastmahl heimkehrende Vestalin belästigt worden war, bewilligte man diesen Jungfrauen Likatoren³⁾.

Daß dabei immer ein gewisser Aufwand gemacht wurde, versteht sich von selbst; ebenso, daß er in den Kreisen der großen Geldleute erheblich war. Zum *apparatus cenae*, worunter man die Gesamtheit der „Umstände“ begreift, gehört namentlich die Aufstellung des Tafelsilbers; wer darin übertrieben einfach war, machte sich unbeliebt. Eine sehr lehrreiche Anekdote wird von L. Lucullus erzählt. Cicero und Pompeius treffen ihn auf dem Forum und sagen sich für denselben Tag bei ihm à la fortune du pot zum Essen an (plötzliche Einladungen waren häufig und machten bei der Menge der Dienerschaft keine ernstlichen Schwierigkeiten). Das

¹⁾ Cic. Att. 6, 2, 10. 5, 2, 2. 10, 16, 5. — Weitere im Art. der RE fehlende Stellen 12, 18, 1 E. 13, 9, 1. Ep. 11, 28, 7. ad Qu. fr. 2, 4, 6. fin. 1, 14. Val. Max. 3, 1, 2.

²⁾ Cicero ißt einmal nach der Senatssitzung bei Pompeius (Ep. 1, 2, 3); bei seinem Schwigersohn Furius Crassipes in dessen Gärten (Att. 4, 12. ad Qu. 2, 5, 3); bei Vestorius (Att. 14, 12, 3. 20 E.), bei Hirtius (ebd. 21, 4). Er lädt ein den Atticus (4, 12. 13, 9, 1. 47 a 1); den Crassus (in Crassipes' Gärten) Ep. 1, 9, 20; mehrere Leute Ep. 16, 22, 1. Ein besonderer Anlaß war der Hochzeitschmaus des Atticus in dessen Hause (ad Qu. 2, 3, 7). Die schöne Sitte, den Heimkehrenden einzuladen, schon aus der Komödie bekannt und dort wohl griechisch (Plaut. Most. 1129. Ter. Haut. 182), findet sich ad Att. 4, 19 E. ad Qu. 2, 6 E. Daß ein Mann von Ciceros Rang sich nicht von jedem einladen ließ, zeigen Ep. 7, 9, 3. 16, 2.

³⁾ Ep. 9, 26, 1. Dio 47, 19, 4.

ist dem Lucullus peinlich und er macht Ausflüchte, versucht mindestens die Sache zu verschieben, um würdige Vorbereitungen für den Empfang so erlauchter Gäste treffen zu können. Aber diese bestehen auf ihrem Vorhaben und lassen ihn nicht einmal mit seinen Dienern reden, damit er nicht größere Vorbereitung anordnen könne. Nur das darf er einem Sklaven in ihrer Gegenwart sagen, er werde heute im „Apollo“ essen; das war der Name eines seiner prunkvollen Häuser. Sie ahnten aber nicht, daß dieses eine Wort schon eine kostspielige Zurüstung bedeutete; denn jedes Haus hatte seinen bestimmten Kostensatz für die Mahlzeit, und im „Apollo“ essen bedeutete einen Aufwand von 50 000 Drachmen. M. Crassus, der dem Lucullus an Reichtum vergleichbar war, hielt offenes Haus für alle, auch für Leute aus dem Volke; doch war die Bewirtung einfach. Auch Atticus lud Leute aller Stände freigebig ein¹⁾.

Daß die Vorstellungen von einer sinnlosen Schwelgerei der Römer arg übertrieben waren, hat L. Friedländer gezeigt. Das gilt doppelt für unsere Zeit, aus der uns einige Beispiele von Schlemmerei mitgeteilt werden, bei denen es sich offenbar um Ausnahmefälle handelt, soweit nicht überhaupt Übertreibung oder Entstellung vorliegt: so sollen für ein Faß mit eingemachtem Tunfisch 400 Drachmen gezahlt worden sein. Lucullus war durch seinen selbst für die damalige Zeit ungewöhnlichen Reichtum zu großem Tafelluxus berechtigt²⁾. Aber der für Tafelfreuden gemachte Aufwand hat schon früh Bedenken erregt, wobei wohl der Glaube mitwirkte, daß es sich dabei um das Eindringen fremder, unrömischer Sitte handle. Seit dem Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. jagten sich die Luxusgesetze, und schon darin zeigte es sich, daß sie nicht sehr wirksam waren. Eine Lex Orchia (J. 181) suchte die Zahl der Gäste zu beschränken; zwanzig Jahre später setzte eine Lex Fannia den Aufwand für jede Mahlzeit fest: an gewöhnlichen Tagen 10 As, an gewissen Monatstagen (wahrscheinlich Kalenden, Nonen und Iden) 30, und an einigen hohen Festtagen, an denen man besonders gern Gäste bei sich sah, 100 As; auch verbot sie alles Geflügel außer ungemästeten Hennen. In dieses Jahrhundert fällt noch die

¹⁾ Cic. Verr. 2, 4, 33. 62. Mur. 75. — Plut. Luc. 41, 4; Crass. 3, 2. Nep. Att. 13, 6. Heinze zu Hor. S. 2, 8, 2. — Der Besuch von *convivia* gehört zu den Mitteln der Stimmungsmache bei der Bewerbung (Qu. Cic. 44).

²⁾ Friedländer, Sittengesch. 2. 285. Diod. 37, 3, 5. RE 13, 410.

Lex Licinia, in das folgende unter anderem ein Gesetz des Sulla, der den Aufwand an gewöhnlichen Tagen auf 30, an Festtagen auf 300 Sesterzen festsetzte, und des Cäsar¹⁾.

Auf einem besonderen Brett stehen die Festschmäuse der Priesterkollegien, deren Üppigkeit sprichwörtlich war; man darf aber nicht vergessen, daß sie auf bestimmte Gelegenheiten beschränkt waren. Wir besitzen noch die Speisenfolge des Essens, das zur Feier des Amtsantrittes des Flamen Martialis L. Lentulus Niger um J. 64 gegeben wurde und an dem auch vier Vestalinnen sowie Lentulus' Gattin und Schwiegermutter teilnahmen: außer verschiedenen *frutta di mare* und Backwerk gab es als Vorspeisen Mastgeflügel, Lende von Reh und Wildschwein, Drosseln, zur eigentlichen *cena* Saueuter, Eberkopf, Enten, Krickenten und Hasen. Was auffiel, war eben die Menge der Fleischgerichte²⁾.

Erhöht wurden die Kosten, wenn der Gastgeber durch *acroamata* für Tischunterhaltung sorgte, Tänzer, Possenreißer und dergl. auftreten ließ; wenn Cicero einmal an Tiro schreibt: „ich wollte, du hättest die *symphonia* des Lyson gemieden“ (deiner Gesundheit wegen), so klingt das, als habe die Einladung auf ein Konzert gelautet.

Dieses gesellige Treiben gehörte ganz wie in unseren Tagen zum Lebensstil einer gewissen Klasse; Minderbemittelte konnten sich diesen Luxus natürlich nicht leisten. Man muß dazu wissen, daß Kneipen, die oft zugleich der Prostitution dienten, von Männern der Gesellschaft nicht besucht werden konnten; *ganeo* „Kneipenläufer“ ist ein arges Schimpfwort und brandmarkt den so Benannten als einen Lüstling und Verschwender³⁾. Ein geselliger Verkehr war also nur durch Einladungen möglich. Daß jemand nicht in Gesellschaft ging, konnte ihm geradezu zum Vorwurf gemacht werden, ihn als unbeliebt oder verhaßt erscheinen lassen⁴⁾. Paetus hatte

¹⁾ L. Lange, Röm. Altert. 2, 258. 309. 3, 71. 166. 450.

²⁾ Macrob. Sat. 3, 13, 11. RE 11, 975. Wissowa, Religion 500.

³⁾ Vgl. Thes. L. L. s. v. *ganea* und *ganeo* (*ganeum*). Marquardt-Mau 469 f. — Bordellwirtschaft Ulpian Dig. 23, 2, 43 pr. und 9. Der *vilicus* des Horaz vermißt auf dem Lande die *uncta popina* und die Weinschenke mit der *meretricia tibicina* (Ep. 1, 14, 21 ff.).

⁴⁾ Mau RE 1, 1197. Friedländer 2, 172. Cic. Ep. 16, 9, 3. Mur. 70. Rosc. A. 52.

Cicero geschrieben, er nehme keine Einladungen zum Essen mehr an; dieser erwidert halb im Scherz, halb im Ernst, er werde die Kunst, kleine Diners zu geben (*cenulas facere*), die er früher so gut verstand, verlernen; man könne sich mit seinen Freunden nicht besser unterhalten als bei einer Mahlzeit, und dieser Verkehr sei für das Glück des Einzelnen unentbehrlich. Wo er demselben Paetus seinen täglichen Lebenslauf schildert, sagt er: „Täglich wird etwas gelesen oder geschrieben; dann speise ich, um meine Freunde nicht zu vernachlässigen, mit ihnen zusammen, nicht nur nicht gegen das Gesetz (wenn es jetzt — im J. 46! — eines gibt), sondern innerhalb der Schranken, und zwar ziemlich weit innerhalb“ — eine Anspielung auf Caesars *lex sumptuaria*. Der von den Triumvirn geächtete Volkstribun Salvius lud in Erwartung des Todes seine Freunde zum Essen ein und wurde bei der Tafel von einem Centurio enthauptet. Eine köstliche Szene von der Höhe seines Lebens schildert uns Horaz: er hat *scurrae* bei sich, Leute, die nur dazu dienen, ihm die Zeit zu vertreiben und die darauf rechnen, bei ihm zu essen. Da schickt Maecenas nach ihm, und er wirft, schon nach Sonnenuntergang, die armen Teufel, die darüber sehr ungehalten sind, heraus und macht sich mit einem Laternenträger auf den Weg¹⁾.

In vielen Fällen können wir von einer Repräsentationspflicht sprechen; sie lag auf den höheren Beamten, aber überhaupt auf allen einflußreichen Persönlichkeiten. Lucullus lud Griechen, die (vielleicht als Gesandte) nach Rom gekommen waren, viele Tage hintereinander zum Essen ein; ihnen war das peinlich, weil sie meinten, daß ihretwegen tagtäglich so große Umstände gemacht würden. Da sagte Lucullus: „Alles dies geschieht teilweise auch euretwegen, in der Hauptsache aber wegen Lucullus.“ Augustus sah fortwährend Gäste bei sich und verschmähte an den Quinquatrus ein Spielchen nicht; bei einer Gelegenheit spendete er jedem Gast 250 Denare, die er beim Würfelspiel oder bei „gleich und ungleich“ setzen konnte. Der römische Beamte in der Provinz hatte wohl fast täglich Gäste. So hören wir von Cäsar, daß er in Gallien immer zwei *triclinia* hatte, d. h. immer mit etwa 17 Gästen speiste; selbst ehe er den Entschluß faßte, den Rubico zu überschreiten, hatte er noch Tischgäste in Ariminum. Als der syrische Prinz

¹⁾ Cic. Ep. 9, 24, 2. 26, 3. App. b. c. 4, 17. Hor. S. 2, 7, 32.

Antiochos eine Reise durch Sizilien machte, bewirtete ihn Verres als Prätor in feierlicher Weise, und er erwiderte gleich darauf diese Einladung¹⁾. Cicero lud in Kilikien die Steuerpächter öfters ein; es war ein Mittel, sie bei guter Laune zu erhalten. Als der üble Sohn des Redners Hortensius in Laodikeia erschien, zog er ihn aus Rücksicht auf den Vater einmal zur Tafel, wiederholte das aber nicht. Auch im Felde ruhte diese Sitte nicht: Pompeius lud Tigranes' Sohn ein, Antonius die Kleopatra, nachdem er von ihr glänzend aufgenommen worden war; Q. Cicero pflegte in Gallien Geselligkeit. Halboffiziellen Charakter trug auch die Bewirtung des Cassius durch Antonius, des Brutus durch Lepidus nach der Ermordung Cäsars; ebenso die Einladungen zwischen S. Pompeius einer-, Octavian und Antonius anderseits, wobei Pompeius die beiden Triumvirn auf seinem Schiffe empfing²⁾. Überhaupt darf man den politischen Hintergrund solcher Einladungen nicht vergessen. So rät Q. Cicero seinem Bruder vor der Bewerbung ums Konsulat, teils selbst, teils durch seine Freunde die Wähler, sei es durcheinander, sei es tribusweise, einzuladen. Ein Stück römischer Repräsentationspflicht erfüllt auch Ciceros Sohn, wenn er in Athen seinen Lehrer, den Philosophen Kratippos, oft zur Tafel zieht³⁾.

Auch auf ihren Landgütern setzten die vornehmen Römer diesen Lebensstil fort und bewirteten zunächst ihre in der Nähe ansässigen Standesgenossen, dann aber auch die Honoratioren der Umgegend; so hatte Cicero auf seinem Formianum Leute aus Formiae zu Gaste. Als er im Sommer auf seinem Tusculum weilt, kommt erst Trebatius, dann Curtius, eigentlich nur, um einen Besuch zu machen; er läßt sich aber zum Essen halten. Von einer häuslichen Szene auf Q. Ciceros Arcanum, einer Besitzung bei Arpinum, berichtet Cicero dem Atticus. Quintus hat Marcus zum Frühstück eingeladen und seinen Freigelassenen Statius vorausgeschickt, um zum Rechten zu sehen. Das hatte Pomponia, die Schwester des Atticus und Gattin

¹⁾ Plut. Luc. 41. Suet. Aug. 71. 74. Caes. 48. 73. Plut. Caes. 32. Cic. Verr. 2, 4, 62. Vgl. was Plut. Aemil. 28 über Paulus' Auftreten in Griechenland erzählt.

²⁾ Cic. Att. 6, 1, 16; 3, 9 (vgl. 11, 10, 1). — App. b. c. 1, 91. 113 E. Plut. Pomp. 33, 7; Ant. 27, 1. Sokrat. Rhod. FHG. 3, 326. Cic. ad Q. fr. 3, 1, 22. — Plut. Brut. 19; Ant. 14. Dio 44, 34, 7. 48, 38. App. b. c. 5, 73. Plut. Ant. 32, 3.

³⁾ Qu. Cic. comm. 44. Cic. Mur. 72. Hor. E. 1, 3, 15. — Cic. Ep. 16, 21, 3.

des Quintus, übelgenommen, und als Quintus in liebenswürdigem Tone sagte: „Pomponia, lade du die Frauen ein; ich werde die Männer einladen“, erwiderte sie patzig: „Hier bin ich die Wirtin.“

Begreiflicher Weise machten auch wohlhabende Provinzialen ein geselliges Haus. Cicero erzählt von einem reichen Bürger von Thermae in Sizilien, der in Kleinasien allerlei Kunstwerke gekauft hatte, weil er damit rechnete, römische und andere Gastfreunde bei sich zu empfangen. Philodamos, ein angesehener Bürger von Lampsakos, wurde von dem als Proquästor in Asia weilenden Verres gezwungen, eine seiner Kreaturen, Rubrius, ins Haus zu nehmen (während er sonst nur Konsuln und Prätores zu beherbergen gewöhnt war); um nicht unliebenswürdig zu erscheinen, veranstaltete er ein Gastmahl für Rubrius und gestattete ihm, dazu einzuladen, wen er wollte; von den Hausgenossen war er selbst der einzige, der daran teilnahm¹⁾. Q. Apronius, der Handlanger des Verres, ließ sich nebst seinem Gefolge von den sizilischen Gemeinden einladen, wobei es vorkam, daß auf dem Marktplatz getafelt wurde; dazu erschienen nicht nur die Honoratioren der Städte, sondern auch römische Ritter, die in der Provinz ihren Geldgeschäften nachgingen. Cato der jüngere wurde in Kleinasien viel eingeladen, besonders nachdem ihn Pompeius auffällig bevorzugt hatte²⁾.

Bei Begegnungen Gleichgestellter war es eine wichtige Etikettenfrage, wer die erste Einladung ergehen ließ. Bei der Zusammenkunft des Octavian und Antonius im J. 37 ließ jener diesem den Vortritt aus Rücksicht auf seine mit ihm verheiratete Schwester Octavia. Bei der Begegnung mit S. Pompeius im J. 39 in Misenum lud dieser die Triumvirn zuerst ein. Als Antonius in Tarsos mit Kleopatra zusammentraf, sandte er ihr eine Einladung; aber sie bat ihn, zuerst ihr Gast zu sein, und er ging darauf ein, um ihr eine Freundlichkeit zu erweisen³⁾.

Daß die Tischordnung das Ergebnis sorgfältiger Überlegung war und gewisse Plätze ihren bestimmten Rang hatten, ist bekannt genug: es gab einen *locus consularis*, und es gab einen Platz für den Freigelassenen. Dem Geminus, der im J. 32 nach Ägypten

¹⁾ Cic. Att. 15, 29, 3. 13, 9, 1. 5, 1, 3. Verr. 2, 2, 83; 1, 65 ff.

²⁾ Cic. Verr. 2, 3, 65. Ein Grieche Philon in Tyndaris, der das römische Bürgerrecht erhalten hatte, lud Verres ein (ebd. 4, 48). — Plut. Cat. min. 14.

³⁾ Plut. Ant. 35, 6. 26, 6. Dio 48, 38.

kam, um Antonius von Kleopatra loszureißen, bezeugte diese ihre Mißachtung dadurch, daß sie ihm schlechte Plätze bei der Tafel anwies. Jedoch wurde gelegentlich den Gästen die Wahl des Platzes überlassen¹⁾. Es gab auch Versuche, diese Dinge in Regeln zu bringen, wie den des Varro in seiner Saturae „*Nescis quid serus vesper vehat*“, wo über die Zahl der Gäste, die Stoffe der Unterhaltung und der *acroamata* gehandelt war²⁾.

Alle diese Äußerlichkeiten sind in ihrer Gesamtheit deshalb von Wichtigkeit, weil sie den Umgangston bestimmen; er stellt das Abbild einer hochkultivierten Tradition dar und ist das, was nicht zufällig mit einem römischen Namen *urbanus* heißt. Dem Feinde gegenüber kennt man keine Schonung; so ist z. B. Ciceros Rede gegen Piso, dem er Schuld an seiner Verbannung gab, ein förmliches Schimpfwörterlexikon; aber im Verkehr mit Freunden und überhaupt mit Leuten, mit denen man nicht offen verfeindet ist, herrscht Höflichkeit, und hat man ihnen unangenehme Dinge zu sagen, so geschieht es meist unter Vermeidung starker Ausdrücke³⁾. Es handelt sich für uns meist um Briefe, die aber den Ton des mündlichen Umganges widerspiegeln; hier fällt schon die Menge der höflichen Wendungen auf, unter denen ein *cura ut valeas* schon das mindeste ist, gelegentlich erweitert zu *valetudinem tuam velim cures diligentissime* oder *da operam ut valeas*. Aber es findet sich auch *multum te amamus* oder *fac valeas meque mutuo diligas* oder *cura ut valeas et nos ames et tibi persuadeas te a me fraterne amari*. Auch Grüße werden ausgerichtet: „Terentia liebt dich und deine Schwester und Mutter sehr und läßt dich vielmals grüßen; ebenso mein Liebling, die kleine Tullia.“ — „Es hat mich sehr gefreut, daß dein Töchterchen dir dringend aufgetragen hat, mich zu grüßen; auch von Pilia hat es mich gefreut . . . Grüße sie also auch beide

¹⁾ Marquardt-Mau 303. Friedländer zu Petron 38. Plut. Ant. 59, 3; Cato min. 37.

²⁾ Varro frg. 333 ff.

³⁾ Gallus muß Cicero sehr gereizt haben, wenn dieser ihm vorwirft, er habe „in unverschämtem Tone gebeten“ (Ep. 7, 27). Etwas gereizt an Atticus 16, 7, z. B. § 3: „darüber konnte ich mich nicht genug wundern, daß du schriebst . . .“ (Atticus hatte ihm Vorwürfe wegen seiner beabsichtigten Flucht aus Italien gemacht). Scharf Brutus an Cicero mit Ablehnung von dessen ganzer Politik ad Brut. 1, 16 (s. u.).

von mir“¹⁾. Völlig entwickelt ist der Kondolenzbrief beim Tode von Angehörigen und der Trostbrief, wie man ihn etwa an einen Verbannten richtet²⁾. Es ist wohl das Verdienst Ciceros, den Briefstil zur Vollendung gebracht und zum Instrument der verschiedensten Gefühle und Stimmungen gemacht zu haben. Schmeicheleien zu sagen, fiel dieser Zeit überaus leicht, und sie wurden im allgemeinen als das genommen, was sie waren; daß der Brief aus freundschaftlichen Wendungen bestehen sollte, ist sogar in die Theorie übergegangen³⁾. Daher fiel es unangenehm auf, sobald jemand heftige Töne anschlug; so beklagt sich Cicero bitter bei Atticus über unfreundliche Briefe des Brutus und macht seinem temperamentvollen Bruder ernste Vorhaltungen darüber, daß er taktlose Briefe geschrieben hatte. Lehrreich sind in dieser Hinsicht die Briefe an Appius Claudius Pulcher, seinen Vorgänger in der Provinz. Er war früher als Bruder des P. Clodius feindselig gegen Cicero aufgetreten, aber das Verhältnis war dann eingereckt worden. Aber dadurch, daß Cicero sein Nachfolger in Kilikien wurde, kam es zu neuen Konflikten, und es war unvermeidlich, diese in Briefen zu erörtern. Nach einer solchen peinlichen Auseinandersetzung fährt Cicero fort: „Ich werde dafür sorgen, daß Freunde und Feinde sehen, wie gut ich mit dir stehe; was deine Gesinnung gegen mich anlangt, so hast du wohl Feinden einige Gelegenheit gegeben, ungünstig davon zu denken. Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du darin Besserung schüfest.“ — Zwischen M. Antonius und den Cäsarmördern bestanden die denkbar schärfsten Gegensätze; trotzdem schreiben ihm Brutus und Cassius im Mai 44: „Wenn wir nicht

¹⁾ Kondolenzbriefe sind Cic. Ep. 4, 5 (Brief des Sulpicius an Cicero beim Tode der Tullia), 5, 16; erwähnt werden sie ad Att. 12, 13, 1 (wo Brutus' Todesbrief ihn zu Tränen rührt); 14, 4; 44, 1. Ep. 4, 6, 5, 13. An einen Verbannten Ep. 6, 2.

²⁾ Cic. Ep. 10, 15, 4, 12, 23, 4, 14, 8. Att. 1, 1, 5; 5, 8, 6, 1, 22. — Merkwürdig ist übrigens, daß Cicero stereotype Eingangformeln, die auch abgekürzt werden (*S. V. B. E. V. = si vales bene est, ego valeo*), außer im Verkehr mit offiziellen Persönlichkeiten (Pompeius Ep. 5, 7), in Briefen an seine Frau anwendet (14, 8, 11 u. ö.). Vgl. auch die Briefe des Cassius (12, 13), Brutus und Cassius (11, 3), Metellus und Vatinius (5, 1, 9). Vgl. Hofmann-Sternkopf zu 5, 1 (S. 23). Daß diese Formeln von den Griechen übernommen sind, zeigt Ziegmann, Dissert. Halens. 18, 254. 302. 310. 339.

³⁾ Vgl. etwa Cic. Ep. 2, 5, 6, 3, 1, 1. — Demetr. de eloc. 231 f.

von deiner Treue und Freundschaft gegen uns überzeugt wären, so hätten wir dir diesen Brief nicht geschrieben; da du so gesinnt bist, so wirst du ihn in gutem Sinne aufnehmen.“ Weiter heißt es: „Niemand kann uns täuschen als du, und das liegt deiner Brayheit und Zuverlässigkeit fern; aber niemand sonst hat die Möglichkeit, uns zu täuschen; denn dir allein haben wir vertraut und wollen wir vertrauen“¹⁾. Ähnlich diplomatisch ist der Brief, den Cicero im März 49 an Cäsar schreibt, um die Sache des Friedens w-möglich noch zu retten. Cicero steht ganz auf der Seite des Pompeius, richtiger, auf der des Senates, und Cäsars Politik ist ihm im Grunde in der Seele zuwider; aber in diesem Augenblick, wo es sich darum handelt, den Bürgerkrieg abzuwenden, findet er eine Reihe der freundschaftlichsten Wendungen: „bei deiner wunderbaren und einzig dastehenden Klugheit . . . ich hielt diesen Krieg für eine Beleidigung gegen dich, da Feinde und Neider dir die durch ein Privileg des römischen Volkes zugestandene Auszeichnung entziehen wollten.“ Auch noch, als Cicero sich entschlossen hatte, zu Pompeius zu reisen, sandten ihm Antonius und Cäsar liebenswürdige Briefe, um ihn davon abzubringen. Es fällt kein hartes, ja kaum ein scharfes Wort; vielmehr versichert ihm Antonius, daß er nächst Cäsar niemanden so liebe wie ihn. Cäsar beschwört ihn bei seiner Freundschaft, zu bleiben: es könne sonst so aussehen, als sei Cicero mit einer seiner Handlungen nicht einverstanden, „und das wäre das Schlimmste, was du mir antun könntest“²⁾.

Für solche abgewogene Höflichkeit bietet Ciceros Korrespondenz auf jeder Seite Belege; hier können nur einzelne Beispiele gegeben werden. Ich will einen überaus diplomatischen Brief Catos her-setzen, den man sich als unerbittlichen Stoiker vorzustellen pflegt. Cicero hatte von Kilikien aus ein Dankfest für sich beantragt, weil es die Voraussetzung für den Triumph bildete, und hatte Cato in einem ausführlichen Briefe unter Betonung seiner Freundschaft gebeten, dafür einzutreten. Das hatte Cato nicht getan, aber der Antrag war trotzdem durchgegangen. Zur Entschuldigung schreibt Cato folgenden Brief: „Das Staatsinteresse und unsere Freundschaft veranlaßt mich, gern meiner Freude darüber Ausdruck zu geben,

¹⁾ Cic. Att. 6, 1, 7. Qu. fr. 1, 2, 6. RE 3, 2849. Bardt, Römische Charakterköpfe (Berlin 1913) 114. Cic. Ep. 3, 6. 11, 2.

²⁾ Cic. Att. 9, 11 A. 10 A. B (A übersetzt bei Bardt 185). ad Brut. 2, 3, 6.

daß deine in wichtiger Friedensarbeit erprobte Tüchtigkeit, Uneigennützigkeit und Gewissenhaftigkeit sich jetzt ebenso eifrig im Kriege und draußen betätigt. Ich habe also getan, was ich meiner Überzeugung nach tun konnte: ich habe bei meiner Abstimmung die Anerkennung dafür zum Ausdruck gebracht, daß unsere Provinz durch deine Uneigennützigkeit und Klugheit verteidigt, daß das Reich des Ariobarzanes und er selbst erhalten, daß die Stimmung der Bundesgenossen für unsere Herrschaft wiederhergestellt worden ist. Über das dir bewilligte Dankfest kann ich mich freuen, wenn es dir lieber ist, daß wir den unsterblichen Göttern als dir für Taten danken, an denen nichts Zufälliges war, sondern durch die du mit größter Klugheit und Mäßigung das Staatsinteresse gewahrt hast. Wenn du aber in dem Dankfest eine Vorentscheidung über den Triumph siehst und es deshalb lieber siehst, daß wir dem Zufall danken als dir: einerseits folgt nicht immer auf das Dankfest ein Triumph, andererseits ist es viel ehrenvoller, wenn der Senat erklärt, die Provinz sei durch die Milde und Uneigennützigkeit des Feldherrn behauptet und gerettet als durch militärischen Kraftaufwand oder die Gnade der Götter. Das wollte ich durch meine Abstimmung zum Ausdruck bringen. — Ich habe dir hierüber gegen meine Gewohnheit ausführlich geschrieben, weil ich den lebhaften Wunsch habe, dir die Überzeugung beizubringen, daß ich für deine Ehrung eingetreten bin, indem ich der für dich ehrenvollsten Überzeugung Ausdruck gab, daß ich mich aber über die in deinem Sinne ausgefallene Entscheidung freue. Lebe wohl, behalte mich lieb und bewähre weiter deine Charakterfestigkeit und Gewissenhaftigkeit gegen die Bundesgenossen und das Vaterland¹⁾. Ich greife noch eine Äußerung des Brutus heraus, der aus Dyrrhachium im April 43 an Cicero schreibt: „Dein Sohn Cicero macht sich bei mir durch Eifer, Ausdauer, Energie, Mut und überhaupt durch alle seine Leistungen so beliebt, daß ich den Eindruck habe: der Gedanke, wer sein Vater ist, läßt ihn nicht los. Da ich es nun nicht erreichen kann, daß du ihn, der dir so teuer ist, noch mehr liebst, so schöpfe wenigstens aus meinem Urteil über ihn die Überzeugung, er werde es nicht nötig haben, sich auf deinen Ruhm zu berufen,

¹⁾ Ep. 15, 5 (auch bei Hofmann-Sternkopf 1, 172; Bardt, Röm. Charakterköpfe 111).

um zu den Ehren seines Vaters aufzusteigen.“ Man sieht hier, wie da, wo direktes Lob nicht am Platze ist, indirektes herangeholt wird.

Soviel Heuchelei und Unaufrichtigkeit auch bei diesem ganzen Treiben unterläuft, so darf man doch nicht vergessen, daß die Zeitgenossen diese superlativischen Wendungen in ihrem wahren Werte einschätzten. Das wird bisweilen ausgesprochen. Trebonius hatte dem Cicero Vorhaltungen gemacht wegen eines an den Redner Licinius Calvus gerichteten schmeichelhaften Briefes, der nach dessen Tode veröffentlicht worden war; Trebonius fand das darin dem Calvus gespendete Lob übertrieben. Darauf antwortet Cicero: „Erstens habe ich jenen Brief an Calvus in der Meinung geschrieben, er werde ebensowenig verbreitet werden wie dieser, den du jetzt liest; denn man schreibt anders, wenn man meint, nur der Empfänger werde es lesen, und anders, wenn man auf viele Leser rechnet. Zweitens habe ich seiner Begabung ein höheres Lob gespendet, als nach deiner Meinung der Wahrheit entsprach, zunächst, weil ich wirklich so dachte . . . er besaß eine ausgedehnte und vertiefte literarische Bildung, aber keine Kraft: zu dieser suchte ich ihn anzuspornen. Bei einer solchen Ermunterung wirkt es aber sehr, wenn man den lobt, den man ermahnt. Nun kennst du mein Urteil und mein Verfahren betreffs des Calvus: mein Verfahren, insofern ich ihn lobte, um ihn anzufeuern; mein Urteil, daß ich von seiner Begabung einen sehr günstigen Eindruck hatte.“ Man muß dazu wissen, daß Calvus zu jenen Attizisten gehört hatte, die Cicero als Redner angriffen und dadurch an der empfindlichsten Stelle trafen, und daß Calvus' eigene bläßliche Beredsamkeit dem Cicero im Grunde wenig imponieren konnte; aber er hielt es für richtig, ihn diplomatisch zu behandeln. Ähnlich machte er es mit M. Brutus, auf dessen Freundschaft er großen Wert legte, der sich aber ebenfalls auf die Seite der Attizisten geschlagen hatte. So findet sich im „Brutus“ und „Orator“, die ihm beide gewidmet sind, nichts von Polemik, die nahe genug gelegen hätte, sondern nur Komplimente und liebenswürdige Wendungen, diktiert von der Hoffnung, den Brutus doch noch für das eigene Lager zu gewinnen¹⁾.

Wo er genötigt ist, rauhere Töne anzuschlagen, versteht er doch, sie durch sanftere zu mildern. Ich will einen Brief hersetzen,

¹⁾ Cic. Ep. 15, 21, 4. Kroll, Einl. zu Brut. S. 16; zu Orat. S. 1.

in dem er seinem jungen Freunde Trebatius Testa Vorhaltungen macht; dieser war auf seine Empfehlung von Cäsar mit nach Gallien genommen worden und hatte von dort unzufriedene Briefe geschrieben: „Nach deinem Briefe habe ich meinem Bruder Quintus gedankt und kann dich endlich loben, weil du zu einer festen Meinung gekommen zu sein scheinst. Denn in den ersten Monaten habe ich mich über deine Briefe sehr geärgert, weil du mir manchmal (du mußt es nicht übelnehmen) in deiner Sehnsucht nach der Stadt und dem städtischen Leben schwächlich, manchmal träge, manchmal furchtsam im Kriegsdienst, oft auch, was dir gar nicht liegt, etwas unverschämt vorkamest. Denn als ob du eine Zahlungsanweisung an den Feldherrn bekommen hättest und keinen Brief, wolltest du nach Einstreichung des Geldes nach Hause eilen, ohne daran zu denken, daß die Leute, die mit solchen Anweisungen nach Alexandria kamen, noch keinen Heller bekommen haben (Anspielung auf den Handel zwischen Ptolemaios Auletes und Rabirius Postumus). Wenn ich egoistisch dächte, so hätte ich dich am liebsten bei mir; denn mein Vergnügen an deiner Gesellschaft und der Nutzen aus deinem Rat und deiner Hilfe war nicht gering; da du aber seit deiner Jugend in ein Freundes- und Schutzverhältnis zu mir eingetreten bist, so hielt ich es immer für meine Pflicht, dich nicht nur zu schützen, sondern auch zu fördern und auszuzeichnen. Du erinnerst dich ja wohl an den Vorschlag, den ich dir machte, als ich noch selbst damit rechnete, in die Provinz zu gehen (NB. er wollte Tr. mitnehmen). Nach Aufgabe dieses Planes habe ich, da ich Cäsars rücksichtsvolles Verhalten gegen mich und seine große Freundschaft für mich, seine außerordentliche Liebenswürdigkeit (*liberalitas*) und ungewöhnliche Zuverlässigkeit kannte, ihm dich so dringend und eingehend empfohlen, wie ich nur konnte. Er hat das so aufgefaßt und mir oft brieflich bedeutet und dir durch Wort und Tat gezeigt, daß meine Empfehlung bei ihm wirksam war. Wenn du mir etwas Verstand oder Wohlwollen für dich zutraust, so gib diesen Mann, nachdem du ihn gefunden hast, nicht auf, und wenn dir einmal etwas nicht nach Wunsch geht, wenn er dir infolge von Überlastung oder anderen Hindernissen zu versagen scheint, so habe Geduld und warte den Enderfolg ab, von dem ich dir garantiere, daß er für dich angenehm und ehrenvoll sein wird. Weiterer Worte bedarf es nicht; vergiß nur nicht, daß, wenn du

diese Gelegenheit versäumst, du nie eine andere finden wirst, die Freundschaft dieses hervorragenden und großmütigen (*liberalis*) Mannes zu erwerben oder eine ergiebigere Provinz zu finden oder deine Jugend besser auszunutzen.“ Hier sind die tadelnden Ausdrücke (*levis, timidus, piger, subimpudens*) durch Freundlichkeiten so gemildert, daß die bittere Pille einigermaßen verzuckert ist; andererseits ist alles, was in dieser Lage gesagt werden mußte, mit vollendeter Klarheit und Kunst gesagt. Man kann vielleicht nirgends besser das hohe kulturelle Niveau dieser Zeit erkennen¹⁾.

Von erfrischender Deutlichkeit ist ein Brief an Fadius Gallus aus dem J. 46: „Ich wundere mich, daß du mir Vorwürfe machst, zu denen du kein Recht hast. Aber auch wenn du es hättest, durftest du sie nicht erheben. . . . Du redest vieles, aber niemand glaubt dir. — Du behauptest, dich um meinetwillen um das Volkstribunal beworben zu haben: wärest du doch immer Tribun! Du brauchtest dich nach keinem umzusehen, der den intercessor spielt. Du behauptest, ich wagte nicht meine Meinung zu sagen, gerade als hätte ich auf dein unverschämtes Ansinnen nicht die gebührende Antwort gegeben. Dies schreibe ich dir, damit du einsiehst, daß du auf dem Gebiet, auf dem du dir einbildest etwas zu können, gar nichts bedeutest.“ Hier redet Cicero zu einem Menschen, den er es sich leisten kann zu übersehen; etwas diplomatischer ist der Ton in einer Note, die Brutus und Cassius im August 44 an Antonius senden: „Wir haben deinen Brief gelesen, der deinem Edikt ganz ähnlich ist; er ist voll von Beleidigungen und Drohungen, und es gehörte sich nicht, daß du ihn an uns schicktest. Wir, Antonius, haben dich durch keine Beleidigung gereizt und meinten, du würdest dich nicht wundern, daß wir als Prätores und in unserer Stellung in einem Edikt eine Forderung an den Konsul stellten; wenn du es aber übel nimmst, das wir das gewagt haben, so gestatte uns, es übel zu nehmen, daß du Brutus und Cassius nicht einmal soviel Recht einräumst. . . . Du kannst uns nicht durch Drohung mit Waffengewalt erschrecken; denn es steht uns nicht an, daß wir uns vor irgend einer Gefahr beugen, und Antonius kann nicht verlangen, die zu beherrschen, denen er die Freiheit zu danken hat. Wenn andere Erwägungen uns den Entschluß nahe-

¹⁾ Cic. Ep. 7, 17.

legten, den Bürgerkrieg zu entfesseln, so würde dein Brief keinen Erfolg haben; denn Drohungen machen auf Freie keinen Eindruck; aber du erkennst sehr wohl die Unmöglichkeit, uns zu irgend etwas zu drängen, und verlegst dich vielleicht deshalb auf Drohungen, damit unser Entschluß nach Furcht aussieht¹⁾.

Auch Cicero gegenüber hält Brutus mit seiner Meinung nicht zurück; er schreibt ihm aus Athen im Dez. 44: „Einen Teil deines Briefes an Octavius habe ich gelesen; Atticus hatte ihn mir geschickt. Deine Besorgnis um mein Wohlergehen hat mir nicht von neuem Freude gemacht; denn es ist nicht nur gewöhnlich, sondern schon alltäglich, von loyalen und ehrenvollen Äußerungen oder Handlungen zu hören, die du in meinem Interesse getan hast. Aber eine Empörung, wie ich sie mir größer nicht denken kann, hat eben jener Passus des Briefes an Octavius in mir ausgelöst. . . . Lies deine Worte noch einmal und wage zu bestreiten, daß das der Ton ist, in dem ein Untertan sich seinem König bittend naht“²⁾.

Auch im mündlichen Verkehr suchte man, so lange es ging, die äußeren Formen zu wahren. Als Lucullus nach den großen Erfolgen, die er im Kriege gegen Mithridates errungen hatte, dem Pompeius weichen mußte und mit ihm auf Verabredung zusammentraf, verlief die Unterredung zuerst trotz der schwierigen Situation in höflichen Formen, ging aber freilich nachher doch in einen Zank über. Später verkehrten sie aber doch wieder freundschaftlich miteinander³⁾. Ausnahmefälle, in denen vom höflichen Ton abgewichen wurde, werden gelegentlich vermerkt. Nicht ohne Bosheit tut dies Cäsar, als er über die Ereignisse des Sommers 48 im pompejanischen Lager berichtet. Damals hielt man Cäsar bereits für besiegt und verteilte das Fell des Löwen, ehe man ihn erlegt hatte; um seinen Sitz im Pontifikalkollegium stritten sich drei Leute vom höchsten Adel, Domitius Ahenobarbus, Metellus Scipio und Lentulus Spinther, und es kam zu den schwersten Beleidigungen⁴⁾.

¹⁾ Cic. Ep. 7, 27. 11, 3.

²⁾ Ad Brut. 1, 16, 1 (vgl. 9, 1). Übrigens schreibt Cicero über Brutus im Mai 45 an Atticus (12, 36, 2) *nihil tam videtur potuisse facere rustice*.

³⁾ Plut. Pomp. 31, 7. Luc. 41. RE 13, 405.

⁴⁾ Caes. b. c. 3, 83, 1 (daraus wohl Plut. Pomp. 67, 9 = Caes. 42, 1); vgl. Münzer Adelsparteien 360.

Aber das sind Ausnahmefälle; im allgemeinen herrscht in der senatorischen Gesellschaft eine hohe Gesittung, die sich auch in den äußeren Lebensformen zeigt. Griechischer Einfluß ist in manchem nicht zu verkennen, so in der Gestaltung der Geselligkeit, in den Formeln des Briefverkehrs; aber in der Hauptsache ist es doch wieder die senatorische Tradition, die diese Umgangsformen geschaffen hat, wie sie sich ähnlich in jeder aristokratischen Gesellschaft entwickeln werden.

Germanische und christliche Religiosität.

Von Helmut de Boor.

Wenn man bei einem so weitschichtigen Thema wie dem hier angeschlagenen überhaupt zu einem gedeihlichen Ergebnis kommen will, muß man sich für eine bestimmte Betrachtungsweise entscheiden, muß aus der Fülle der Möglichkeiten eine Auswahl treffen und andere denkbare Lösungsversuche entschlossen beiseite lassen. Diese Auswahl ist mit Art und Amt des Verfassers dieser Zeilen gegeben. Ich bin weder Theologe noch Philosoph, sondern Germanist, das heißt, Vertreter einer historischen Wissenschaft. Nicht auf eine Ergründung der tiefsten religiösen Gehalte des Christentums als eines ewig Unveränderlichen soll es mir daher ankommen, nicht auf die Frage, wie sich ein absolut und dauernd gültiger germanischer Geist herausarbeiten ließe, und wie er sich gegenüber dem christlichen Grundwesen verhält — wertmäßig und grundsätzlich verhält. Diese Fragestellung ist im heutigen Deutschland ins Aktuelle gewendet und zu einer Tagesfrage gemacht worden. Sie hat zu den grotesken Versuchen, zur Wiederbelebung germanischer Religionsformen oder zu der bedenklichen Konstruktion eines deutschen Christentums geführt. Solche Dinge sollen uns nicht beschäftigen oder wenigstens für uns nicht im Mittelpunkt stehen. Wir sehen mit dem Auge des Historikers, und wir fragen zunächst: Was begab sich an jener entscheidenden geschichtlichen Schnittstelle, da die vorher heidnischen Germanen den neuen Glauben übernahmen? Wie wirkte er auf sie, was für Antriebe hatten sie,

den entscheidenden Schritt zu tun, was begriffen sie von der neuen Lehre, und wie formten sie das Neue in sich und sich in das Neue hinein? Allerdings sind wir dabei der altmodischen Überzeugung, daß geschichtliche Betrachtung der Gegenwart immer noch etwas zu lehren habe, und daß etwa alle jene germanentümelnden Ausschweifungen religiöser Art nicht denkbar wären, wenn man sich zuvor um germanische Religion gekümmert hätte.

Freilich, indem wir dies zuversichtlich aussprechen, erlahmt unsere Zuversicht bereits. Denn wenn wir uns gestehen müssen, wie schwer es uns schon fällt, das religiöse Erlebnis nicht allzuferner christlicher Vergangenheit nachzuleben, und wie verschieden eine so hell umglänzte religiöse Persönlichkeit wie Luther gesehen werden kann, so möchte man an der Möglichkeit verzagen, über die Religiosität einer viel ferneren und mit uns durch keinen Traditionsstrom mehr verbundenen Vergangenheit etwas auszusagen. Dazu kommt noch, daß für das germanische Heidentum die Quellen spärlich und meist bewußt oder unbewußt verfälscht sind. Denn fast alle Dokumente zur germanischen Religion sind ja erst mit der Schrift des Römertums und der christlichen Kirche aufgezeichnet und also von wesensfremden oder religiös geradezu innerlich feindlichen Berichterstattern überliefert. Und selbst für unsere treuesten Zeugen, die Nachrichten und Schriftwerke des alten Island — die Edden, die Sagas — dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie erst von der sechsten bis achten christlichen Generation der Insel endgültig geformt und zu Papier gebracht worden sind, und daß ihre Ausarbeiter und Aufzeichner sehr häufig Geistliche waren. So sehr wir ihre Treue und Lebendigkeit in der Darstellung altgermanischen Lebens und Denkens bewundern, so muß doch grade auf dem religiösen Gebiet schon die Auswahl dessen, was sie für mitteilbar, was für verwerflich hielten, das Bild einseitig beeinflussen. Was sich uns dennoch als Bild germanischer Religiosität zu enthüllen scheint, ist also begreiflicherweise undeutlich und daher vieldeutig und viel gedeutet. Indessen bleibt nichts übrig, als das Bild so zu entwerfen, wie ich es sehe, ohne daß in dem Rahmen eines Aufsatzes Raum und Anlaß gegeben wäre, meine Auffassung nach allen Seiten wissenschaftlich zu begründen. Wir müssen einfach ein Bild germanischer Religiosität haben, ehe wir die Vergleichsfrage unseres Titels stellen können.



Wir wenden den Blick auf die germanische Bekehrungszeit, oder vielmehr auf jene lange geschichtliche Periode, die von den ersten Bekehrungen bei den Goten im vierten Jahrhundert beginnt, und die mit den letzten Vorstößen gegen die Reste des Heidentums in abseitigen Landschaften Schwedens im zwölften Jahrhundert endet. Hier überrascht auf allen Stufen des großen Bekehrungswerkes immer wieder die verhältnismäßig leichte Art, mit der die Germanen den alten Götterglauben aufgeben und die neue Religion annehmen. Und zwar geschieht die Bekehrung um so leichter und schneller, je weniger der religiöse Übergang von staatlichem Zwang und politischer Neuerung begleitet ist. Der schnell vollzogene freiwillige Übertritt zur neuen Religion ist ein eigenartiges, immer wieder zu beobachtendes Merkmal der Germanenmission. Und umgekehrt: Der religiöse Widerstand flammt nicht aus sich selber empor, aber er wird alsbald stark und heftig, wo sich ihm politischer Widerstand zugesellt; er muß seine Kraft vom politischen Widerstand erborgen. Zeugen der leichten Bekehrung mit verhältnismäßig geringen Reibungen sind etwa die gotischen Völker der Wanderungszeit, die uns überraschend früh und geschlossen als Christen entgegetreten. Die Missionsgeschichte kann bei ihnen nur mit ungewöhnlich wenigen Märtyrern aufwarten, und im Verhältnis zu der allgemeinen Aufgewühltheit der Zeit geht die Bekehrung ohne große Konflikte und blutige Taten ab. Am anderen Ende der germanischen Welt ist die Bekehrung der Insel Island hierfür bezeichnend. Sie ist in einem Zeitraum von zwanzig Jahren vollendet und kennt nur einen einzigen großen dramatischen Moment. Das war die politische Auseinandersetzung über die Staatsreligion — diesen modernen Begriff muß man wirklich ins isländische Altertum verpflanzen — auf dem bewegten Allthingi des Jahres 1000. Sobald hier aus reiner Staatsraison der Entscheid auf die christliche Seite gefallen war, machte die religiöse Durchführung keinerlei Schwierigkeiten mehr. Als Zeugen für den anderen Bekehrungstyp, die Auflöschung des religiösen Widerstandes durch den politischen, lassen sich dagegen die Vorgänge während der drei Bekehrungsgenerationen in Norwegen anführen. Hier setzte die politische Idee des Großkönigtums nach karolingischem Vorbild die Machtmittel der universalen Kirche gegen die landschaftliche Selbständigkeit ein. Und alsbald sehen wir, wie germanische Männer in Scharen

den Tod erleiden oder in die Verbannung gehen, nicht in erster Linie aus religiösen Motiven heraus, aber doch in dem Bewußtsein, daß die Unterwerfung unter die neue Religion zugleich ein Aufgeben politischer Rechtsansprüche bedeute. Vor allem aber läßt sich auf die Missionswerke des karolingischen Reiches selbst hinweisen, das den erbitterten Widerstand der östlichen Kontinentalstämme — namentlich der Friesen und Sachsen — fand und erst durch seine politische Verbitterung den religiösen Widerstand aufstachelte.

Wie aber sollen wir dieses merkwürdige Verhalten deuten? Ist es religiöse Gleichgültigkeit, die leichten Herzens den einen Glauben hinwirft und den anderen hinnimmt? Ist es eine intuitive Erfassung oder tiefere Einsicht in die religiösen und sittlichen Vorzüge des neuen Glaubens, die den alten alsbald außer Kurs setzt? Keines von beiden scheint uns überzeugend. Jenes nicht, bei dem sonst so ausgesprochenen Sinn des Germanen für zähes Festhalten an Treuebindung — und wo, wenn nicht in der „*religio*“ der Bindung schlechthin, wäre solches Treueverhalten am Platze! Dieses nicht, weil sonst kaum verständlich wäre, wie auf die Bekehrungszeit rings im jungchristlichen Germanien grade eine Zeit sittlichen Verfalls folgt, der erst langsam durch ein tieferes Eindringen in die christliche Weltanschauung überwunden wird. Der Grund muß wohl anderswo liegen.

Soll ich mich paradox ausdrücken, so liegt er darin, daß die sogenannte germanische Religion gar nicht die Religion der Germanen gewesen ist. Wir meinen damit: Der landläufige Begriff von germanischer Religion, jener germanische Olymp mit Odin als Oberhaupt und einer wohlgeordneten Schar von Fachgöttern hat niemals bestanden, er ist von einer gelehrten isländischen Schule des 12./13. Jahrhunderts gemacht worden. Wir wollen aber darüber hinaus besagen: Im religiösen Denken des Germanen stehen der Gott oder die Götter überhaupt nicht im Mittelpunkt. Nicht immer ist nämlich in der Religion der Gott die tragende Macht, um die alles andere kreist. Die „Bindung“, die das Wort *religio* vorbildlich richtig als den Kern des religiösen Wesens bezeichnet, kann am Gott vorbeigehen; er kann, religionsgeschichtlich gesehen, Außenposten bleiben. Die Erkenntnis der germanischen Religiosität ist eben dadurch solange gehemmt gewesen, daß sie diesen

wichtigen Satz nicht beachtet hatte. Man hat entweder die Bedeutung der germanischen Götter übertrieben, um eine germanische Religion aufbauen zu können, oder man hat die germanische Religiosität unterschätzt, weil man in den germanischen Göttern nur sehr wenig Religiöses greifen konnte.

Aber das germanische Leben war nicht ohne jene „Bindung“ an tragende Kräfte, war in diesem Sinn nicht unreligiös oder religiös schwach entwickelt. Es waren nur andere Bindungen als die eigentlich persönlich = göttlichen. Das Leben des Germanen ist verwebt in ein ganzes System von Bindungen voll höchster Kraft und Bedeutsamkeit. Doch erfließen sie, wie ich bereits früher an anderer Stelle (Der Kleine Bund, Nr. 27, 1931) ausgeführt habe, aus den Begriffen von Sippe und Recht. Der Germane handelt zu keiner Zeit seines Daseins ausschließlich als Einzelwesen nur für sich und aus sich heraus. Er lebt und handelt immer aus den Antrieben und Kräften, die ihm von der Gruppe gegeben werden, in der er steht. Diese Gruppe aber, aufgebaut aus Individuen von geprägter Eigenart und Eigenkraft, gleicht in nichts einer modernen Organisation. Diese ist die bewußte Zusammenfassung von außen und oben her, zur Durchführung bestimmter Zwecke. Die germanische Gruppe baut sich nach innewohnenden Kräften von innen her auf. Die Kleingruppe von Familie und Sippe, umschlossen vom Bezirk des Hauses und des sippengebundenen Grundbesitzes ist ein Organismus für sich, in den sich die Kräfte und Fähigkeiten des einzelnen Gliedes abgestuft einordnen. Der Hausherr, das Sippenhaupt, ist der Schwerpunkt eines in sich geschlossenen Systems von Kräftepolen und Kraftlinien, in dem jeder Einzelne seine Stelle bestimmt erhält durch die Bedingungen der Geburt und der Verwandtschaft, des eingebornen Charakters und der eingebornen Wirkenskraft. Vom Hausherrn bis zum unfreien Knecht umschließt dieses geheimnisvoll-lebendige Gebilde der organischen Gruppe alle, die zu ihr gehören. Jedem ist sein Platz angewiesen; der Knecht steht an anderer Stelle als der Freie, der Sohn an anderer als der Vater. Aber indem sie diesen Platz mit den ihnen eingebornen Gaben und Kräften ausfüllen, bestimmen sie selbst ihre tatsächliche Leistung und Geltung im Gruppenganzen. Herr ist Herr, Knecht ist Knecht nur im abstrakten starren Rechtsgefüge. Wo dieses sich mit lebendigem Leben erfüllt, steht jeder tätig an der Gruppe

Beteiligte höher oder tiefer, näher oder getrennter im Gesamtaufbau, je nach den Eigenkräften, die er ihm zuzuführen vermag. Schon die kleinste Gruppe ist kein starres, sondern ein schmiegsames Gebilde, und die Kraftverteilung in ihr ist in stetem Wechsel und Wandel. Jede tüchtige Leistung kommt der Gruppe als Ganzem zugute, aber sie fördert zugleich die Bedeutung des Einzelnen in der Gruppe, sei er Herr oder Knecht. Jede aktive Kraft schafft sich Raum zur Betätigung; jede schwindende Kraft tritt gegen aufstrebende zurück. Immer aber bleibt die Einzelleistung nicht Leistung des Einzelnen. Sie geht in die Gruppe ein, stärkt sie oder schwächt sie. Der Einzelne baut an der Gruppe; sein gesamtes Leben fließt ihr zu, als Kraft, als Schwäche; und Kraft oder Schwäche strömt aus dem lebendigen Gesamtgebilde auf den Einzelnen zurück.

Wo größere Gruppen ein Bündel von Sippen zusammenfassen, wiederholt sich der Aufbau in größerer und vielfältigerer Anordnung. Dann schießen die Fäden von Gruppe zu Gruppe, von Sippe zu Sippe, von Haushalt zu Haushalt. Wieder gliedern sich die einzelnen Kräfteschwerpunkte ein und unter, in ein lebendig-schmiegsames System von Wechselbeziehungen, und die gesammelte Kraft jeder Kleingruppe wird zu einem Einzelposten im Kräftesystem der großen Gruppe. Was die einzelne Sippe an Kräften der Tradition, des Besitzes, der Leistung einzusetzen hat, das bestimmt ihre Stellung im ganzen. Und wie in der Kleingruppe das Kräftesystem labil ist, sich ewig wandelnd verschiebt, so in höherer und mannigfaltigerer Weise in der größeren Gruppe. Beherrschende Sippen werden klein und verfallen, kleine Sippen steigen durch ihr „Glück“, ihre „Leistung“ an bevorzugten Platz. Landschaft, Dorfschaft, Stamm, Völkerschaft, Staat sind von dauernder dynamischer Spannung erfüllt. Sie sind das Feld für den immer wieder neu geschichteten Ausgleich zwischen den Kräftewirkungen der kleinen Gruppen. Und wie in jenen aus Bedeutung und Leistung aller Einzelglieder der lebendige Leistungsbegriff „Sippe“ entsteht, so fließen nun all jene Kraftwirkungen der einzelnen Sippen zusammen in der Gesamtkraft der großen Gruppe, die Bauernschaft, Gau, Stamm, Volk heißt. Auch hier gilt es, daß die Leistungen der Untergruppe nichts Vereinzeltens bleiben, sondern als Kraft und Wert in die Gesamtheit einströmen, und daß die einzelne Klein-

gruppe, wie sie ihre Kraft oder Schwäche der Gesamtheit zuführt, so auch Kraft oder Schwäche aus der Gesamtheit empfängt.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, in Kürze dieses germanische Gesamtgebild, das von unseren Lebensformen so weit ab liegt, mit genügender Deutlichkeit zu zeichnen und die eigentümliche Wechselbeziehung zwischen Individuum und Gruppe scharf genug zu charakterisieren. Doch wird manches im weiteren Verlauf noch deutlicher werden. Diese Bindungen nämlich, in denen der einzelne steht, diese Gruppen, die er mit Leben erfüllen hilft, indem er selbst lebt, sind in eigenartigster Weise mit religiöser Kraft geladen. Ich habe nicht ohne Absicht das Bild einer strömenden Kraft gebraucht, die sich in dem Organismus einer germanischen Gruppenbildung durch die Glieder ergießt. Für das, was ich hier sehr unvollkommen mit Bezeichnungen wie „Glück“, „Erfolg“, „Leistung“ auszudrücken versuchte, besitzt der Germane — oder, da wir das alles nur im Norden mit genügender Deutlichkeit sehen, der Nordländer — eine ganze Reihe von Ausdrücken, wie „*gipta*“ das zu geben, „*fylgja*“ das zu folgen, „*hamingja*“ das zu *hamr* (die Gestalt) gehört, und alle diese Ausdrücke haben religiöse Bedeutung. Sie sind der Ausdruck für eben jene innewohnenden, rational nicht faßbaren Glücks- und Leistungskräfte des Einzelnen wie der Gruppe. Wenn ein alter Isländer eine Streitsache mit einem anderen anfangen will, so kann ihm mit der Begründung davon abgeraten werden, sein Gegner sei ein *giptumadr*, ein Mann mit ausgesprochener „*gipta*“, oder moderner gesagt, mit einer Veranlagung zu Glück und Erfolg im Dasein, gegen die schwer anzukämpfen sei. Diese Veranlagung, die wir etwa mit „Heilskräfte“ wiedergeben mögen, ist sein Eigentum, ihm zugehörig wie sein Arm und sein Schwert; sie ist aber damit zugleich ein Besitzstück seiner Gruppe, sie steigert die „*gipta*“ der Gruppe, wie in einer steten Rückbezüglichkeit die Heilskräfte der Gruppe dem Einzelnen in allen Augenblicken seines Daseins zu Gebote stehen und zugute kommen. Diese Heils- und Erfolgskräfte werden in vielen Fällen so erwähnt, daß wir sie als ein magisches Etwas im Gesamtorganismus des Einzelnen wie der Gruppe auffassen müssen. „Magisch“ bedeutet einen Zustand zwischen Stofflichem und Geistigem. Und so erscheint das, was wir Heilskraft nennen, bald mehr als ein Prinzip, bald mehr als eine Substanz, und als solche wieder in

einem echt magischen Schwanken zwischen Gestaltetheit und Ungestaltetheit. Schon die Namen: „*gipta*“ = was einem gegeben ist, „*fylgja*“ = was einen geleitet, lassen das Unbestimmte, Ungestaltete dieser magischen Kräfte erkennen. Doch gerade in entscheidenden Augenblicken des Daseins erscheint die „*fylgja*“ gern mythisch gestaltet als Mensch oder Tier; sie verkörpert sich und wird von dem oder jenem gesehen, im Traum oder auch im Wachen. Sie ist ebenfalls in der eigentümlichen Wechselwirkung von Individuellem und Gruppenhaftem gedacht, wie die Kräfte selbst, die sich in ihr verkörpern. Wie körperhaft und individuell sie gefaßt werden kann, zeigt etwa die hübsche kleine Geschichte aus der Kindheit des mächtigen Norwegers Thórsteinn uxafót. Als angeblicher Bankert wird das Kind ausgesetzt, aber von einem Bauern gefunden und aufgezogen. Als das Kind eines Tages in die Stube kommt, wo der alte Vater des Bauern vor sich hinträumend sitzt, fällt es an der Schwelle hin und weint. Der Alte aber lacht darüber und auf Befragen gibt er folgenden Grund an: Als der Kleine in die Stube kam, sei vor ihm, den anderen unsichtbar, ein junger Eisbär einhergetrollt, der habe an der Schwelle gestutzt, als er Menschen in der Stube bemerkte, und da sei der Knabe über ihn gestolpert. Das war, so fährt er erklärend fort, die „*fylgja*“ des Knaben, und daß sie als ein so mächtiges Tier wie der Eisbär aufgetreten sei, verrate, daß ihr Besitzer von vornehmem Geschlecht sein müsse. Dies bewahrheitet sich auch später. Hier fassen wir die Fylgjenvorstellung in einer naiven Körperlichkeit. Die „*fylgja*“ des Kindes ist selbst noch ein junges Tier, sie wächst also mit ihm. Sie ist so wirklich, daß man darüber stolpern kann. Sie ist Besitz des Kindes, ist aber doch an die Gruppe gebunden; nur die bedeutsame Sippe liefert den Angehörigen eine bedeutsame „*fylgja*“. In ihr begleitet das Glück und die Größe der Sippe das Kind durchs Leben, doch sie verpflichtet es auch, durch seine Leistung an dem Fortbestand der Familiengröße mitzuarbeiten.

Wie der Einzelne an der Heilskraft der Sippe gebend-nehmend teil hat, seine persönliche „*fylgja*“ von der Sippe her bestimmt ist, so besitzt auch die Gruppe, die Gesamtheit, die Landschaft solche Kräfte, die sich mythisch verkörpern können. So finden wir in alten isländischen Rechtsbestimmungen die merkwürdige Satzung,

daß Schiffe, die in Sicht der isländischen Küste kommen, ihre Drachensteven abnehmen sollen, damit die „Landgeister“ nicht durch den Anblick der offenen Drachenmäuler erschreckt werden. Oder wir hören jene seltsame Geschichte vom Schutz der Insel durch die Landgeister, die auf der Denkmünze zum tausendjährigen Bestehen des Staates Island verewigt worden ist. Der große Historiker Snorri Sturlusson erzählt sie in seiner Saga von Olaf Tryggvason:

„König Harald von Dänemark hieß einen Zauberer in verwandelter Gestalt nach Island fahren, um zu sehen, was er ihm von dort erzählen könnte, und jener fuhr dorthin in der Gestalt eines Walfisches. Und als er nach Island kam, da fuhr er westwärts um das Nordland herum. Er sah, wie alle Berge und Hügel voll großer und kleiner Landgeister waren. Und als er vor die Waffenföhrde (*Vapnafjörður*) kam, fuhr er in diese Bucht hinein, und wollte an Land gehen. Da schoß talabwärts ein mächtiger Drache, und ihm folgten viele Schlangen, Kröten und Eidechsen, und die bespießen ihn mit Gift. Da machte er sich auf und fuhr weiter westlich am Land entlang bis zur Inselföhrde (*Eyjafjörður*). Er fuhr nun diese Föhrde aufwärts. Da flog ihm ein Vogel entgegen, so groß, daß seine Schwingen die Berge an beiden Seiten berührten und mit ihm eine Masse anderer Vögel, große und kleine. Auch von dort fuhr er weiter, nach Westen, dann die Küste herum nach Süden in die Breitföhrde (*Breidafjörður*) und kam in den Fjord hinein. Da stürzte ihm entgegen ein großer Stier, der watete in die See hinaus und erhob ein fürchterliches Gebrüll. Eine Menge Landwichte aber kamen hinter ihm drein. Wieder fuhr er weiter um das Rauchkap (*Reykjanäs*) herum nach Süden und wollte in *Skríd* an Land gehen. Da kam ihm aber ein Bergriese entgegen. Der trug einen eisernen Stock in der Hand, und sein Haupt war höher als die Felsen und viele andere Riesen kamen hinter ihm drein. Von da fuhr der Zauberer die Südküste entlang nach Osten — „da war nichts“, so erzählte er, „als Sandbänke und hafenseelose Einöden und draußen davor gewaltige Brandung, aber das Meer zwischen den einzelnen Landstrecken war so groß, daß“, so schloß er seinen Bericht, „Langschiffe kaum hinüberkommen konnten“.

Damals wohnte *Brodd-Helgi* in der Waffenföhrde (*Vapnafjörður*), *Eyjolf Valgerdsson* im Inselfjord (*Eyjafjörður*), *Thord*, der

Schreier, in der Breitföhrde (*Breidafjörður*), und *Thorodd*, der Gode, in *Ölfus*.

Diese Geschichte ist besonders aufschlußreich für die Wechselbeziehungen zwischen dem Einzelnen und der Gruppe. Niemand, der sie hörte, konnte mißverstehen, daß jene großen Schutzgeister des Landes zugleich die „Fylgjen“ der mächtigsten Männer in den einzelnen Vierteln sind. Ihre Namen werden eben deswegen am Schluß aufgezählt. Ihre Leistungskraft fließt ein in die Glückskraft des ganzen Landviertels, wie umgekehrt ihre Bedeutung sich gewissermaßen aus den Kräften der Landschaft heraus konzentriert.

Noch mancherlei wäre über den eigenartigen Aufbau in dieser Welt germanischer Bindungen zu sagen. Ich muß mich aber damit begnügen, noch einen kurzen Blick auf den germanischen Schicksalsbegriff zu werfen, weil sich in ihm germanisches Bindungsgefühl bis zu kosmischer Weite gesteigert hat. In seinen Ursprüngen hängt er eng mit dem bisher Gesagten zusammen. Wenn wir bislang versuchten, den Inhalt der alten Vorstellung von „*gipta*“ oder „*fylgja*“ mit „Heilskräfte“ wiederzugeben, so bleibt das einseitig nach der hellen Seite hin. Man kann auch die Umschreibung „Schicksalskräfte“ wählen, die zwar neutraler, aber darum nicht weniger richtig ist. Wenn Schiller dem im Grunde orientalischen, aus der Spätantike an Europa vererbten Astrologenwesen Wallensteins und Senis den Satz gegenüberstellt „in Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne“, so vergeistigt er damit eine tief germanische Anschauung. Eingeboren sind dem Menschen Heils- wie Unheilskräfte, Lebens- wie Todesbestimmung. Grade dem Todgeweihten oder Unheilbedrohten erscheint seine „*fylgja*“ blutberonnen, schwarz mit zerrissenen Kleidern. Und jeder weiß, was dies zu bedeuten hat. Damit verbleibt die Schicksalsvorstellung noch ganz im Kreise der persönlich- oder gruppengebundenen eingeborenen Kräfte. Aber grade der Schicksalsbegriff weitet sich zum Leitmotiv im germanischen transzendenten Denken. Er tritt uns entgegen in der Erhabenheit des heroischen Liedes, dessen Menschen ihren sittlichen Wert am Schicksal erweisen, indem sie es anerkennen und dadurch überwinden. Und die germanische Schicksalsvorstellung sucht nicht nur nach augenblicklicher, sondern nach endgültiger mythischer Umkleidung und zieht dazu dämonische Wesen aus anderen Sphären heran. Die Walkyrien z. B., ursprüng-

lich Schlachtfeld- und Leichendämonen, werden mit der Aufgabe betraut, Schicksalsträgerinnen, Schicksalskünderinnen, Schicksalsweberinnen zu sein, und steigen von hier aus zu den glanzvollen kriegerischen Visionen der behelzten Schlachtenlenkerinnen auf. Aus südlicher Religion entstammen die drei Schicksalsschwester; in Anpassung an die antiken Parzen werden die drei Nornen aus kleinen Schicksalswesen zu überpersönlichen, weltweiten Schicksalsgestalterinnen. Der germanische Norden steigert in der Spätzeit seines religiösen Eigendenkens grade den Schicksalsbegriff zur beherrschenden Macht im Weltganzen. Die nordischen Götter sind ihm ebenso unterworfen wie die Menschen und haben ihren Wert wie diese dadurch zu erweisen, daß sie sich im Schicksal bewähren.

All dieses nun, das mir den Kern des germanischen Bindungsgefühls und damit das Zentrum germanischer Religiosität zu enthalten scheint — es sagt kein Wort von den Göttern. Alle diese lebenspendenden oder lebenbegrenzenden, kurz also lebenbeherrschenden Kräfte, die auch für Tat und sittliches Verhalten richtunggebend sind, gehen nicht von den Göttern aus und kehren nicht zu ihnen zurück. Dieser Strom von Kräften kreist vielmehr in einem Gesamtgebilde, das in sich ruht und sich zunächst nicht nach dem Außen und Oben öffnet. Das ist entscheidend für die germanische Religion. Sie besitzt Götter, sie weiß und erzählt von ihnen und ihren Kräften. Sie nennt uns ihre Namen, die uns allen bekannt sind: Donar-Thor, Wodan-Odinn, Freyr-Njord, Ullr, Heimdall, Baldr und eine große Zahl von Namen geringeren Gewichtes. Diese Götter sind von starker Kraft und wunderbaren Fähigkeiten. Sie können erscheinen und verschwinden, Sturm schaffen und stillen, den Feind verwirren oder ihm das Übergewicht geben, Wachstum des Feldes befördern oder verhindern. Sie sind wirkliche Mächte, mit denen der Mensch zu rechnen hat. Sie sind sehr mächtig — aber sind sie mehr? Der germanische Gott wächst aus der Schar der Dämonen empor, und mögen die großen Götter das Haupt sehr hoch tragen, ihre Füße bleiben doch auf dem Boden des Dämonentums. Sie thronen nicht über dem Schicksal, sondern sind ihm unterworfen wie der Mensch. Sie stehen im Grunde nicht einmal über dem Menschen. Sie rühren nicht an sein Wesen; sie können ihm nur nützen oder schaden. Darum ist es gut, sich mit ihnen ins Benehmen zu setzen. Aber wie geschieht das? Es geschieht

durch einen Vertrag. Der Gott tritt zu der Gruppe in Beziehung, die Gruppe zu ihm. Er wird gewissermaßen in den Gruppenverband aufgenommen. Darum ist der Weg des Gottes zum Volk — so muß man wirklich sagen, und nicht umgekehrt — der Weg über die Kleingruppe, die Familie, die Sippe. Der Einzelne hat seine Beziehung zum Gott; der Tempel ist privater Besitz, vererbbar, veräußerlich, ein Ding wie andere Dinge. Hier unterhält der Hausherr den Verkehr des Hauses mit dem Gott. Ob er es tut, und wie eifrig er es tut, ist seine Sache. Tempelbesitz ist vor allem ein Stück im Gesamtgewebe des Sippeneinflusses. Denn nicht jeder kann sich einen Tempel leisten, nur der Reiche, der Mächtige kann es. Darum zieht der Tempel die kleinen Leute der Umwelt mit in seinen Einflußbezirk. Dadurch hilft er mit an der Ausbildung der Großgruppe. Der Tempelbesitzer, der Gode, wird zum natürlichen Schirmherrn der Kleinen in seiner Gegend. So wird der rein gottesdienstliche Ausdruck Gode, eigentlich „der mit den Göttern zu tun hat“, zum staatsrechtlichen. Aber auch das Godenamt ist Ausfluß der Schweregliederungen in der Gruppe; der verarmte Gode verliert eben dadurch auch seinen Einfluß und seine politische Klientel. Und immer noch, so lange Island als Staat besteht, d. h. also in den ersten drei christlichen Jahrhunderten, bleibt die nun rein politische Godenwürde Privatbesitz, teilbar, vertauschbar, verkäuflich; denn sie haftet noch immer am ursprünglichen privaten Tempelbesitz.

So wird der Gott durch den Tempel und dessen Kulturvorgänge mit dem Menschen als sippenhaft zusammengeschlossenem oder landschaftlich gruppiertem Wesen verbunden, so geht er durch den Tempel auf den Tempelbezirk und seine Klientel über; so kann der Tempel der königlichen Familie wie in Schweden zum Staatsheligtum und damit der Gott zum Landesgott werden. Immer aber steht am Anfang der Vertrag der einzelnen Sippe mit dem einzelnen Gott.

Im alten Island hatte man für dieses Vertragsverhältnis den Ausdruck des „*fulltrúi*“. Das bedeutet wörtlich: der, mit dem ein volles Vertrauensverhältnis besteht, also der Gott, dem sich die Sippe besonders verbunden fühlt. Dieser Ausdruck hat neuerdings ganz falschen Spekulationen dienen müssen. Er leugnet weder die Vielheit der Götter noch versagt er den übrigen den Respekt.

Aber eine vertragsmäßige Bindung hält die Sippe besonders mit dem einen Gott zusammen. So wenig menschliche Freundschaft andere Verhältnisse unmöglich macht oder gar das Vorhandensein anderer Menschen leugnet, so wenig ist das „*fulltrúi*“-Verhältnis ein Zeichen eines germanischen Monotheismus, wozu es moderne Germanenmystik durchaus hat machen wollen.

Der Vertrag mit dem Gott ist nicht unkündbar. Er beruht wie jeder Vertrag auf Gegenseitigkeit. Wir wissen von mehr als einem alten Isländer, der seinen Vertrag mit seinem Gott gekündigt und dieser Feindschaft angesagt hat. Als der Skalde Egill seinen letzten Sohn auf See verloren hatte, dichtete er eine der ganz großen uns erhaltenen Schöpfungen in germanischer Zunge. Sie heißt „*Sonatorrek*“, d. h. „Sohnesverlust“ und enthält eine Strophe etwa dieses Inhalts:

„Wisse, wenn ich meine Sache mit dem Schwert führen könnte, wäre es aus mit dem Bierbrauer (d. h. mit Aegir, denn er braut Bier für das Mahl der Götter); wenn ich dem gefährlichen Bruder des Sturmes (d. h. dem Meer) entgetreten könnte, würde ich einen Feldzug gegen Aegirs Geliebte (d. h. die Göttin Ran als die Verkörperung des Meeres) unternehmen“. Und sein Verhältnis zu Odin legt er so dar: „Ich stand mich gut mit dem Herrscher des Speeres (Odin). Ich fühlte mich sicher im Vertrauen zu ihm, bis er die Freundschaft mit mir zerriß. So verehere ich nun den Herrn der Götter nicht deswegen, weil mich das Herz dazu treibt. Aber er hat mir eine Heilung für das Unglück gegeben, die ich für besser halte.“ Er meint mit dieser Heilung die Dichtergabe. Wie deutlich spricht aus diesen Zeilen das germanische Verhältnis von Mensch zu Gott: kündbar, ja verwandelbar in Feindschaft und Haß, aufgebaut auf die Vertragsnatur, Gabe gegen Gabe. Es ist grundsätzlich die gleiche Form des Umgangs, die man auch für den Dämon anwendet, so etwa, wenn man dem Hausgeist das Schälchen mit Milch gönnt, weil er für Gedeihen und Gesundheit des Viehs sorgt. Man sieht: dieses Götterverhältnis steht meilenfern von der Ergebung unter den allmächtigen Willen so wie bei Hiob: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herren sei gelobt.“

Aber wenn nun ein Mann wie Egill oder der von dem Gotte Freyr enttäuschte Gode Rafnkel in einer alten isländischen Saga

den Vertrag mit dem Gott lösen, so führt das eben nicht zu religiöser Entwurzelung. Man wäre fast versucht zu sagen, es sei für den Gott schlimmer als für den Mann, wenn das Vertrauensverhältnis zerreißt. Denn der Mann zerschneidet nur einen einzelnen Faden aus dem Netz der Bindungen, die ihn umgeben, so wie er einen Faden zerschneidet, wenn er mit einem alten Freund in einen Rechts- oder Rachestreit gerät. Die große Masse der Bindungen und grade jene, die ihn am engsten umschließen und verknüpfen, werden nicht davon berührt. Im Haus, in der Sippe, im Bezirk bleibt er, der er ist. Sein Leben ist nicht erschüttert, sein sittliches Bewußtsein nicht entwurzelt. Er wird keineswegs das, was wir einen „Freigeist“ nennen dürften, insofern wir darunter jemanden verstehen, der nach inneren Kämpfen eine religiöse Überzeugung abgestreift hat. Und so würden wir auch jene Germanen falsch beurteilen, die sich grundsätzlich abseits von Tempelkult und Götterdienst stellen, wenn wir sie als Freigeister bezeichnen wollten. Sie fühlen sich umhegt von den festeren Beziehungen der Sippe und der Freundschaft, und sie glauben, in diesen ruhend und geborgen, die Verbindung mit den nicht gelegneten, nur in ihrer Wirkung geringer gewerteten Göttermächten entbehren zu können.

Dagegen fühlen sich nun alle, Opferleute wie Götterverächter, vom leiblichen und seelischen Tod unlauert, wo die notwendigen Bindungen zerschnitten sind. Wenn die Sippe oder irgend eine andere Gruppe die Beziehungen zu einem Gliede abbricht, dann und dann allein wird der Mann auch religiös-sittlich ins Mark getroffen. Er wird ein Vereinzelter, d. h. nach germanischem Denken ein Verlorener. Er kann in der Fremde als Glied einer fürstlichen Gefolgschaft den Anschluß an neue Bindungen finden; dann wird er zum „Recken“, zum Vertriebenen, den die heroische Dichtung mit dem düsteren Glanz der tragischen Figur umgibt. Er kann aber auch im einsamen Waldleben enden. Dann wird er zum Räuber und Wegelagerer, kühn, aber sittlich zerbrochen. Doch nirgends erzählt uns eine germanische Ächtergeschichte, daß der Geächtete einen Gott mit in die Flucht nimmt, daß er in seiner Beziehung zu einem Gott Trost und sittlichen Halt findet, oder daß er sich mit dem Gott über sein Schicksal auseinandersetzt.

Hiermit kehren wir endlich zu der Frage zurück, von der wir

ausgegangen sind: Wie verhält sich der Germane gegenüber der Bekehrung, wie erklärt sich sein Verhalten zu der neuen Religion?

Wir verstehen nun, warum er ohne tiefere innere Erschütterung freiwillig zu dem neuen Gott kommen kann, sobald er sich wirklich frei entscheiden kann; warum aber sein Widerstand herausgefordert wird, sobald die neue Religion zugleich mit Eingriffen in sein rechtliches und soziales Dasein auftritt. Der neue Gott, das ist Einer unter Vielen. Man kann mit ihm einen Vertrag eingehen, wenn man sich Vorteil davon verspricht, d. h. wenn sich der neue Gott als mächtiger bewährt hat. Wenn der heidnische nordische Kaufmann in die christlichen Handelsstädte Englands, Frieslands oder Schlesiens kommt, dann nimmt er sehr häufig die *prima signatio*, die Bezeichnung mit dem Kreuz. Das bedeutet vom christlichen Standpunkt aus die Aufnahme in die Schar der Katechumenen, vom germanischen ist es etwas ganz anderes. Es ist die äußere Besiegelung eines zeitweisen Vertrages mit dem Gott, der an jener Stätte herrscht, und mit dem man sich daher gut zu stellen hat, wenn man dort gedeihen will. Und es ist, noch realer gesprochen, der Weg zu einem aussichtsreichen Handel mit den christlichen Einwohnern, die einen Umgang mit den Heiden ablehnen, dem Katechumenen jedoch ihr Haus und Warenlager eröffnen. An eine Taufe oder eine dauernde Mitnahme des neuen Glaubens in die Heimat ist dabei nicht gedacht. Solches Verhalten ist weder frivol noch hinterlistig; es erwächst aus der germanischen Art des Gottesumgangs überhaupt. Als der heilige Ansgar in Schweden seine Missionstätigkeit entfalten wollte, wurde es ihm mit der Begründung gestattet, es könnte ja niemals etwas schaden, wenn man noch einen weiteren kräftigen Gott im Lande hätte. Von einer inneren Umstellung auf ein neues Gottesverhältnis ist dabei keine Rede. Aus diesem Denken heraus hat die germanische Bekehrungslegende immer wieder denselben Typus. Der Missionar führt den augenfälligen Beweis, daß sein unsichtbarer Gott mächtiger ist als die sichtbaren Heidengötter. Dieser Nachweis kann in historischer Dramatik vor sich gehen wie bei Chlodwig in der Alemannenschlacht. Der neue Gott betätigt sich hier als Siegspender; er hat dadurch in einem Götterzweikampf den Sieg davongetragen. Der Nachweis kann aber auch für unsere Begriffe von naiver Komik sein, so, wenn der Heilige Olaf die Überlegenheit seines christlichen Glaubens

einmal dadurch bezeugt, daß er ein Jongleurkunststück besser ausführen kann als sein heidnischer Gegenspieler. Im Grunde ist doch beides das gleiche.

Die Art, wie der Bekehrungsgermane Christ wurde, ist also eine sehr wenig christliche. Denn sie bedeutet ein Verbleiben im heidnischen, dämonisch-magischen Götterbegriff. Nur der mächtigere Gott wird anerkannt, nicht der christliche Allmachtsbegriff erfaßt. Das kommt erst Generationen nach der Bekehrung.

Noch eine besonders lehrreiche Geschichte aus der germanischen Bekehrung soll das erweisen. Als der Heilige Olaf vor seiner letzten Entscheidungsschlacht stand, in der er fallen sollte, strömten ihm allerhand abenteuerlustige Gesellen zu. Unter ihnen war der Jämtländer Arnljót Gellini. Olaf duldet nur Christen in seinen Reihen, und so fragte er den hochgewachsenen, schönen, kraftstrotzenden Fremdling nach seinem Glauben. Der antwortete, daß er bisher nur auf seine eigene Macht und Kraft vertraut habe, d. h. daß er sich ohne Götterdienst wohlbefunden habe. „Jetzt aber“, so fährt er fort „bin ich geneigter, an Dich zu glauben, König Olaf.“ Als der König darauf verlangt, wenn er an ihn glauben wolle, so müsse er auch an seinen Gott glauben, antwortet Arnljót: „Ich habe wohl vom weißen Christ gehört, doch hat man mich in seinen Taten noch nicht unterwiesen, auch nicht gelehrt, wo er herrscht. Doch will ich nun alles glauben, was Du mich lehrst, und ich gebe mein Schicksal ganz in Deine Hände.“ Wir spüren hier ungemein deutlich, was diesem Manne „glauben“ bedeutete. Es heißt ihm Zutrauen zu der Glückskraft des vielbewunderten Königs, mit der er seine eigene zu einer gesammelten, gruppenhafter Wirkung verbinden will. Der neue Gott aber, der weiße Christ, ist ihm Gott unter Göttern: ich habe von ihm gehört, mich aber über seine Fähigkeiten noch nicht weiter unterrichtet. Aber wenn seine Anerkennung nötig ist, um in jenen Lebenskontakt mit Olaf zu kommen, dann nimmt man ihn gern in Kauf, da er Olaf offensichtlich wohlgesinnt ist. So läßt sich Arnljót alsbald taufen, um dann, ein treuer germanischer Gefolgsmann, mit Olaf zu sterben. Er besiegelt damit sein durch und durch germanisches Lebensgefühl. Das Taufwasser ist außen an seiner Haut haften geblieben.

Bislang haben wir uns mit Vorgängen beschäftigt, bei denen

es zu freiwilligem Übertritt zu neuem Glauben kommt. Der bekehrte Germane meinte dabei im übrigen sein germanisches Denken beibehalten zu können und nur einen magischen Außenposten seines Daseins zu wechseln. Daß es sich um etwas ganz anderes handelte, wurde erst klar, wenn die Bekehrung gewaltsam erzwungen wurde. Denn hier ging mit der Mission zugleich ein schmerzhafter Eingriff in jene rechtlich-staatliche Gruppenstruktur vor sich, die für das germanische Leben bestimmend ist. Der Merowinger Chlodwig hat sich wohl gehütet, die Bekehrung seiner Franken gewaltsam von oben her durchsetzen zu wollen. Grade darum vollzog sie sich im allgemeinen rasch und ohne Zusammenstöße. Das karolingische Reich dagegen machte die kirchliche Einheit zum reichspolitischen Programmpunkt. Es erzwang diese Einheit bei der Eingliederung der freien Germanenstämme, und darum starben die vielen Tausende der Sachsen „um der Religion willen“. Sie taten es, weil sie sich des engen Zusammenhangs von rechtlichem und religiösem Eingriff bewußt waren.

Der christliche König Hakon der Gute von Norwegen kam mit seinen heidnischen Norwegern im allgemeinen gut aus, weil er die Kirchenpolitik nicht mit seiner Reichspolitik verquickte. Darum ließ man ihn persönlich bei seiner christlichen Lebensform, die er von England mitgebracht hatte. Und wenn man ihn bei dem großen Julfest im Drontheimischen dazu zwang, nach Vätersitte am Opferschmaus teilzunehmen, so geschah das ohne Arg. Der Heide, der im christlichen Gebiet leichten Herzens die Bezeichnung mit dem Kreuz annahm, um sich der Landessitte zu fügen, durfte wohl meinen, daß umgekehrt der Christ genau so viel Achtung für den heidnischen Brauch aufbringen müsse, zumal wenn es der König des Landes ist, dem gewohnheitsmäßig der Vollzug der großen Kulthandlungen zufällt. Hakon sah seine Unvorsichtigkeit denn auch ein. Er hielt sich künftig von so heiklen Lagen fern, und seine Drontheimer bewahrten ihm ihre Liebe. Als Hakon gefallen war, dichtete der große heidnische Skalde Eyvind ein schönes Preislied auf den toten König. Er läßt ihn darin unbeschadet seines Christentums in Walhall einziehen und schildert den ehrenvollen Empfang, den ihm Odin dort bereitet.

Die beiden großen Missionskönige dagegen, Olaf Tryggvason und Olaf der Dicke oder Heilige gehen in Karls des Großen

Spuren; sie schafften das norwegische Großreich mit der Kirche als einigendem Rückhalt. Und alsbald flammt auch hier der Widerstand auf, alsbald fließt Blut, es sterben tapferere Männer, weil sie „nicht mehr glauben dürfen, was sie wollen“. Es ist das Recht, das hier verletzt wird, die natürlichen und doch freien Bindungen von innen her, die von einer organisatorischen Eingliederung von außen und oben her bedroht sind. Der ganze tiefe Unterschied der germanischen und der mittelalterlichen Daseinsform meldet sich an, und der Kampf um das rechtliche Dasein, dessen innersten religiösen Kern wir zuvor geschildert haben, wird zum blutigen Kampf gegen die neue Religion.

Wie aber die Bekehrung sich auch vollzog, zwanghaft oder freiwillig, es ist nach allem bisher Gesagten klar, daß von der christlichen Religion nur sehr wenig auf die Bekehrten übergegangen ist, und daß die Schwierigkeiten hier erst anfangen. Jene Leute glaubten, einen neuen Dämonengott anerkennen, im übrigen aber weiterleben zu können wie bisher. Es gibt in der neuen Religion auch andere Bezirke, die sich leicht erfassen ließen. Der Heiligenkult zum Beispiel war schnell eingebürgert. Denn wie die Glückskraft eines Menschen als etwas Substantielles auch noch an seinem Leichnam und an seinem Grabe haftet, wie daher die Grabhügel glückhafter Könige oder Königsgeschlechter kultische Verehrung genossen, so war der Heilige ebenfalls eine Speicherstelle glückhafter Segenskräfte, und sein Kult war eine Form, um sie nutzbar zu machen. Wir sehen darum überall sehr schnell eine ganze Schar einheimischer Heiliger entstehen, sie gehören meist der königlichen Sippe an, derjenigen also, die vom germanischen Standpunkt aus die stärksten Heilskräfte in sich trug. Im Leben dieser Heiligen finden wir meist nur wenige Züge, die sie zu solcher Ehre vorherbestimmten. Noch karolingische Verordnungen mußten dagegen einschreiten, daß in den neubekehrten Gebieten Männer nur wegen ihrer Sippenbeziehungen und kriegerischen Taten als Heilige verehrt wurden. Und so gibt es noch Mancherlei, das sich leicht dem Sinn des Bekehrungsgermanen fügte. Aber all dies war nichts vom christlichen Standpunkt aus Entscheidendes. Es waren magische oder magisch deutbare Einzelheiten.

Grundlegend unterscheidet sich die neue Religion von der alten in ihrem Gottesbegriff. Grundlegend in ihrem Sittenbegriff, grund-

legend in ihrer Organisation. Eines hängt dabei eng mit dem anderen zusammen, so daß der ganze Bezirk als eine Einheit behandelt werden muß. Hier setzen dann jene jahrhundertlangen inneren und äußeren Kämpfe ein, in denen der christliche Germane erst langsam innerlich gebildet wurde, nachdem er äußerlich längst gemacht worden war.

Beginnen wir mit dem scheinbar Äußerlichsten: Der Germane war in keiner Weise auf den Begriff der Kirche mit allen seinen Folgen vorbereitet. Er wußte wohl um ein Gemeinschaftsleben, er kannte, wie wir ausgeführt haben, auch die sich herausbildende Tempelgemeinde. Aber jede religiöse Organisation war ihm fremd. Tempelbau wie Priesteramt waren ja private Dinge, an Person und Sippe gebunden. Und wo der Tempelbezirk sich weitete, wie namentlich in Schweden, wo also auf diese Weise ein zentrales Heiligtum entstand, wuchs es organisch mit der Erweiterung des politischen Gebildes und blieb mit Person und Sippe des Königs eng verbunden. Es ist kein Zufall, daß der schwedische Kultgott Yngvi-Freyr und das schwedische Königsgeschlecht der Ynglinge auch im Namen unmittelbar zusammengehören. Ausübung priesterlicher Handlungen war Teil des Herrentums in Haus, Gruppe oder Landschaft. Eine Hierarchie, ein feiner Organismus priesterlicher Würden und Funktionen neben der privaten ist germanisch unvorstellbar. So fehlt das priesterliche Bewußtsein, der Stolz eines herausgehobenen Standes mit Sonderpflichten und Sonderrechten. Auf Island, wo die Dinge wieder am klarsten liegen, ist das Kirchengebäude noch auf Jahrhunderte hinaus privater Besitz, wie die Eigenkirche überhaupt eine Rechtserscheinung auf dem Boden des germanischen Christentums ist. Und die priesterlichen Handlungen werden noch auf Generationen hinaus von dem Kirchenbesitzer selbst ausgeübt, der zu diesem Zweck die Weihen erwirbt, im übrigen aber sein Dasein als Herrenbauer und vollwertiges Glied weltlichen Gemeinschaftslebens weiterführt. Oder aber der Kirchenbesitzer mietet einen Geistlichen, der dann in germanischem Sinne ein freier Mietknecht ist und außerhalb seiner kirchlichen Aufgaben denn auch kaum anders als etwa der Schafhirt behandelt und mit Arbeiten betraut wird, die sonst diesem obliegen. Darum fällt auf germanischem Boden die Lösung des Geistlichen aus den staatlichen Verpflichtungen so schwer, und darum ist der Widerstand gegen das

Zölibat als die entscheidende Heraushebung aus der Umwelt auf germanischem Boden so außerordentlich groß. Der Norden hat sich erst im 14. Jahrhundert zu diesem Schritt bequemt.

Aber Kirche bedeutet ja mehr als Organisation. Sie bedeutet eine Forderung auf absolute, übergruppenhafte Geltung. Und sie bringt damit grade in der Bekehrungszeit eine tiefe Veränderung des germanischen Lebens. Dieses Leben kannte die Scheidung von drinnen und draußen, von zugehörig und fremd. Es kannte die Fülle der Leistungen des Einzelnen an die Gruppe, der Gruppe an den Einzelnen. Aber scharf trennte sie den Fremden davon los, das Nichtglied der Gruppe. Wie die Rechtsbücher diesen Schnitt eindeutig führen, so führte ihn auch das Leben. Nur durch die Verbindung mit einem Glied der Gruppe war es für den Fremden möglich, auf längere oder kürzere Zeit mehr oder weniger umfassend an den Gütern und Vorteilen der Gruppe teil zu haben. Der Fremde konnte zum Gastfreund werden, er konnte Genosse werden, d. h. am Rechtsgenuß teil haben. Doch das war Sache eines Vertrages von Fall zu Fall; jeweils kam es darauf an, den Kraftstrom der Gruppe in den Fremden hinein oder an ihm vorbeizulenken. Nun kam hier eine Lehre und eine Macht, die etwas ganz anderes wollte. Denn sie verlangte von ihrem Bekenner, er solle jene Anderen, Fremden als seinesgleichen betrachten; sie lehrte, daß es eine Gruppe ohne bluthaft gewachsenen Zusammenhang und ohne bestimmten Vertrag gäbe, eine Gruppe, die sich in die Weite dehnte, soweit Menschen wohnten. Einziges Zeichen dieser Gruppe war nur die Anerkennung desselben Gottes. Und umgekehrt: Die alten überlieferten Gruppen sollten zerrissen sein, sofern ihre Glieder nicht mehr denselben Gott verehrten. Wie schwer war dieser neue Begriff der Katholizität zu fassen! Am reinsten ist dies an der Geschichte vom Friesenkönig Radbod zu erkennen: Er war bereit, sich taufen zu lassen. Als er aber hörte, daß sich seine heidnischen Vorfahren nicht im Himmel, sondern in der Hölle befänden, zog er den Fuß aus dem Taufbecken zurück: „Es ist mir viel lieber, mich mit meinen Vorfahren, Eltern und Freunden in heidnischer Gesellschaft zu befinden, als mit Deinen Christen das Himmelreich zu besitzen, dessen nur die Wenigsten teilhaftig werden.“ Hier stoßen alte und neue Gruppenbildung scharf zusammen, und der Germane Radbod hält sich an die alte.

Das Neue, das da herauf kommt, es gibt und nimmt; denn welches Neue müßte nicht zerstören, wenn es sich aufbauen will? Es öffnet einen neuen Blick auf die Welt, einen weiteren, umfassenderen. Der Germane, der immer nur in der Gruppe gelebt und gedacht hatte, erfaßt den Begriff einer Universalität, die wir Menschheit nennen. Gewiß, auch der heidnische Germane war leiblich nicht in den Grenzen seiner engen Landschaft verblieben. Er ist zu allen Zeiten ein beweglicher Mensch gewesen, und seine Wanderungen werden falsch beurteilt, wenn man sie nur als die Folgen einer zwanghaften Not auffaßt, die den sesshaften Bauern von der Scholle trieben. Als sich in der nordischen Wikingerzeit zum letzten Male germanische Völkerbewegungen großen Stils vollzogen, nahmen daran vielfach Männer teil, die ihre festen Beziehungen zur Heimat behielten und nach einigen Jahren wikingischen Umherstreifens, in dem Krieg, Handel und Piraterie sich innig verflochten, auf dem vererbten Boden wieder festwurzelten. Solche Beweglichkeit blieb nicht ohne Einfluß auf das äußere und das innere Weltbild. Die Wikingerfahrten umzogen ganz Europa, westlich um die Küsten Englands, Frankreichs und des Mittelmeers, östlich aus dem Ostseebecken heraus über die großen Ströme Osteuropas bis nach Byzanz hinab. Aber dies Tasten um den Leib Europas hob den Begriff von drinnen und draußen, von zugehörig und fremd nicht auf. Die Fremde wurde nur in ihrer grenzenlosen Ausdehnung erkannt, plündernd nutzbar gemacht oder siedelnd in Zugehörigkeit verwandelt. Der Wiking ging leiblich wie geistig um Europa herum; er drang nicht darin ein. Erst der christliche Germane wird zu einem Stück von Europa. Wie er die neue Universalität anerkennt, so wird er in sie aufgenommen. Als der erste nordische Mönch in den Klöstern Englands, Deutschlands oder Frankreichs, der erste nordische Schüler an den hohen Schulen Italiens und Frankreichs auftrat, war eine neue Art des Eindringens in Europa gefunden. Er war auch in der Ferne nicht fremd, sondern ein Glied einer höheren Gemeinschaft, der christlichen Katholizität.

Wie der neue Glaube die räumliche Vorstellung zur „Menschheit“, d. h. im mittelalterlichen Sinne zur „Christenheit“ ausdehnte, so brachte er auch eine Erweiterung des Weltbildes in der Zeit. Die Welt erhält vom Christentum aus geschichtliche Tiefe. Das Weltgeschehnis rollt nach einem vorbedachten, sinnvollen Plan ab, indem sich

fernste Vergangenheit und weiteste Zukunft einheitlich verbinden. Der Germane war ja auch niemals geschichtslos gewesen. Doch seine Geschichte war die Genealogie, d. h. also abermals die zeitliche Abfolge der Sippenglieder. Nicht nur in der Fläche, auch in der Tiefe war die Gruppe eine eng verbundene Einheit. Die isländische Familiensaga ist die künstlerisch reife Frucht dieses Verbundenheitsgefühls. Es ist kein Zufall, sondern tiefe Notwendigkeit, daß ihr typischer Anfang lautet: *A* hieß ein Mann, er war der Sohn des *B*, des Sohnes des *C*, und daß sie daran weitschichtige genealogische Darlegungen knüpft. Uns muten sie wohl trocken und gleichgültig an; für die Zeitgenossen waren sie es nicht. Sie sind der Ausdruck dafür, daß sich die Gruppe ihrer zeitlichen Verbundenheit bewußt war. Und wenn in königlichen Sippen der genealogische Faden bis zu den Göttern hinaufreicht, so bedeutet das wiederum eine besondere Form gruppenhafter Verknüpfung der Sippe mit dem Gott, der so durch Blutsbande in die Sippe eingeordnet ist. Im germanischen Kult spielte unseres Wissens der Ahnenkult eine besondere Rolle; in ihm drückte sich das Gefühl der Verbundenheit der Geschlechter aus. Der germanische Totenkult ist nichts als ein solcher Ahnenkult, der gern an die Stätte anknüpft, wo die Toten der Sippe ruhen, oder an natürliche Gebilde, Berge oder Steine, die man als Wohnung der Seelen auffaßte. Auch die Geschichte vom Friesen Radbod spricht ja sehr deutlich von dem Gefühl für Verbundenheit mit den Toten der Sippe. Aber weiter geht die Hintergründigkeit dieser Welt nicht. Allgemeine Jenseitsvorstellungen dürfen wir bei den Germanen kaum suchen. Schon Walhall, das Kriegerparadies der Schlachttoten, ist bestimmt nicht allgemein germanisch. Es ist kaum auch nur ein Stück nordischen Glaubens, sondern eher ein Stück nordischer Poesie, geschaffen, als der spätheidnische Norden bereits von den Jenseitswonnen des christlichen Himmels gehört hatte. Hier weitete die christliche Lehre die Welt. Sie riß Tore zu einem Jenseits von höchster Anschaulichkeit und zu einem transzendenten Geschehen von spannender Dramatik auf. Darum konnte ein angelsächsischer Heide die Mission mit dem bezeichnenden Bilde empfehlen, dieses Leben sei wie ein Zimmer, durch das ein Sperling fliegt. Man sähe ihn wohl, aber woher er komme, und wohin er gehe, das wisse man nicht. Käme hier eine Lehre, die dies erklären könne, so sei sie beacht-

lich. Doch auch diese Weitung des Weltbildes geht auf Kosten des germanischen Gruppengefühls. Sie gesellt zum Begriff der Menschheit den Begriff des Kosmos und des Weltgeschehens in christlicher Beleuchtung. Radbod versuchte noch gruppenhaft mit ihnen fertig zu werden; Himmel und Hölle waren ihm nur andere Bezeichnungen für einen irgendwie gedachten Ahnensaal. Es dauerte einige Zeit, bis Weltgefüge und Weltheilprozeß — jene Weitung des Bildes also — begriffen wurden. Nicht zufällig fehlt daher der reichlich fließenden isländischen Dichtung vor dem 12. Jahrhundert in ihrer Bildsprache so gut wie alle christliche Beeinflussung. Erst 150 Jahre nach der Bekehrung treffen wir auf Dichtungen, die sich in ihrer Umschreibungstechnik für Himmel und Erde, Gott und Mensch Bilder schaffen, denen man an ihrem Glanz und ihrer Umfassung die Herkunft aus dem neuen Gedankenkreis anmerkt.

Jene universelle Weitung des Bildes, die wir von der rein organisatorischen als Kirche über die irdische als Menschheit zu der jenseitigen als Kosmos und Weltgeschehnis verfolgt haben, bedingt aber nun einen weiteren, wichtigsten Zug in der neuen Religion. Das ist die Glaubensgewißheit und die Unbedingtheit ihrer Forderungen. Auch hier wieder gilt es zu betonen, daß nicht die Größe und Härte einer Forderung als solche dem Germanen fremdartig und unerträglich vorkommen mußte. Die Forderungen aus der Gruppe, denen er sich beugte, lassen an Unbedingtheit wirklich nichts zu wünschen übrig. Anerkennung sittlicher Forderungen bis zur Aufopferung des eigenen Lebens ist ja der eigentliche Inhalt aller germanischen heroischen Dichtung. Und die Männer und Frauen der Wirklichkeit waren von denen der Dichtung nur gradmäßig, nicht artmäßig verschieden. Nicht die Absolutheit konnte also den Germanen in der neuen Lehre erschrecken. So sehen wir denn auch, daß jüngst bekehrte Germanen ihr Leben oft genug für die Forderungen der neuen Religion ebenso unbedenklich einzusetzen wußten, wie nur je ein heidnischer Germane für seine Gruppe. Die gotischen Völker sind für ihre arianische Glaubensrichtung treu und unbeirrt verblutet. Oder — um ein weniger bekanntes Beispiel zu wählen — ich verweise auf das Verhalten des heiligen Olaf vor seiner letzten Entscheidungsschlacht, in der er fiel. Er war durch eine Verbindung der großbäuerlich-landschaftlich gesinnten Elemente mit dem begehrlichen Dänenkönig aus Norwegen ver-

trieben worden. Als er von Schweden aus seinen letzten Versuch zur Rückkehr machte, schlossen sich ihm eine Reihe Männer an, die Kampf und Abenteuer suchten. Dieser König aber, dem jede Mehrung seiner kleinen Schar in der bevorstehenden Entscheidungsschlacht nottat, fragte jeden Freiwilligen nach seiner Religion. War er nicht Christ, so stellte er ihn vor die Wahl zwischen Taufe oder Verweisung aus Olafs Heer. So äußerlich die Auffassung vom Christentum in Olafs Haltung auch ist, seine Fähigkeit, einer absoluten Forderung nachzugeben, geht aus ihr mit voller Deutlichkeit hervor.

Aber eben nicht die Unbedingtheit als solche war dem Germanen anstößig, sondern die Richtung, auf die sie sich lenkte. Der heidnische Germane begriff nicht, daß die Anerkennung dieses oder jenen Gottes zum Prüfstein für den Mann gemacht werden konnte. Er mochte mit dem Christen ruhig unter einem Dache in einer Gemeinschaft leben. Wo es zu Zusammenstößen kam, war immer der Christ schuld. Und zwar nicht, weil der Heide toleranter war, sondern weil sein Gottesbegriff nicht im Mittelpunkt stand und daher sein Gott nicht Quelle sittlicher Forderung sein konnte. Er mochte ja sogar den christlichen und den heidnischen Gott ruhig nebeneinander besitzen, so wie der Isländer Helgi der Magere. Der hatte zwar die Taufe empfangen, rief aber auf Seefahrt vorsichtigerweise auch den alten Gott Thor an. Die Stelle für seine neue Ansiedlung in Island wieder ließ er sich durch den Gott Thor anweisen, nannte sie aber nachher Kristnäs. Das ist die Art, mit Göttern umzugehen. Wenn dann die Forderung des Einsatzes für die Gruppe an Helgi herantritt, wird er darum nicht versagen. Der wirkliche Christ dagegen hat eine absolute Gottesgewißheit, kennt nur den einen Allmächtigen strafenden und lohnenden Gott, dem er in jedem Augenblick seines Daseins verbunden ist, und der von ihm das Fernhalten von allem Heidentum verlangt, selbst wenn dadurch die Verbindung mit der Sippe aufgehoben wird. Solch ein Mann, der um eines Gottes willen seine Sippe verläßt und den Umgang mit den alten Gruppengenossen meidet, mußte dem heidnischen Germanen als ein Tor erscheinen, und man gibt ihm wohl den wenig ehrenvollen Beinamen *inn fíflski*, der Verrückte. Auch Olafs Verhalten vor der Schlacht bei Stiklestad kann seinen heidnischen Mitläufern nur als törichter Eigensinn erschienen sein.

Und doch ist Olafs Haltung in seiner schweren Entscheidungsstunde mehr als Eigensinn. Es offenbart uns den tiefsten und für den Germanen mühevollsten Unterschied zwischen Heidentum und Christentum. Der scheinbare Eigensinn des christlichen Verhaltens entspringt doch daraus, daß der Christ seinen Gott grundsätzlich anders sieht. Für ihn ist Gott nicht nur ein Wesen, sondern eine Persönlichkeit. Er handelt weder dämonisch-launenhaft, noch dämonisch-gesetzgebunden. Er waltet weise, und er schafft das Gesetz. Er ist nicht schicksalsbestimmt wie die germanischen Götter; er ist Herr über das Schicksal. Doch er ist es abermals nicht aus unergründlicher Laune, er ist es aus übermenschlicher Weisheit und Gerechtigkeit. Dieser Gott ist Schöpfer, Lenker, Richter der Welt. Unendlich erhabener als die Heidengötter und dennoch den Menschen unendlich näher. Von ihm geht das Gesetz der Welt und das Gesetz des Menschen aus; damit ist der entscheidende Punkt getroffen. Er ist der Quell aller sittlichen Forderung. Die Sittlichkeit erhält ihre Unbedingtheit jetzt dadurch, daß sie als Forderung von Gott ausgeht. Das hatte Olaf begriffen. Er war sich bewußt geworden, daß sittlich Handeln nichts anderes heißt als nach dem Sinne Gottes handeln.

Und nun ermesse man, welch grundlegende Wandlung dies mit sich brachte. Für den Germanen hieß sittlich handeln nach den Forderungen der Gruppe handeln. Nicht nur sein physisches, auch sein sittliches Dasein war an die Gruppe gebunden, von ihr bestimmt. Sie gab ihm sittlichen Halt, war Quelle sittlicher Triebe. Auch die sittlichen Kraftströme kreisten in dem geschlossenen System der Fäden und Verknüpfungen, das die Gruppe zusammenschloß, mochte sie Sippe, Gefolgschaft, Landschaft, Stamm, Volk heißen. Eine Verbindung mit dem Jenseits gab es auch auf sittlichem Gebiete nicht. Und nun kam diese neue Welt. Sie bedeutet eine Umstellung aller sittlichen Beziehungen bis ins Mark hinein. Sie löst alle Bindungen, die von dieser Welt sind, sofern sie nicht durch das göttliche Gebot geheiligt werden. Sie hebt damit den Germanen aus dem Grundboden, in dem er steht. Statt daß sich seine Bindungen im Irdischen kraftgebend und kraftnehmend nach allen Seiten verzweigen, sollen sie für jeden einzelnen nach aufwärts gelenkt und mit dem unsichtbaren Herrn im Jenseits verbunden werden. Nur von dort soll er fortan seine Wegrichtung und Zielsetzung empfangen. Das ganze Leben soll vom Jenseits

her beleuchtet werden — das Diesseits fern, das Jenseits ununterbrochen nahe sein. Die berühmten Worte an Chlodwig: „Zerstöre, was Du angebetet hast, bete an, was Du zerstört hast“ treffen viel mehr als nur die Stätten des Kultes und die Person des Gottes. Sie stoßen ins Herz der gesamten diesseitigen germanischen Sittlichkeit. Jede Handlung steht fortan vor der Ewigkeit zu Gericht. In einem unfaßbar fernen Jenseits zu einer unausdenkbaren Zeit erfährt sie ihr Urteil als gut oder böse. Unlöslich an die Ewigkeit gekettet zittert jeder Einzelne vor dem letzten Gericht, wo ihm Lohn oder Strafe von gleich erschreckender Unbegreiflichkeit erwarten: Himmel oder Hölle für alle Ewigkeit. Das ist der entscheidende Punkt in aller germanischen Bekehrung, er liegt in der Umschichtung der sittlichen Grundbegriffe.

Daraus erklärt sich endlich jene höchst merkwürdige Erscheinung in aller germanischen Christianisierung. Überall folgt auf die Missionszeit eine Periode tiefen sittlichen Verfalls, mag es nun das fränkische Merovingerreich sein oder Norwegen unter Olafs Nachfolgern. Törichte Germanentümelei hat hier das Christentum als den geradezu teuflischen Verderber einer hochstehenden eingeborenen germanischen Sittlichkeit brandmarken wollen. So ist es nicht. Gewiß zerstörte die Mission ein sittliches System von großer Geschlossenheit und Folgerichtigkeit. Und sie hat dabei germanische Wesenszüge verletzt oder vernichtet, die schätzbare Lebenswerte darstellten. Jene Zeiten moralischer Verderbnis sind jedoch nicht die Folge der christlichen Lehre an sich. Jedes Neue zerstört und baut auf, und es gibt Zeiten, in denen die Zerstörung den Aufbau überwiegt. Mit solchen Perioden haben wir es hier zu tun. Die alten gruppenhaften Sittenbegriffe erschlafften, da sie von der neuen Lehre gelöst und nicht anerkannt waren. Die neue, hochgespannte religiöse Sittlichkeit aber schlug nicht so schnell Wurzel. So ist es die Periode der sittlichen Umordnung, die als sittliche Unordnung erscheint. Es war dabei die Größe und die Gefahr der neuen Lehre, daß sie in ihrem Kern keine Zugeständnisse duldete und dulden konnte. Ihre Absolutheit der Forderung machte sie erfolgreich und unwiderstehlich, dieselbe Absolutheit der religiösen Forderung aber verhinderte es, daß die neugewonnenen Völker leicht in das neue Gewand schlüpften. Das alte *credo quia absurdum* steht im Grunde auch hinter der germanischen Missionierung.

Eine indische Sage in Melanesien.

Von Alexander Haggerty Krappe.

In seinem äußerst lehrreichen Werke über die ozeanische Mythologie ¹⁾ teilt Roland B. Dixon unter anderem auch den folgenden Schwank mit, leider — wie so oft — ohne nähere Ortsangabe.

Es waren einmal zwei Brüder, Stammeshäuptlinge, Tagaro und Maragbuto, von denen der erstere klug und gut, der andere aber einfältig und boshaft war. Nachdem Maragbuto seinem Bruder unzählige Streiche gespielt hatte, beschloß letzterer, sich seiner zu entledigen, und zwar auf die folgende Art.

Eines Tages sagte er zu Maragbuto: „Laßt uns zwei Häuser erbauen, einen jeden eins für sich.“ Maragbuto willigte ein, und die beiden Brüder gingen an die Arbeit. Allein Tagaro legte unter seinem Hause eine Art Keller an und sagte darauf zu Maragbuto: „Zünde mein Haus an und verbrenne mich und meine Familie. Dann wirst du Alleinherrscher sein.“ Maragbuto ließ sich dies nicht zweimal sagen und steckte ohne Zögern Tagaros Haus in Brand. Dann ging er nach Hause und schlief den Schlaf des Gerechten. Tagaro aber zog sich mit seiner Familie in den Keller zurück und entging so dem Tode. Als das Haus vollkommen heruntergebrannt war, kam er vergnügt aus seinem Versteck hervor und setzte sich friedlich auf der verglimmten Asche hin. Nach einiger Zeit wachte Maragbuto auf und sagte zu sich selbst: „Vielleicht ist mein Fleisch gargekocht.“ Damit begab er sich nach der Brandstätte, in dem Gedanken, dort seine Opfer hübsch gebraten zu finden. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er dort den Tagaro mit seiner Familie in bester Gesundheit sitzen sieht! Auf seine verwunderte Frage, wie dies zugegangen, erwidert ihm Tagaro ruhig, die Flammen hätten ihm nicht das geringste Leid zugefügt. „Wenn dem so ist“, sagte der einfältige Maragbuto, „so komme nur und stecke mein Haus in Brand, damit ich auch verbrenne.“ Tagaro willigte mit Freuden ein und tat wie ihm Maragbuto befohlen. Als aber das Feuer den Maragbuto zu brennen anfang, rief er kläglich: „Lieber Vetter! Es tut weh. Ich sterbe elendiglich.“ Tagaro aber erwiderte in größter Seelenruhe: „Du wirst nicht

¹⁾ Roland B. Dixon, *Oceanic Mythology*, Boston, U. S. A., 1916, p. 127.

davon sterben; es ist mir genau so gegangen. Ertrage es tapfer, und es wird bald vorüber sein.“ Damit hatte er allerdings die Wahrheit gesprochen, denn es war wirklich bald mit Maragbuto aus.

Tagaro und Maragbuto sind eins der verschiedenen melanesischen Brüderpaare und halbgöttlichen Demiurgen, bald To-Kabirana und To-Karvuvu, bald Tagaro und Suqe-matua, bald, wie in unserem Schwanke, Tagaro und Maragbuto geheißten. Auf ihre Herkunft kann ich hier nicht weiter eingehen, möchte aber bemerken, daß es sich bei diesem Stoffe um keine Sonnen- oder Mondmythologie handelt¹⁾, sondern um asiatisches Wandergut von letzten Endes iranischer Herkunft. Die melanesischen Brüder und Demiurgen entgegengesetzten Charakters sind nur melanesische Formen der iranischen Zwillingsbrüder und Demiurgen Ahuramazda und Agramanyuš. Die ihnen zugeschriebenen dualistischen Schöpfungssagen sind größtenteils iranischen Ursprungs.

An unserem Schwanke scheint nur eine Sache nicht ganz in Ordnung zu sein: die blinde Nachahmung des Verbrennens durch Maragbuto ist ganz unmotiviert. Man begreift nicht, warum die bloße Ungefährlichkeit von Tagaros Experiment den Maragbuto veranlassen soll, sich ihm gleichfalls zu unterziehen. Das Rätsel findet seine Lösung, sobald wir einige indische Fassungen der gleichen Geschichte näher betrachten.

Die klassische Fassung unserer Sage findet sich im Siddhi-Kûr, bekanntlich der mongolischen Bearbeitung eines Sanskritwerkes, das über Tibet zu den Mongolen gelangt ist²⁾:

Ein Maler und ein Holzschnitzer sind Todfeinde. Eines Tages begibt sich der Maler zum Khan und verkündet ihm die Wiedergeburt seines Vorgängers und Vaters im Reiche der Götter. Dieser selige Khan habe ihn rufen lassen und ihm einen Brief an den regierenden Khan mitgegeben. In diesem Briefe spricht der Khan von dem glückseligen Zustand, in dem er sich befinde. Es fehle ihm nur eins, nämlich die Möglichkeit, einen Tempel zu errichten. Zu diesem Zwecke verlange er, daß der regierende Khan ihm jenen Holzschnitzer sende; der Maler wisse, wie dies ins Werk gesetzt werden könne. Der Plan läuft darauf hinaus, daß man den verhaßten Holzschnitzer lebendig verbrenne und so in die andere Welt und ins Reich der Götter sende. Als dem Opfer

¹⁾ Ich muß hier also den Theorien Paul Hambruchs, *Südseemärchen*, Jena, 1921, p. 343 f. durchaus widersprechen; dieselben stehen eben unter dem Einfluß der berüchtigten Mondmythologie E. Sieckes.

²⁾ B. Jülg, *Kalmükische Märchen*, Leipzig, 1866, p. 42 ff.

der Befehl des Khans mitgeteilt wird, bittet er um einen kurzen Aufschub, um seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Diese Zeit benutzt er dazu, unter dem Scheiterhaufen, auf dem er sich verbrennen lassen soll, einen unterirdischen Gang anzulegen. Als die Frist abgelaufen ist, besteigt er den Scheiterhaufen und verschwindet inmitten des Qualmes in das künstliche Verließ. Er hält sich eine Zeitlang versteckt und erscheint dann vor dem Khan, dem er von der Glückseligkeit seines Vaters spricht, der nun wünsche, er solle ihm den Maler hinaufsenden. Der Khan zögert nicht, auch diesem Wunsche seines seligen Vorgängers nachzukommen, und der Maler muß nun den Scheiterhaufen besteigen, auf dem er elendiglich umkommt.

Mit anderem indischen Stoffe ist die Sage westwärts in die Kaukasusländer gewandert, in denen wir einer georgischen Fassung begegnen, die einer von einem Fürsten Saba Soulkan Orbeliani verfaßten Sammlung von Erzählungen entstammt und in das 18. oder gar 17. Jahrhundert zurückgeht¹⁾:

Ein indischer König hat vier Veziere, die dem Großvezier übelwollen und eines Tages dem Könige mitteilen, der verstorbene König, sein Vater, sei ihnen im Traume erschienen und habe sie ersucht, seinem Sohne mitzuteilen, ihm den Großvezier zu senden, mit dem er einige Angelegenheiten zu regeln habe. Die dem Opfer gestellte Falle ist dieselbe wie in dem mongolischen Texte, und der Großvezier entgeht ihr auf die gleiche Weise wie der Holzschnitzer, während die vier Veziere das Schicksal des Malers teilen müssen.

Eine arabische Erzählung²⁾ unterscheidet sich von der georgischen dadurch, daß es sich nicht um eine mündliche Botschaft, sondern wie in der mongolischen Fassung um einen Brief aus der andern Welt handelt. Im übrigen ist der Verlauf der bekannte.

Ich schließe diese Übersicht mit einer Fassung aus dem Märchenroman Mahâbale und Malajasundari, der ins indische Mittelalter zurückreicht³⁾:

Ein Tyrann hat sich der schönen Malajasundari, der tugendhaften Gattin des Helden Mahâbale, bemächtigt und weigert sich, sie ihm zurückzuerstatten, es sei denn unter der folgenden Bedingung. Er, der Herrscher, leide unter beständigen Kopfschmerzen, die nur durch die Asche eines Mannes vergehen würden, der wie der Prinz Mahâbale mit heilverkündenden Körperzeichen versehen sei und sich verbrennen lasse. Der Prinz solle ihm also diese Asche verschaffen. Obwohl er die Absicht des Tyrannen durchschaut, der sich auf diese Weise

¹⁾ J. Mourier, *Contes et Légendes du Caucase*, Paris, 1888, p. 8; cf. E. Cosquin, *Les Contes indiens et l'Occident*, Paris, 1922, p. 406.

²⁾ *Contes du cheyk El-Mohdy*, traduits de l'arabe par J.-J. Marcel; cf. V. Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes*, IV, 140.

³⁾ Johannes Hertel, *Indische Märchen*, Jena, 1921, p. 254.

seines Rivalen entledigen will, geht der Held auf die Bedingungen ein und begibt sich nach dem Verbrennungsplatz. Am folgenden Morgen tritt er vor den erstaunten Tyrannen und übergibt ihm die gewünschte Asche. Auf die Frage des Königs, wie er wieder lebendig geworden sei, erwidert er, die Götter hätten den Scheiterhaufen mit Amrita besprengt und ihn so zu neuem Leben erweckt. Seiner Gemahlin aber erzählt er eine weniger erbauliche Geschichte: Er habe den Scheiterhaufen über einem Stollen anlegen lassen und sei dann in diesen Stollen getreten, in dem er das Ende des Feuers abgewartet habe. Als er von dem König die Herausgabe seiner Gattin verlangt, stellt ihm der Kanzler — das würdige Gegenbild des Tyrannen — noch mehrere andere, gleich gefährliche Aufgaben, zuletzt die, des Herrschers Leibpferd aus einem brennenden Stalle zu ziehen. Der Held stürzt sich in die Flammen und kommt mit einem himmlischen Rosse wieder heraus, indem er ausruft: „Wer in diese Flammen springt, der bleibt von Alter und Krankheit verschont und erhält einen himmlischen Leib und ein Roß, wie ich es erhalten habe.“ Der Tyrann und seine Minister schenken ihm Glauben und stürzen sich in die Glut, wo sie elendiglich zu Grunde gehen.

Wir haben es hier mit der Verschmelzung zweier verwandter Erzählungstypen zu tun, unserer Erzählung (der unterirdische Stollen) und eines aus dem Märchen von der goldhaarigen Jungfrau stammenden Motivs¹⁾. Dort verlangt der Tyrann vom Helden, sich in einen glühenden Ofen oder in ein kochendes Bad zu stürzen, aus dem er jedoch, dank der Zauberkraft der Jungfrau, unverwundet und verjüngt herauskommt. Der Tyrann, dem sehr an der Verjüngungskur gelegen ist, will ihm das nachmachen, kommt aber in den Flammen oder in dem kochenden Wasser um. Infolge dieser Verschmelzung ist der zweite Teil unserer Erzählung weggefallen, und der König läßt sich nicht auf einem Scheiterhaufen verbrennen. Doch beweist das Motiv des Stollens unter der Brandstätte, daß wir es mit einem Niederschlag unserer Erzählung zu tun haben.

Die melanesische Erzählung, von der wir ausgegangen, ist ohne Zweifel eine Fassung dieser indischen Sage, die jedoch eine Vereinfachung erfahren hat. Die Botschaft aus der andern Welt ist weggefallen, und Tagaro geht selbst in die andere Welt — oder gibt vor, es zu tun —, ohne von einem dritten (dem Könige) dazu aufgefordert zu sein. Die Kabale, die in der indischen Erzählung die Einleitung bildet, ist also, vielleicht weil zu kompliziert,

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz Iason and Medeia in Folk-Lore, XXXVI, 308—21.

von den melanesischen Erzählern übergangen worden. Damit ist auch die Motivierung der Nachahmung des Verbrennens durch den neidischen Bruder weggefallen, und die melanesischen Erzähler waren nicht geschickt genug, eine andere Motivierung unterzuschoben. Dies wäre leicht gewesen: sie hätten nur hervorheben müssen, wie Tagaro die Glückseligkeit der andern Welt gepriesen, um dadurch Maragbuto zu veranlassen, sich verbrennen zu lassen. Diese Unterlassung beweist wieder einmal, daß Naturvölker im allgemeinen nicht imstande sind, komplizierte Erzählungen von Kulturvölkern ohne beträchtliche Veränderungen und Verstümmelungen wiederzugeben. An der Wanderung dieser Geschichte von Indien nach Melanesien, wahrscheinlich über Indonesien, kann kein Zweifel bestehen.

Mittelalterliche Gesundheitsregeln in Schlesien.

Von Joseph Klapper.

Die im folgenden abgedruckten handschriftlichen Texte sollen den Zugang erschließen für eine Beschäftigung mit der medizinischen Volkskunde des Mittelalters in Schlesien. Ohne die Kenntnis der Diätregeln ist keine Einsicht in die spätmittelalterliche Volksmedizin möglich. Und ehe hier Klarheit geschaffen worden ist, hängt alles, was über die Volksmedizin der Gegenwart gesagt wird, in der Luft. Doch muß man sich bewußt bleiben, daß Diätregeln zunächst eine Lehre, eine Forderung darstellen. Ihre Grundlage ist die geltende medizinische Wissenschaft, ihre Theorie wie ihre Praxis. In der vorliegenden lateinischen Versprägung sind sie halb gelehrte, halb volkstümlich umgeformte Weisheit. In ihrer deutschen Form erst werden sie rein bürgerlicher Besitz. Diätregeln steigen also immer aus der Wissenschaft ins Volk hinunter. Wie weit sie im Volke die Lebensgewohnheiten bestimmen und damit auch Gegenstand volkskundlicher Forschung werden, muß für jede Gegend und Zeit besonders untersucht werden. Sicher ist, daß das schlesische Bürger- und Bauerntum in seiner Lebensführung zahlreiche Wirkungen der gelehrten Temperament- und Diätweisheit des Mittelalters noch heute erkennen läßt. Zu der Kenntnis

dieser Vorschriften ist für eine begründende Volksmedizin die Kenntnis der bäuerlichen und bürgerlichen Küche des Mittelalters zu fügen. Auch hierfür enthalten die Handschriften wesentliche Aufschlüsse. Von ihnen kann hier nicht gehandelt werden. Auf die Gepflogenheiten der bürgerlichen Küche wirken bereits im 14. Jahrhunderte die höfischen und adligen Lebensgewohnheiten, die natürlich stark vom Auslande her mitbestimmt sind; in der bäuerlichen Küche würde die Grundschrift der deutschen Überlieferung noch feststellbar sein, wenn man die aus der Stadt bereits eindringenden, auch von Kirche und Kloster bestimmten Einzelzüge sorgsam aus dem Gesamtbilde tilgt. Diesen Weg hat in Schlesien die Forschung zu gehen. Die folgenden Beiträge können und wollen also nur eine Wurzel der heutigen Volksdiät und Medizin aufdecken helfen.

Text I bietet aus einer Breslauer Handschrift vom Ausgange des Mittelalters die Verse, die die vier Temperamente kennzeichnen. Die natürlichen Mischungsverhältnisse von Feucht — Trocken — Warm — Kalt im Menschen zu bewahren und somit den Menschen gesund zu erhalten, ist die Aufgabe aller Medikamente und aller Diätvorschriften. Küchenrezepte und ärztliche Rezepte sind nur dadurch unterschieden, daß die Küche die Gesundheit bewahren, der Arzt sie wiederherstellen soll.

Text II bietet aus einem Prager Brevier die lateinischen Monatsregeln, wie sie in Prag durch die medizinische Fakultät unter sichtlicher Beeinflussung durch italienische Wissenschaft in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts an das gebildete Bürgertum weitergegeben worden sind. Wir treffen sie hier im Besitze eines höheren Geistlichen, dem sie beim täglichen Breviergebete immer vor Augen sind. Die engen Beziehungen Prags zum schlesischen Bürgertum bestimmen in Schlesien die bürgerlichen medizinischen Kenntnisse durch das ganze 15. Jahrhundert. Inhaltlich fußen diese Monatsregeln durchaus auf der wissenschaftlichen aus der antiken Arzneikunde fließenden medizinischen Literatur, die auch die folgenden Texte inhaltlich bestimmt. Alles, was in den Prager Monatsregeln gesperrt gedruckt ist, findet sich im Text Nr. IV in den deutschen schlesischen Monatsversen aus dem 15. Jahrhundert wieder.

Text III umfaßt das sogenannte Regimen sanitatis oder die Scola salernitana. Mit Salerno haben diese Diätverse nichts

zu tun. Sudhof¹⁾ hat auf Grund der lateinischen Überlieferung wahrscheinlich gemacht, daß die geläufige Zusammenstellung in 364 Versen die Arbeit des Spaniers Arnaldus de Villanova um das Jahr 1300 ist, der dieses Regimen zuerst mit Kommentar herausgab. Das Werk setzt sich größtenteils aus klösterlichen medizinischen Merkversen zusammen, die inhaltlich auf die antike Literatur zurückführen. Das Regimen ist wiederholt in die deutsche Sprache übersetzt worden. Eine Übersetzung ist von Tesdorpf (Stuttg. 1915) veröffentlicht. Die in Schlesien vorhandene Fassung ist ganz fehlerhaft in einer Breslauer Dissertation von Phil. Rosenthal „Poeseos medii aevi medicae specimina nonnulla minus cognita“ im Jahre 1842 gedruckt worden.

Text IV enthält das wichtigste Stück der schlesischen Überlieferung, die wohl von einem Brieger in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts gereimten Monatsregeln. Eine Probe davon gab Rückert-Pietsch 1878 im „Entwurf einer systematischen Darstellung der schles. Mundart im Mittelalter“, Anhang S. 63 unter dem Titel „Menologium poeticum“. Unsere Handschrift: Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau IV Q 38 unbekannter Herkunft ist vielleicht dieselbe, die Dr. Gräter 1812 in der Zeitschrift „Idunna und Hermoder“ als im Besitz der Striegauer Maltheserkommende erwähnt. Der Inhalt geht auf den unter Justinian wirkenden Arzt Alexander von Tralles zurück, der 12 Bücher Therapeutica schrieb. Direkte Vorlage waren die unter Alexanders Namen überlieferten deutschen Monatsregeln in Prosafassung, die in Hs. IV Q 35 a vom Jahre 1469 vorliegen; vgl. die Probe bei Rückert-Pietsch, Anhang S. 65f. Aber in der poetischen Fassung ist der Text stark erweitert. Dichterische Fähigkeit geht dem Verfasser ab; inhaltlich und als mundartliches Denkmal bleibt der Text gleich wertvoll.

Texte.

I. Temperamentregeln.

Aus Hs. der Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau I. O. 368 (Ende 15. Jh.) Bl. 368 r b
Früher: Augustiner-Chorherren zu Sagan.

Sanguineus ad naturales sciencias.

Largus amans hylaris ridens rubensque coloris

Cantans carnosus satis audax atque benignus.

¹⁾ Geschichte der Medizin, 4. Aufl. 1922 S. 168.

Colericus ad mathematicas et methaphizicas.

5 Hirsutus fallax irascens prouidus audax

Astutus gracilis siccus croceique coloris.

Flegmaticus ad morales.

Hic somnolentus semper et sputamine plenus.

Hic hebes sensus pingwis facie, color albus.

10 Melancolicus ad poeticas.

Inuidus et tristis cupidus dextreque tenacis

Non expers fraudis timidus luteique coloris.

Aus Erfurter Hs. Ampl. 40 Nr. 204 Bl. 39 v, abgedr. bei Sudhof, Arch. f. Gesch. d. Med. 12 (1920) 152 folgende Varianten. 2 ridens rubensque]facies rubeique Nach 3 Consona sunt aer sangwis puericia verque 5 Hirsutus]Versutus prouidus]prodigus 6 siccus]facies Nach 6 Conueniunt estas ignis coleraque iuuentus 8 semper et]piger in plenus]multus 9 Est hebes huius sensus facies pinguis color albus. Flecma later et hyemps senium sibi consociantur 11 cupidus] et 12 timidus]facies Nach 12 Autumpnus terra melancolia senectus.

II. Prager Kalenderregeln aus dem Ende des 14. Jahrhunderts.

[Hs. der Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau I F 443]

In Januario de optimo vino calicem iciunus bibe.

Sagwinem non minuas.

Pocionem non sumas ad uentrem soluendum.

Balneo sepe utere.

Mane comede et non nimium, quia superflua comestio febres generat.

Et si in Januario tonitru fuerit, uentum ualidum, habundanciam frugum et bellum anno illo significat.

In Febuario sagwinem minue et pocionem accipe et omnia, que uis, comede excepta auca et betha et cerebrum tuum a frigore custodi.

Calidam ceruisiam in balneo bibe.

Si hec custodieris, medico non indigebis.

Si in Febuario tonitru fuerit, multorum hominum morbitatem (!) significat.

In Marcio lauare sepe asso balneo et purga dentes fricando sale.

Non minuas sangwinem.

Vomitum prouoca propter cottidianas febres et fac cocturas propter paralism.

Cottidie comede de puluere rute et saluie et feniculi, apij, gyngiberis, cardomonij, petroselini. Sic sanus eris.

In Aprili minuere debes in mediana propter pulmonem et thoracem.

Sed non debes crudas radices comedere propter scabiem et pruriginem [Hs.: buriginem].

Carnes recentes et non nimium fumigatas, quia carnes nimium fumigate syncopum morbum genera[n]t.

Si in Aprili tonitru fuerit iocundum et fructiferum annum, hominum iniquorum interemcionem affirmat.

Mayus est quibusdam contrarius, quibusdam sanus.

Sed tu, homo languide, si uis sanus fieri, absyntheum bibe, trifolium comede, bethonicam et agrimoniam et feniculum impositionem accipe. [Lies: in pocionem accipe.]

Si hec seruabis, sanus eris.

Si in Mayo tonitru fuerit, habundanciam frugum variasque infirmitates hominum significat.

In Junio aquam fontaneam bibe ieiunus propter pulmonem et thoracem. Bibe nouam ceruisiam.

Medonem non bibas.

Lactucas in cena comede propter oculos.

Cytwar, bethonicam, agrimoniam in refeccionem sumes. Sic sanus eris.

In Julio, si uis sanus esse, custodi te a nimia dormicione et ab assato balneo, a minucione sangwinis, a piscibus palustri[bus] et a caulibus, a solucione, a calidis cibis.

Pocio tua sit gamandra, ruta, saluia, anetum, apium. Sic medicum non curabis.

Si in Julio tonitru fuerit, eo anno annone bone; fures et latrones peribunt.

Augustus est mensis periculosus. Si hec non custodieris, infirmaberis:

A frigore custodi te. Frigidis cibis utere.

Balneari sepe noli.

A piscibus palustribus et a caulis custodi te.

Semper bibe agrimoniam et polleium et plantaginem et bene erit tibi.

Si in Augusto tonitru fuerit, rei publice speram (!) pronunciat. Egotabunt multi.

In Septembri aliquas bucellas lacte infusas comede et omnes fructus maturos, quos uolueris, comede preter pira, nisi assa cum potu.

Pocio tua sit cocta agrimonia, gramonastica.

Et si uolueris, sangwinem potes minuere.

Si in Septembri tonitru fuerit, habundanciam frugum et occisionem hominum significat.

In Octobre omnia uolatilia quam quadrupedia sana sunt, excepto cancro, quia tunc leditur a marino serpente.

Racemis utere.

Mustum bibe.

Non cocta ansere utere.

Pocio tua sit cytwar, galcani, cynamomum tu bibe.

Si in Octobre tonitru fuerit, uentum ualidum, annonarum et frugum inopiam significat.

In Nouembre non utaris nimium uenere.

Non calido balne, quia balneum et ueneris officium faciunt hominem debi[l]itari et mulierem fieri ydropicam.

Si opus est, subcutaneum sangwinem minue.

Sed studiose mel et medonem debes sumere.

Pocio tua sit gyngiber et cynamomum.

Si in Nouembre tonitru fuerit, habundanciam frugum, omnemque iocunditatem anno illo significat.

In Decembre custodi cerebrum a frigore.

Ut per totum annum sis sanus propter dolorem capitis, minue sangwinem in uena capitanea.

Volutare, quantum vis.

Peretrum [Birnenmost] et gyngiber manduca, cum te deponis. Si hec custodieris, sanus eris.

Si in Decembre tonitru fuerit, inopiam frugum et famem anno illo significat.

III. Regimen Salernitanum mit deutscher Übersetzung.

Handschrift der Staats- u. Univ.- Bibl. zu Breslau IV. Q. 93. (v. J. 1443) Bl. 421 v.

1. Anglorum regi conscripsit schola Salerni
Ad regimen vite presens hoc medicinale.
Dy schull Sollern weyt bekant
Schreypp dem konige von Engillant
Dis kegin wertige arczt bucheleyn,
Wy der mensche bewar das leben seyn.
2. Si vis incolumem, si vis te reddere sanum,
Curas linque graves, irasci crede profanum.
Wiltu haben deyn hercz gesunt,
Wiltu stargk seyn vnd mit sichtum unvorwunt,
Bis frolich, zorn lasz vor dich gan,
Grosze sorgen saltu varen lan.
3. Triste cor ad mortis te cogit currere metas,
Spiritus exultans facit, ut floreat etas.
Das betrubete hercze twingit offte vnd vil
Den menschin zu des todis zcyll,
Aber der froliche mensch zu aller stunt
Macht offte, das das aldir grunt.
4. Triste cor, ira frequens, mens raro gaudia prebens:
Hec tria consumunt corpora fine brevi.
Das betrubete hercze vnd stetir czorn,
Vnmut, das dy frewde hot vorlorn,
Dy drey vorczern den leyp behende
Vnd das hercze gewinnet eyn korczis ende.
5. Si medici desint, medicamina sint tibi illa
Hec tria: mens leta, requies, moderata dieta.
Hostu gebrechin an ercztin und an erczteyen,
Zo habe an dir dy ding dreye:
Rwe und frolicher mut,
Mesige tage reysze, dy sint dir gut.
6. [Bl. 422 r] In dextro latere somnus tuus incipiatur,
Ad latus oppositum finis tibi perficiatur.
Wiltu seyn eyn gesunder man,
Zo hebe deynen sloff off der rechty n seytn an

- Vnd off der lincken seytn alle mol
Eyn itczlich mensch seynen sloff volbringen sal.
7. Post somnum mane vadas tu membra mouendo,
Pecte caput lauaque manus, donec ipsa tepescant.
Noch dem sloffe bis nicht trege,
Deyne geledir alzo bewege,
Zo lange das du sy erwarmist gar,
Zo twach beyde hende vnd richte deyn hor.
8. Vestibus indutus bene dentes osque lauabis.
Si vis esse sanus, tunc ablue sepeque manus.
Du salt wasschin dy zcene vnd den munt
Und dich warm anlegen zu allir stunt.
Wiltu seyn gesunt, zo schicke,
Das du deyne hende wescht offte vnd dicke.
9. Non tecto capite sub frigore ne gradieris
Nec sub sole, tibi sunt quia hec inimica.
Mit bloszim hewpte gee nicht yn dem kaldyn,
Wiltu deynen gesunt lange behalden,
Noch yn grosir hycze der zonnen,
Wenn dy zwe dir selden brengen fromen.
10. Tu numquam comedas, nisi stomachum ante moneris
Purgatum vacuumque cibo, quem ante sumseris.
An essen saltu seyn gesewmet,
Bis du deynen magin host gerewmet,
Und gedayt dynis leybes kost,
Dy du vor zu dir genomen host.
11. [422 v] Ex desiderio poteris cognoscere cibum,
Hec tibi sunt signa subtilis in ore saliva.
Aws deyner geer magistu balt
Irkennyn, wenn du essen salt.
Vorwar das synt dy czeychen:
An dem munde dy clewenden speychen.
12. Non sacia, quantum potes, nimis caue potum,
Mollia premittas, hinc fercula dura sequantur.
Weyche speysze ys zum ersten an.
Vnd dy herten lasz dornoch gan.
Du salt dich nicht essen al zu sath,
Tring ouch wenig, das ist meyn rat.
13. Tu vtaris medio ventre cibo vacuato,
Avicenna docet, carnem calet, spiritum auget.
Der speyse du meszeclich gebrawche,
Wen du geledigit hast den bawch.
Avicenna leret, das das fleysch allermeyst
Hitcz den leyp vnd sterket den geyst.
14. Sunt sitis atque fames moderata bonum medicamen,
Qui si superfluunt, important sepe grauamen.

- Der hungir vnd dorst sal meszig seyn
 Zo wirt gelengit das leben deyn.
 Wiltu ys ader zu vil pflegen,
 Zo beswerstu leyp vnd leben.
15. Cesses cibari desiderio aliquali,
 Stomachus repletus nimium prestat tibi luctus.
 An essen saltu abeloszen
 Mit gutyn willen vnd etlicher moszen,
 Wenn dicke vollunge des magen
 Gebit dir betrüpnis vnd grosze clagen.
16. [423 r] Tempore tu veris modicum prandere iuberis,
 Et calor estatis dapibus nocet immoderatis.
 An dem lencze czu der zceyt
 Is wenig vnde meyt
 Vnd fleuch obirfloszige yn dem zommer
 Hitze, dy dir schaden brengit vnd kommir.
17. Autumni fructus summosque dant tibi luctus,
 De mensa sume fructus, quantum vis tempore yemis.
 Vormeyt des herbist erste frucht,
 Zy brengit den leyp eyn grosze sucht,
 Aber yn der zceyt des winters zcyr
 Nym von dem tische der fruchte noch dyner gyr.
18. Hec bona sunt ova longa parva quoque noua
 Et gallinarum tibi sint et non aliarum.
 Lange eyer vnde cleyne sint dir gut,
 Welche newe synt, dy habe yn deyner hut.
 Zcu hünerey habe ganteze pflicht
 Vnd zu den andirn vogiln nicht.
19. Dissuadentur edi renes nisi solius egle,
 Anser vult coctus herbas paludem quoque vivus.
 Von allyn tyren is nicht, das sage ich dir,
 Alleyne von der zeygen, das glowbe mir.
 Gense saltu essen mit worcze,
 Wenn si lebet, zo geet sy yn dy pfutze.
20. Sani sunt pisces, si cum vino bene misces,
 Quos si non misces, forsan damnus adipisces.
 Wiltu essen gesunde fische,
 Zo saltu sy mit weyne wol mischen.
 Mischstu sy mit weyne nicht
 Vorwar du irkrigist schaden licht.
21. [423 v] Si pisces molles sint, magis corpore tolles.
 Si fuerint duri, parvi magis valituri.
 Du salt essen weyche fische,
 Dy do grosz sint, ober dem tische,
 Zeyn sy abir herte vnd cleyne,
 Sy wern dir bessir alleyne.

22. Vt minus egrotas, ad singula fercula potes.
Inter prandendum sit parum sepeque bibendum.
Du salt trincken zu cyme itezlichyn gericht,
Das du frisch bleybist vnd sichest nicht.
Czwisschen dem essen messig ober lang
Zal man nemyn den trang.
23. Si vitare velis morbos et viuere sanus,
Non bibe non siciens, non comede tu saturatus.
Wiltu sichtum flyen vnd vortreyben
Vnde allir ding gesunt bleyben,
Zo tringk nicht ane dorst
Vnd ys nicht, wen du vil speyse genomen host.
24. Dat vinum purum tibi ter tria commoda: primum
Confortat cerebrum, stomachum parat tibi letum.
Newnirley nüz gebet dir der reyne weyn:
Her macht dir frolich das hercze deyn,
Ouch vortreybit her den broden
Vnd lert den bauch vnd sterkit dy owgyn.
25. Corpora clarificat, acuit visum, lenit aures,
Augetur ingenium, puerum facit esse iocundum.
Der starcke weyn sterkit den leyp vnd irlucht das gesicht.
Her merit dy synnen vnd macht dy oryn leycht.
Von ym wirt den kyndern dy sproche gerant
Tring yn reyne, zo wirstu von nicht geschant.
Ouch macht her frolich dy kint,
Wenn man en messelich trinckt.
26. [424 r] Hoc dicit medo: qui me bibit, hunc ego ledo.
Stringit medo venam et vocem reddit amenam.
Wer mich trinckt, spricht der mete,
Den kan ich vorseren fru vnd spete.
Der methe vorstricket dy odirn gar,
Her macht dy styme weych vnde clar.
27. Locio post mensam bina commoda tibi confert:
Mundificat palmas et lumina reddit acuta.
Czweyrleye gobe du entpfest
Wenn du dich noch dem essen tweest.
Deyne hende werden dir wol geschickt
Vnd gescherfft werden dyner owgin licht.
28. Salvia cum ruta faciunt tua pocula tuta.
Adde rose florem, minuit potenter amorem.
Der salvie mit der rawten saff
Geben deynem trancke gute crafft,
Dorezu thu rosin steticlich
Zo wirt gemynnert dein leyp (!) crefftlich.
29. Aleum vetorem depellit variatque colorem,
Clarificat raucam vocem, crudum facit coctum

- Knobeloch vortreybit den stangk
 Vnd vorwandilt dy varbe an deynen dangk
 Dy heysre stymme macht her helle vnd clar
 Vnd roe speysze macht her gedawit gar.
30. Saluia, sal, vinum, piper, aleum, petrosilium,
 Ex hys fit salsa, si non sit regula falsa.
 Saluie, salcz pfeffer vnd wein,
 Knobeloch, petirsilge sal ouch dorbey seyn
 Dor aws wirt eyne salsze gut,
 Is das man ir recht tut.
31. [424 v] Crocus, ova, piper, plantago, saluia, papauer:
 Ex his fit torta, que fluxum sagwinis aufert.
 Das bucheleyn von eynem kuchyn schreybet,
 Do man das hlut mete vortreybit
 Wegebreyt, mone vnd saffran,
 Pfeffer, eyer vnd saluian.
32. Balnea post mensam crassant, sed ante marcessant,
 Humida pigwescunt, nam arida sepe calescunt.
 Das bath noch dem essen feysten leyp macht
 Und vor den essen mager leyp, alzo ich acht,
 Wenn fewchtichkeyt dy ist eyne sache der fettikeyt
 Zu trogheydt dich dy hitcze trehit.
33. Surges post epulas, somnum fuge meridianum.
 Aut breuis, aut nullus sit somnus meridianus.
 Wenn du offstehist noch dem essen,
 Tage sloff saltu gar vorgessen.
 Zo magistu sloffen noch geschicht:
 Sloff korcz adder nicht.
34. Non vriaam retine nec cogas fortiter anum,
 Nec ventum retine nutrisque morbum [lies: bombum] veteranum.
 Das wassir halt bey dir nicht lang
 Vnd zu stule gehe nicht mit getwang,
 Behalt ouch nicht den wint,
 So werden gesterkit, dy do schedelich sint.
35. Quatuor ex vento veniunt in ventre retento:
 Spasmus, ydrops, colica, vertigo sunt quoque ista.
 Du salt merken virley sachen,
 Dy dy behaldene winde machen;
 Das ist der krampf, wassirsucht schedelich,
 Dy hefen muter vnd swindeln [darunter: ader wirbilsucht]
 sicherlich.
36. [425 r] Si comedas cerusum, triplex donum tibi detur:
 Testa purgat stomachum, nucleus lapidemque repellit;
 Et de succo tibi generatur optimus sagwis.

- Kyrschen gessen geben dir drey gowben:
 Dy schalen fegen dir den magen,
 Dy kerne sint dir vor den steyn gut,
 Von erem saffe wirt gemert das allirbeste blut.
37. Non comedas crustam coleram generatque adustam.
 Caseus et cepe veniunt ad prandia sepe.
 Ys nicht des brotis rinde,
 Wenn sy wirkit das gebrante blut swinde.
 Kesze vnd zwippiln dicke
 Zu deynem essen schicke.
38. Ventre repleto balneum intrare caueto,
 Sed cum decoctus fuerit cibus, ipsum habeto.
 Wiltu vormeyden deynes leybes schadyn,
 Zo saltu dich nicht mit vollym bawche badyn.
 Adder wenn dy speyse gedawit sich,
 Zo magistu baden sicherlich.
39. Si fornicasti uel balneum si visitasti,
 Non debes scribere, si vis visum retinere.
 Pistu gewesen an vnkewschir geschicht
 Ader bistu gewesen zu dem bade icht,
 Dornoch saltu mit nichte schreyben,
 Wiltu bey gutem gesichte bleyben.
40. Rewma, dolor capitis, oculus flens, wulnera, plage,
 Dens esus, venter impletus balnea vitent.
 Hostu dy snoppe adder triffende owgin,
 Thut dir das hewpt we ader bistu wunt,
 Mit vollym bawche, wormeszigem zenen,
 Zo saltu dich nicht czu dem bade gewenen [dahinter: geslagen].
41. [425 v] Balnea feruida, pocula grandia, somnia pauca,
 Hec tibi lipposos sepe faciunt oculos.
 Wir leszen von dreyen sachen,
 Dy dy owgin triffende machen:
 Grosze truncke vnde heysz badt
 Vnd wenn eyn man wenig sloffyn magk.
42. Balneo peracto non immediate cibato,
 Dimittas potum, expertis est bene notum.
 Alzo snelle alzo du host gebath,
 Tring nicht balde, das ist meyn rath,
 Vnd isz nicht alzu hant.
 Den vorsichtigyn ist is wol wordyn bekant.
43. Quatuor ex sommo proveniunt meridiano:
 Febris, pigricies, capitis dolor atque catharrus.
 Der kelde sychtum, snoppe vnd trogheyt,
 Hewpt sewche: dy vire sint dir bereyt
 Aws dem sloffe des mittags zceyt,
 Das meynen dy erczte an allyn neyt.

44. Aleum, nux, ruta, pira, raphanus et tiriaca,
 Hec sunt anthidotum contra mortale venenum.
 Nusze, rawte vnd knobeloch,
 Birne vnde merretich meyne ich ouch
 Vnd dreyockir, spricht desze schrift,
 Seyn gut wedir dy totliche gifft.
45. Si fluxum pateris, nisi hec canear, morieris:
 Concubitum, potum nimium, cum frigore motum.
 Wen du den roten weben leydest,
 Zo ist dir gut, das du dy ding vormeydest;
 Vnd wiltu das leben behalden weyp ader man,
 Zo saltu nicht yn dy kelde gan.
 Ouch saltu nicht mit den frawyn czu schaffyn han
 Vnd salt grosze truncke vnder wegyn lan.
46. [426 r] Martini, Blasii, Philippi, Bartholomei,
 Hys festis minuas, ut sano corpore viuas.
 Wiltu haben langen gesunt,
 Zo losz czu der odir yn dem iore vier stunt:
 Zu sinte Blasy Philippis tag vnd Bartholomei,
 Off Martinis tag adder none dorbey.
47. Estas, ver dextram, autumnus yemsque sinistram
 Inciduntur vene, morbosio sagwine plene.
 Yn dem lencze vnd zu des zommirs zceyten
 Saltu loszyn an der rechtin zeyten;
 Ym winter vnd yn dem herbist,
 Zo lasz an der lincken seyten zu aller frist.
48. Ante diem quintum, post vicesimum quoque quintum
 A te vitanda quasi mors est flewbothomia.
 Noch itczlichim monden vor dem fümften tage
 Vnd ouch noch dem fünf vnd zwenczigistyn tage
 Zaltu nicht dy oder laszyn slon, es sey denn not,
 Wenn odir slân ist denn alz gifft ader tot.
49. Sagwinem non minuas, nisi luna sit quinque dierum.
 In luna plena non tangatur tua vena.
 Nymant zu der odir loszin sal,
 Wenn der monde ist gleyche vol.
 Nymant ouch dy odirn sleth
 Zu der zceyt, wenn der monde na^we entsteet.
50. Luna vetus veteres, iuvenes noua luna requirit.
 Yn dem erstyn teyle des mondyn ist is gut,
 Das dy iungen loszen von en das blut.
 Addir wenn sy zu dem alder komen,
 Zo sullen sy loszyn, wenn her hot abegenomen.
51. Lote calesce, pranse sta, frigesce minute.
 Noch dem odirloszin halt dich kalt,
 Noch dem essen stehe vnd bade, wann wiltu werden alt.

52. [426 v] Nil capiti facias, aries (!) cum luna refolsit,
 Brachia tunc minuas et balnea tu bene intras.
 Non tanges aures, nec barbam radere debes.
 Zo der monde yn dem steher ist,
 An dem howppte saltu loszin zu keyner frist.
 An dem arme man loszen sal,
 Ouch yn das bath gehistu wol.
 An den oren saltu loszin nicht
 Vnd den bart abschern yn keyner frist.
53. Arbor plantatur, cum lunam thaurus habebit.
 Edificare potes, iam sperges semina terre,
 Et medicus timeat cum ferro tangere collum.
 Du magist wol bowme pflanzin yn der frist,
 Wenn der monde yn dem ochsen ist,
 Vnde ouch wol bawen vnd sehen,
 An dem halse losz keyne odir sloen.
54. Brachia non minuas, cum lustrat luna gemellis,
 Vngwes in manibus cum ferro tu neque scindas.
 An dem arme losz zu keynir frist,
 Wenn der monde yn dem zewilinge ist.
 Ouch saltu dy negil nicht abesneyden,
 Wiltu allirley crangkheyt vormeyden.
55. Pectus, pulmo, iecur in cancro non minnatur,
 Pocio sumatur, securus perge viator.
 Yn dem crebysz lasz nicht dy lunge ader dy brost,
 Das du nicht vorlewst deynis gesundis lost.
 Du magist wol nemen der ertzteyden trangk,
 Ouch wandirste sichir obirlant.
56. Cor granat stomachum, cum circuit luna leonem,
 Non facias vestes, nec ad conuiuia vades.
 Zynt das der lebe beswert das hercze vnd den magen,
 Zo saltu dich nicht off das oder loszyn wogen
 Vnd salt nicht new cleyder an zeyen,
 Du salt ouch stete wirtschafft zeyen.
57. [427 r] Lunam tangens virgo vxorem ducere noli,
 Detur semen terre, caueas intrare Caribdim.
 Yn der iungfrawen sal man sich huten eben,
 Das nymant sal greyffen zu dem elichyn leben.
 Man mag sehen obiral,
 Nymant off dem wassir faren sal.
58. Scorpio augmentat morbos in parte pudenda.
 Vulnera non curas, caueas intrare nauem.
 Der tharant an der heymlichkeyt den sichtum meret,
 Wenn du mit wetagen wirst beswert.
 Du salt heylen keyne wunden
 Noch off wassir segiln zu keynen stunden.

59. *Libra intrans lunam nemo genitalia tanget;*
Aut ylia vitet, nichil in corpore curet.
 Nicht losz an den heymlichin steten,
 Wenn der monde ist yn dy woge getreten,
 Auch an keynen geledern noch lenden,
 Wiltu denn baden, das magistu weder wenden.
60. *Luna nocet femori per partes mota sagitte,*
Carpe viam tutus, sed tu caveas remigare.
 Der monden ist den hüffen schedelich,
 Dy weyle her ist an dem schutzcin steticlich.
 Czu wandern ist is gute czeyt
 Vnd obir wassir farn du vormeyt.
61. *Capra nocet genibus, ipsam cum luna tenebit.*
Fundamenta ruunt, nichil est, quod durat in ipsa.
 Du salt keyne ertztey thun
 Yn dem steynbocke an den knyen nw,
 Ouch was man anhebit bawen zu der stunt,
 Das gewynnnet eynen boszyn grunt.
62. *Tangere crura caue, cum luna tenebit aquosum.*
Inserere tunc plantas, excelsas erige torres.
 [427 v] An deynen beynen losz keyne ader slan,
 Wenn der monde komt yn den wassirman.
 Hoche türme magistu wol bawen,
 Ouch magistu bowme pfropfen vngerawen.
63. *Piscis habens lunam noli curare podogram,*
Carpe viam tutus, pocio sumatur salubris.
 Yn dem fische saltu an den fuszen
 Keyne odir sloen loszen.
 Gut wandirn ist ober lant
 Vnd heylsam ist der ertzteyten trang.
64. In ¹⁾ *Jano claris calidisque cibis pociaris,*
Ledit enim medo tunc potatus, bene credo.
 Yn dem monden des winters alle yor
 Ys warme speysze, dy do weych ist vnd clar.
 Dorczu tring meszig fru vnd spete
 Vnd sloff vil, sundir triug wenig methe.
65. *Nascitur occulta febris februo tibi multa,*
Potibus et escis, si caute viuere velis,
Tunc caue frigora, de pollice funde cruorem.
 Der hornungk meret alzo balt
 Dem menschin das sychtum kalt.
 Dorumme flewch dy kelde, das ist dir gut.
 Off dem dawmen saltu loszyn das blut.

¹⁾ Die lat. Monatsverse finden sich erweitert in Hs. I O 59 Bl. 34 v. J. 1502, früher Rauden, einst Waldsassen gehörig, sowie in Hs. III Q 5 Bl. 319 b.

66. *Marcus humores pandit generatque dolores.
Venas non pandes, radices sedule mandes.*
Der mercze der leybes fuchtikeyt
Gebert dir smerczen vnd leyt.
Lasz nicht dy oder, sunder ysz steticlich wurcze,
Dy sint dir gut vnd nutcze.
67. *Se probat in vere Aprilis vires habere;
Cuncta renascuntur, pori terre aperiuntur.
In quo calescit sagwis recens quoque crescit.*
[428 r] Der aprill hot sulche crafft dor von:
Alle dings werden vornewet schon.
Ouch hitczt er den leyp vnd merit das blüt,
Denn losz zu der odir, das ist dir güt.
68. *Maiō secure laborare sit tibi cure,
Scindatur vena, sic balnea dantur amena.
Cum varijs rebus sint fercula cum speciebus.*
Erbit in dem meyen ist nicht schade,
Losz zu der odir vnd mache dir lustige bade.
Mit wurcze vnd mit mancherley gekrewte
Bereyte dy speyse, das ist gesunt allyn lewten.
69. *In Junio gentes perturbat medo bibentes,
Atque nouellarum fuge potum cereuisiarum.
Lactuce frondes ede, sed non bibe fontes.*
Vor methe yn dem brochmonden hute dich
Vnd vor iungem bire, das lere ich dich.
Lactuken bletter du essen salt,
Tring abir nicht den born kalt.
70. *Cum vult solamen Julio, prebet hoc medicamen:
Venam non scindas, ne ventrem pocio ledat,
Somnia compescat et balnea cuncta pauescat.*
Yn dem hewmonden der sich wol bewern wil,
Der trincke zu mossen zcyl
Vnd sal keyne odir loszin slon,
Her sal ouch seyn baden lan.
71. *Quisquis ab Augusto viuat moderamine iusto,
Raro dormitet, estum coytumque vitet,
Balnea non curet, nec multa comestio duret,
Nemo laxari debet nec flewbothomari.*
[428 v] Yn dem owst monden saltu messig seyn czwor,
Sloff seldyn, hitcze, vnkewscheyt vormeyde gar.
Hute dich vor bath vnd vnmeszig essen
Vnd odir loszin saltu ouch vorgessen.
72. *Fructus maturi Septembri sunt valituri,
Et pira cum vino, panis cum lacte caprino
Atque de vrtica tibi pocio fertur amena,
Tunc venam pandes, species cum semine mandes.*

- Yn dem herbist monden zceytiger fruchte nicht vorgysz.
 Birne mit weyne vnd zcegen milch off ysz,
 Von nessiln tring, das ist gut,
 Ysz wurcze vnd losz von dir das blut.
73. October vina prestat cibosa atque farina
 Nec non aucina caro valet et volucrina,
 Quamuis sint sana, non multa comestio fiet.
 Der weynmonde gebit weyn vnd wilpret gut,
 Gensze fleysch vnd vogil genug,
 Dy seyn dir alle gesunt zewor,
 Zundir obirysz dich nicht doran gar.
74. Nunc datur scire: tibi sunt que caenda Novembri
 Queque nociua, vita tua sit preciosa dieta,
 Balnea cum Venere tunc nullum constat habere,
 Pocio sit vana atque minucio sana.
 Yn dem wintermonden fleuch allis schedelich gut,
 Habe meszige tage reysze yn deynem mut,
 Der erczteyen trang ist nicht gut,
 Baden vnd vnkewschit sal nymant pflegen,
 Adir loszin losz nicht vndirwegen.
75. [429 r] Sane sunt membris calide res mense Decembris:
 Frigus vitetur, capitalis vena secetur,
 Locio sit rara, sed phas est pocio cara.
 Sit tepidus potus, pre frigore ambula tectus.
 Heysz dyng yn dem cristmonden ist dir gut.
 Vormeyt dy kelde in deynem mut.
 Dy hewpt odir magistu loszen,
 Zunder des bades saltu dich moszen.
 Lawtir trang ist dir gesunt,
 Das kalde losz nicht yn deynen munt etc.

IV. Schlesische Monatsregeln.

Handschrift der Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau IV. Q. 38.

[Bl. 37 r.]

- | | |
|--|--|
| <p>Januarius der erste genant
 Vnde der wolfmonde durch dy land.
 Wy dy monden seynt genanth,
 Das sage ich dyr alczu hant.
 5 Der erste Januarius heyst,
 Dy gelarten sprechens aller meyst.
 Den wolfmondin heyssin yn dy leyen.
 Dy wolfe treten denne eren reyen.
 Yn dem mondin saltu lebin,
 10 Alz ich dyr lere wil gebin.
 Warme speyse saltu essin,</p> | <p>Warmis trankis nicht vorgessin.
 Susze speysze vnd sussen trank
 Saltu habin dik vnd lang.
 15 Eppel, birnen, nosse, honing
 Vnde lacricze bessern deyne ding.
 Vette kelber seyn denne gesunth,
 Gebroten addir gesoten, yn deynem munt,
 Dorczu dy sweynen broten,
 20 Das dunket mich wol gerotin.
 Hvner vnd fogeleyen,
 Dy mogen denne gesunt seyn,
 Wurcze wol dy speyse,</p> |
|--|--|

- So wirstu eyn arczt weyze.
 25 Dy menige odir lo denne springen
 Am linken armen, zo mag dir gelingen.
 Yn dem lencze vnde yn dem sommer
 warme
 Loz am rechten armen adir an dem
 rechten beyne.
 Yn dem herbist vnd yn dem winter alleyne
 30 Alzo losz deyñ odir loszen seyn,
 Ab du wilt vormeyden peyn
 An dem odir lossin tage.
 [37 v] Wiltu vormeydin clage,
 So saltu nicht kese essen
 35 Vnd des medes sere vorgessen.
 Wen du czu der oder host gelossen,
 So saltu halden sulche mosse:
 Am ersten tage libe meszlich,
 Am andern tag bisz frolich,
 40 Am dritten tag rw an arg,
 Der fyrde tag macht dich starg,
 Am fymften tag tring vnd wol ys.
 Am sechsten tage czum bade bys,
 Am sebendin tage spacziren gee,
 45 Am achten tage vortreyb deyñ we
 Mit eyner schoner frawen
 Do nedene yn yener awen,
 Seldin bade vnd lo dor von,
 Das hopt saltu dicke twoen.
 50 Junk man, wiltu werdin alt,
 Bis noch dem odir lossin kalt,
 Warm noch dem bade,
 Das wirt nicht deyñ schade.
 Och saltu wissen gewysz,
 55 Wen der monde entstanden ist,
 So merke dyse III tage,
 Das du nicht komist yn clage:
 Den erstin tag, den andern, den fomften,
 Den sebendin nym och czu vornomften,
 60 So saltu nicht czu der oder lon,
 Der tot komit dyr do von.
 Dy meister von Banonie vnd von Parysz,
 Dy stroft her yn sulcher weyze,
 An den planeten das gelart haben,
 65 Noch der lere solle wir drabin.
 Yngber, galgan, nelke spete vnd frw,
- [38 r]
 Moskatin, czytwar, cynomeye ys dor czu,
 Das smeket wol yn dem munt
 Vnd machet dich wol gesunth.
 70 **D** Er ander Februarius heyst
 Vnd der hornung aller meyst.
 Der ander monde ist Februarius genant
 Von den gelartin durch dy lant.
 Von dem (!) weysen her den namen
 treyt.
 75 Dy leuthe bestehet denne gerne dy
 vnreynekeit.
 Dy leyen heyszen yn den hornung.
 Her tut dy meyde yn den tunk.
 Das saltu vornemen alzo:
 Dy lewte seyñt denne vro
 80 Vnd sy wil (!) den hochezeit habin,
 Dorczu vrolich an dem reyen drabin.
 Vou dem herten hornne ist her hor-
 nung genant.
 Dy hertste kelde komet denne yn dy
 lant.
 Yn dem mondin saltu lebin,
 85 Alz ich dyr lere wil gebin:
 Dem (!) methe saltu meydin,
 Wiltu seyn ane leydin,
 Der methe brengen denne den rotin
 webin
 Ader dy vnreynekeit an allen deynen
 gelidin.
 90 Der vnkewschait saltu dich mossin,
 Aller trunken trang saltu lossin,
 Du vorlewst andirs kraft vnde gehyrne.
 Vor kalder kost hutte dich wol.
 Des obendis volle dich nicht vol.
 95 Dy kalde kost brengen dy gicht,
 Dy volle machet deyñ owgen czu nicht.
 Eppe zomen mit salcze ys,
 Das ist dyr gesunth gewysz
 [38 v]
 Gense der saltu nicht essen,
 100 Der enten saltu wol vorgessen
 Vnd ys och nicht den beyskol,
 Her bekomit denne nicht wol,
 Das hopt, den leyb beware ebin

Vor vrostē, wiltu lange lebin.
 105 Yn dem bade trink warmen weyn,
 Gut byr mag dyr och gesunth seyn.
 Czu der odir saltu dicke lossin
 Vnd salt haldin sulche mosze,
 Alz ym ersten mondin geschrebin ist,
 110 So hot deyn lebin langen frist.
 Bey dem dawmen vorgys das blut,
 Das ist dyr czu dem hewpte gut.
 Och saltu wissen gewisz:
 Wen der monde entstanden ist,
 115 So merke dy drey tage,
 Das du icht komist yn clage:
 Den sechstin, den sebindin, den achten
 Von allen deynen machten
 Sal nicht czu odir lon,
 120 Betrubnis komit dyr do von.
 Yngeber, czitwar, cynomeye ys dor czw,
 Galgen, nelken spote vnd frw,
 Das smecket wol yn dem munt
 Vnd machet dich gesunt.
 125 **D**Er dritte monde heyst der Mercze
 Vnd macht denne den phlug sterczin.
 Alzo heyszen yn dy leyen vnd dy ge-
 larten.
 Der phlug kan den das felth karten.
 [39 r]
 Mit dysem monde wyr yn dy faste
 treten.
 130 Dor ynne sol wir fasten vnd beten
 Om dy grosze gotis barmherczikeyt;
 Lo dyr dy sunde leyt,
 So wil dyr got sy vorgebin,
 So machstu das ewige lebin.
 135 Yn dysem monde der lencze vns ent-
 springet.
 An sinte Petirs tag, wen man dy messe
 syngt.
 Der Mercze ys gesunt allen lewten,
 Das mag ich wol bedewten.
 Von dem kranken dy kranchheit weicht
 140 Vnd allangsam von ym sleycht.
 Yn dem monde saltu lebin,
 Alz ich dyr lere wil gebin:
 Yn dem monde saltu dicke badin

Vnd keyn heicze (!) an dich ladin,
 145 Denne wirt yn den lewten das blut.
 Hutte dich vor hiteze, ys ist dyr gut.
 Wasche dy czene mit salcze vnd den
 munt,
 Von allin gebrechin wirt her dyr gesunt
 Och saltu essin vil gebrotin,
 150 Vnd vil gebat mag dy (!) gerotin.
 Mit nichte saltu czur odir lon,
 Dijr komit vil krancheyt do von,
 Der do (!) nymmer me vorgist,
 Dy weile du off erdin bist.
 155 Och saltu wissen gewisz:
 Wen der monde entstanden ist,
 So merke dy III tage,
 Das icht komist yn clage:
 Den fomften, den sechzenden,
 160 Den sebenczenden, den achtzcenden,
 So saltu nicht czur odir lon,
 [39 v]
 Der tot der komit dyr do von.
 Yngber, galgan, nelken spot vnd fro,
 Moskatin, czitwar, cynomeye ys dorezu,
 165 Das smeket wol yn den munt.
DEr virde ist April genant,
 Von den gelarten alzo bekant,
 Alzo heyssen yn och dy leyen.
 Der entsethet vor dem Meyen.
 170 Dy rede hy nicht wirt gespart,
 Ich wil dyr sagen seyne art:
 Her ist vnstete mit allem seyнем weter,
 Keyn monde ist vnsteter,
 Mit halen, mit grawpen, mit sonnen
 scheyn,
 175 Denne och vil winde seyn.
 Mit reyn vnd mit sneyen
 Let her kawm gedeyen,

v. 172 ff. vgl. den deutschen Alex-
 ander [v. Tralles] Hs. IV Q 35^a der
 Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau v.
 J. 1469: Durch der vnstitikeyth willen
 des weters, wen itczunt regent is, dor
 noch zo ist is heytir, alzo snelle wyrnt
 es tunckel vnd genebelt.

Dy lewte, dy tyr, dy vogeleyn
 Dy komen denne alle yn peyn.
 180 Czu leczte her geduldig wirt,
 Das man denne dy schoffe schyrt
 Man slet dy czeckel vnd dy lemeleyn,
 Czu essen sy denne gesunt seyn.
 Das osternewe her och hey[s]t
 185 Von der cristenheyt aller meyst.
 Yn dem monde vns inspringet
 Der ostertag, wen man synget:
 'Crist ist erstanden
 Von allen seynen banden,
 190 Das sol wir alle fro seyn,
 [40 r]
 Got loze vns von allir peyn!
 Yn dem monde saltu lebin,
 Alz ich dyr lere gebe:
 Du salt ys nicht vorgessin,
 195 Rettich mit salcze dicke essin
 Czum ersten deyner molezeit.
 Den roen kompest sere meyt,
 Her machet dyr deynen magen kalt,
 Das du nyimmer wirst alt.
 200 Noch dem essen yst her gesunt,
 Das du icht werddest wont
 Von dem grynde vnd von dem krawen vil,
 Das bestunde dich denne ane czil.
 Also ist och der rettich czwor
 205 Gesunder noch essen wenne vor.
 Grvne fleysch ys denne dirlobet,
 Gerocht fleysch macht denne dich be-
 trubet
 Deyn hopt vnd deyne stirne

v. 195 ff. vgl. Alexander: . . .
 retich vnd czen cleyne stuchkeleyn ge-
 suetin adir gestossin vnd gecrustert yn
 eyner sulczen mit salcze vnd eyne
 weyle gestandin, bis daz dz salcz wol
 awsz geczwet, ist gut zcu essen. Adir
 knobeloch mit salcze. Desze dinck
 machen den menschen wol dewende.
 Aber kompost zcu dem ersten gessen
 ist nicht gut, wen her leet den men-
 schin nicht wol dawen.

Vnd vorterbet dyr deyn gehirne.
 210 Vnstete is denne das weter vnd dy czeit,
 Dorvme das odir lossen meyt.
 Ys dyrs aber groÙe not,
 E du leydist den tot,
 Du seist ald adir iung,
 215 So machstu lossin czu allir stunt,
 Yn allen monden czeiten
 Dy odir lossin gleiten.
 Och saltu wissen gewisz:
 Wen der mondin erstanden ist,
 220 So saltu merken dy drey tage:
 Den sebenden, den fñnftezenden,
 [40 v]
 Den sebenczendingin saltu och vornemen,
 Der tot komet dyr do von.
 Yngber, galian spete vnd frv,
 225 Moschkaten, czitwar, czinamey dorczw.
 En funften heyszen wir den Meyen,
 Dy gelarten vnde och dy leyen.
 Her gibet denne sussen scheyn
 Allir werlde ane peyn.
 230 Do ys denne frewden vil
 Yn allir werlde ane czyl.
 Dy lewte, dy tyr, dy vogeleyn,
 Dy fische, dorczu dy wormeleyn
 Dy treyben denne yre art,
 235 Eynis dem andirn nicht sparth,
 Dy bome vnd och dy felth
 Richten den an yr geczelt,
 Das sy stehen yn wonne,
 Das wirbet dy libe sonne.

240 So wachsen denne alle fruchte
 Mit gotis hulfe vnd yn seynir czuchte.
 Yn dysem monde saltu lebin,
 Alz ich dyr lere wil gebin:
 Czickel fleysch vnd lemmeleyn,
 245 Das sal denne deyne speyse seyn.

v. 245 ff. vgl. Alexander: Nu mercke
 vorbas: frisch lemmeleyn vnd czicke-
 leyn fleys gezotin mit eynem zweren
 [sauren] sode adir in weynn wol gewrtcz
 ist bequeme zcu esszen adir wol ge-
 brotin mit eynem gutten zalssen gessen.

Wiltu ys gesoten essen,
 So saltu nicht vorgessen:
 Also sal ys gekochet seyn:
 Sawerlecht adir mit weyn.
 250 Wiltu ys essen gebroten,
 [41 r]
 So wil ich dyr roten,
 Das du salt eyne salze machen
 Dorczu mit sulchen sachen:
 Nym der blettir von salbin,
 255 Von rawte nym czwey,
 Petersilge, fenchil, knobloch,
 Pheffer, essig, salcz nym och,
 Den toter von eynem ee gesoten,
 Der do herte sey gebroten.
 260 Das saltu mit enander reybin
 Vnd durch eyn sip treybin.
 Dy salse ys dyr denne gesunt
 Yn dem Meyen czu gutter stunt
 Mit eppe, kalpfleysch wol gesoten,
 265 Das wirt dyr denne wol geroten,
 Ys benvmmet dyr des mondes stang
 Vnd och der czene ane vang.
 Keyn gehirne saltu essen,
 Mit nichte saltu ys vorgessen.
 270 Ich mag dyr das sagen,
 Is klebet dyr yn deynem magen
 Alz cyn pech adir ton,
 Vil gebrechen komen dyr do von.
 Ys leynt dich nicht dewen,
 275 Dorczu och nicht frewen,
 Ys machet dyr dy sнопpe,
 Du redist alz awsz eynem toppe,
 Von rote wirstu vngesund,
 Is vorslewst och dyr deynen munt
 280 Vnd macht dyr vil vnlost
 Och saltu dyr eynen trang machen
 [41 v]
 Von sulchen wunderlichin sachin:
 Nym wermuth alleyne
 Vnd wasch dy reyne
 285 Vnd koche sy mit czegin milch,
 Das ist gesunt vnd billich.
 Wen sy nw wol gesoten ist,
 So gebe ich dyr eyn sulche list:

Durch eyn tuch saltu sy seyen
 290 Vnd von der wermut freyen,
 Wenne is denne gelawtert ist,
 So seye is denne gar gewisz
 Vnd trinke is drey morgen fleysch.
 Is machet dyr den magen dewlich.
 295 Lebelicht milch trinke,
 Nuchtern czu dem bade hinke.
 Alz warmen saltu gebrauchen,
 So magistu gesuntheyt suchen.
 Du salt och yn dem bade twoen,
 300 Von dyr alle grinde lon.
 Eyn yder mensch mag nw lon
 Dy hopt oder, dy menge odir slon.
 Wiltu vortreybin ine
 Von der longen alle we
 305 Vnd och von der seyten
 Yn des Meyen geczeyten
 Vnd och von dem magen,
 So mag ich dyr zagin:
 Lo dy longe odir geen,
 310 Dy hopt odir lo nicht stehen,
 So weicht von dyr dy krancheyt
 Vnd bleybist denne ane leynt.
 Eynen andern trang saltu machin
 Mit sulchen sachen
 [42 r]
 315 Odermeynie, dy grune ist,
 Dy mache mit sulcher list:
 Du salt sy stossin adir reybin.

v. 264 ff. vgl. Alexander: Calpfleysz
 vnd reyne iunck ryntfleysz mit pitter-
 szeligen vnd mit eppe geszotin ist gut,
 wenne der eppe vortreibt allen ge-
 stank des mundes vnnd der czene vnd
 hilf och wol deme dem irkalt ist der
 mage . . . [Nach Dioskorides:] Kein
 Gehirn!: vnd reysszet och den menschin
 zeu der sнопpe. Vnd isz das dz ymant
 esset dasz gehirne, der vorleust alle
 gelust zeu esszen vnd gewinnet eynen
 sleyrn yn dem magen Der selbe sleyrn
 klebet an dem magin als eyn bech vnd
 lest denn magin nicht dawen.

Lo sy nicht ganz bleyben,
 Wurzeln vnd krewticht,
 320 So tustu deme dinge recht.
 Du salt sy denne dryngen
 Durch eyn tuch adir twingen
 Vnd thu honig dor czu
 Vnd tring nuchtern frw.
 325 Yn disem monde hebit sich an
 Der sommer tag an sente Vrban.
 Och saltu wissen gewisz:
 Wen der monde entstanden ist,
 So merke dy drey tage,
 330 Das du ich komist yn clage:
 Den sebenden, den fvmftezenden,
 Merke och den sebinczenden,
 So saltu nicht czur odir lon,
 Der tot komit dyr do von.
 335 Veyl wurcze saltu meydn,
 Ere hicze machet dy leyden.
D Er sechste Junius ist genant
 Von den gelarten alzo bekant.
 Der broch monde her och heyst
 340 Von den rotczigen gebawer aller meyst.
 Sy reyssen denne das felt vmm
 Dy lenge vnd och dy kromme
 Vnd machens bequeme czu der czeyt,
 Dor czu rothe der ewige got!
 [42 v]
 345 Yn disem mondin saltu lebin,
 Alz ich dyr lere gebe.
 Der monde hot swere czeyt,
 Dorynne czu mittag stoffen meyt.
 Zo komestu von trocheyt
 350 Vnd bewarest dich vor krangheit.
 Vor sere gesalzen hutte dich,
 Is machet dich wonderlich.
 Dy fische saltu meydn,
 So bleybistu ane leyden.
 355 Vor allem gebroten hutte dich,
 Herten eyern bys genich,
 Herten kese saltu nicht essin,
 Weyn vnd methe saltu vorgessin,
 Och trink nicht czu vil byr,
 360 So bleybistu schone vnd czyr.
 Das saltu nicht vorgessen:

Eyer mit essig magistu wol essen.
 Eyn nuchter trunk ys denne gesunt
 Awsz eynem borne yn deynem munt
 365 Yrkwlet dyr deyn hercze
 Vnd vortreybet dyr hitcze smercze.
 Nym czu dyr sulche list:
 Milch, dy wol gesoten ist
 Vnd potter off den obend,
 370 Das is och denne gesunth.
 Yn disem monde, ich dir sage,
 Nymmet vns der tag abe
 An sinte Vites tage,
 Got beware vns der clage!
 375 So nymmet denne dy nacht czu
 Beyde spete vnd frw.
 [43 r]
 An grune fleysch fleysse dich,
 Durrem fleisch bis genich.
 Des morgens nicht lange faste,
 380 Schlire czu der schosseln taste,
 Weiche milch speyze dicke ys,
 Das ys dyr gesunt gewysz.
 Lactuke saltu dicke essen,
 Rawte vnd salbe saltu nicht vorgessen,
 385 Banonie vnd czitwar dorezu
 Vnd odermeynie spote vnd frw
 Noch du ys mit ichte vormogen,
 So saltu gras dornoch steen,
 Das du icht apteke nymmist
 390 Vnd keynen arczt gewynnist.
 Yn dessem monde ist vorboten,
 Ys mochte dir gar obel geroten,
 Der monde hot boze czeit,
 Allis odir lossen dorynne meyt.
 395 Och saltu wissen gewisz,
 Wen der monde entstanden ist,
 So hutte dich vor dem sechsten tage,
 Das du icht komist yn clage,
 So saltu nicht czur odir lon,
 400 Der tot qweme dyr do von.
 Yngber, pheffer saltu meyden,
 Ere hicze macht dyr leyden.
D Er sebende ist Julius genant
 Von den gelarten durch dy lant.
 405 Der hew monde och heist

- Von den knorren aller meist.
 Yn disem monde vns enstet [Hs. mstete] 450
 [43 v]
 Dy libe awst, wen man get
 Das getreyde abesneyden
 410 Vnd let nisnicht bleyben,
 Man brenget ys zu mole eyn,
 Got musse ewig gelobet seyn!
 Yn disem monde saltu leben,
 Alz ich dyr lere gebe:
 415 Milch speysze saltu nicht essen,
 Gebroten vnd herte speyse vorgessen,
 Ys let dich nicht dewen
 Och nicht frewen.
 Hute dich vor bruch fischen,
 420 Do mit lo dyr entwischen.
 Yn dem bruch wonen dy croten,
 Dy (!) mochten dy fische obel geroten.
 Ys nicht kompest vnd kol,
 Her bekomit dyr nicht wol.
 425 Vil sloffen ist vngesunt
 Yn des hew monden stunt.
 Yn dem bade saltu switzen
 Eyne, czwe addir drey hitzen.
 Gamandria vnd salbe saltu essen,
 430 Rawte vnd eppe nicht vorgessen.
 Magistu ys mit ichte om geen,
 So saltu gros dornoch steen,
 Das du icht apteke nymmist
 Vnd keynen arczet gewinst.
 435 Yn disem monden ys vorboten,
 Ys mocht dyr obel geroten,
 Galierus (!) der arczet also genant
 Der tut vns das also bekant,
 Das der monde hot bozeczzeit,
 [44 r]
 440 Alles odir lossen dor ynne meit,
 Och saltu wissen gewisz:
 Wen der monde enstanden ist,
 So zaltu merken dy drey tage,
 Das du icht komist yn clage:
 445 Den sebenden, den czenden tag,
 Den fomfczenden sage ich, alz ich mag,
 So zaltu nicht czur odir lon,
 Der tot her komit dyr do von.
- Yngber, pheffer saltu meyden,
 450 Ere hitze machet dir leyden.
 Augustus heysset der achte.
 A Mit allem fleysse betrachte,
 Das du dich haldist eyn
 Vor der heiszen sonnen scheyn.
 455 Her ist och also genant
 Der awst monde durch dy lant.
 Her gibet och grosse hitczen,
 Das dy bewche mussen switzen.
 Der herbist komit denne her,
 460 Das sage ich dyr ane mer,
 An sinte Bartholomeus tage,
 Got beware vns vor aller clage!
 Alle wasser denne gewer mit seyn,
 Das vil leuten machet peyn.
 465 Yn disem monde saltu lebin,
 Alz ich dyr lere gebe:
 Sorge vnd studiren saltu meyden,
 Wiltu seyn an vil leyden.
 Milch saltu nicht essen,
 470 Des metes saltu vorgessen.
 [44 v]
 Yn disem monde ist vorboten,
 Is mochte dyr obel geroten,
 Hutte dich, ob du kanst,
 Vor der heyssen sonnen glanst.
 475 Yr hitze dy ist starg,
 Das sage ich dyr ane arg,
 Sy dringet durch eyne mawer
 Vnd machet den trang sawer;
 Alzo tut sy deynem leben,
 480 Sy is dyr denne on eben.
 Den weyn saltu meyden,
 Wiltu seyn ane leyden.
 Grosse hitze komit dor von.
 Dy czeit ist denne also geton,
 485 Das sy och heysz ist.
 Dorumme hutte dich gewis.
 Dy quartenia vnd ander vnreynkeit
 Mochten dich brengen yn allem leit.
 Dy vnkewscheit saltu lossen,
 490 Sere trunke saltu dich mossen.
 Vnkewscheit vnd sere trinken
 Macht deyne blntheit hynken,

Das macht der sonnen hitze,
 Sy recket denne ere spycze.
 495 Hutte dich vor den bruch fischen.
 Den kol lo dyr entwisschen.
 Yn dem bruch wonen dy croten,
 Dy visch mochten dyr obel geroten.
 Dy rawpen fressen denne den kol,
 500 Her bekomit dyr nicht wol.
 Dicke saltu kule baden
 Vnd keyne hitze an dich ladin.

[45 r]

Vor heiszer speysze hutte dich,
 Sy ist dyr sere schedlich.
 505 Wiltu deyn leben habin sten,
 So los keyne adir gen.
 Hitzig ist denne al deyn blut,
 Dor omme ist dyrs nicht gut.
 Och saltu wissen gewisz,

510 Wen der monde entstanden ist,
 So merke dy czwene tage,
 Das du ich komist yn clage:
 Den andern, den fomften
 Mit allen deynen vornunften
 515 Saltu nicht czur odir lon,
 Der tot qweme dyr do von.
 Yngber, pheffer saltu meiden,
 Yr hitze macht dir vil leyden
 Poley saff ist denne gut.

520 Parys eppil geben gutten mut.

September ys der newnde genant,
 Von den gelarten alzo bekant.
 Dy felez heyssen yn alzo:
 Den follen monden vnd synt fro
 525 Czu scheren yre scheffeleyen.
 Das benymmet yn sorge vnd peyn.
 Off des heiligen crewczis tage
 So schert man sy alle wege
 Der monde ist gesunt
 530 Allen leyben; yn erem munt
 Alle fruchte seyn gut czu essen.
 Vil sorgen mag man vorgessen.
 Yn disem monde saltu lebin,
 Alz ich dyr lere gebe:

[45 v]

535 Alle fruchte magistu wol essen,

Das (!) metes saltu nicht vorgessen.
 Nw ist her wol gesunt
 Czu trinken yn des monden stunt.
 Czigen milch trink nuchtern frw
 540 Vnde der schofe milch dorczu.
 Och saltu is nicht vorgessen:
 Du salt och sy mit brote essen.
 Nelken seyn och nw gesunt
 Vnd odermenie czu der stunt.
 545 Odir lossen ys nw czu mole, gut,
 Kranken, gesunden gebit ys gutten mut.
 Kule synt nw dy gezeiten.
 Lo dy odern hyn gleiten.
 Och saltu wissen gewisz:
 550 Wen der monde enstanden ist,
 So merke dise czwen tage,
 Das du icht komist yn clage:
 Den sechcenden tag gedenke,
 Czu dem achczenden tag och dich lenke,
 555 Czu der odir saltu nicht lon,
 Der tot komit dyr do von.
 Yngber, galgan, nelken spote vnd frw,
 Moschkaten, czitwar, cinomeye is dorczu.

October der czende heist
 560 Von den gelarten aller meyst.
 Der herbest monde ist her genant
 Von den leyen durch dy lant.
 Man syt denne czu mole vil
 Dy winter zote ane czel.

[46 r]

565 Yn disem monden saltu lebin,
 Alz ich dyr lere gebe:
 Alle fleisch vnde sweynen
 Mag nw gesunt seyn
 Wol gesoten vnd gebroten,
 570 Das dunket mich wol geroten.
 Dy fogeleyen seyn nw gesunt
 Yn des herbist monden stunt.
 Alle fische magistu essen,
 Der krebisz saltu vorgessen,
 575 Sy synt nw gar vngesunt,
 Von den notern werden sy vorwunt.
 Alle getrenke seyn nw gut,
 Sy gebin den lewten gutten mut.
 Vnde das brigische byr ist denne och gut.

580 Och saltu is nicht vorgessen:
 Retich mit salcze saltu essen.
 Odir lossen ist nw gut,
 Is gebit eynen gutten mut,
 Von allen odern czu der stunt,
 585 Vorchte dich nicht, is ist gesunt.
 Och saltu wissen gewis:
 Wenne der monde enstanden ist,
 So merke den tag,
 Das dich nicht beste der slag:
 590 Der sechzende ist her genant,
 Das thu ich dyr hy bekant,
 So saltu nicht czur odir lon,
 Der tot komet dyr do von.
 [46 v]
 Yngber, galian, nelken
 595 Sal nw deyne speyse seyn
 Vnd aller worcze och dor czu
 Beyde speyte vnde frw.
Nouember ist der elfte genant
 Von den gelarten alzo bekant.
 600 Der winter monde her och heyst
 Von den rolzen aller meist.
 In disem monde hebet sich an
 Der libe winter vnd kan
 Kule seyn, ap her mag,
 605 An sinte Clementen tag.
 In disem monde ist gesunt
 Essen vnd trinken yn deynem munt.
 Was do vorboten ys,
 Das ist nw gar gewis
 610 Czu nuczen vnd czu brauchen
 Vnd gesuntheit suchen.
 Yn disem monde saltu leben,
 Alz ich dyr lere gebe:
 Wiltbirt machstu essen
 615 Vnd der vogil nicht vorgessen.
 Rintfleisch vnd och czweynen
 Mag wol deyne speyse seyn.
 Der meister Galienus genant
 Der leret dich alczu hant
 620 Alle tyr hopte czu meyden,
 Sy brengen dich yn gros leyden.
 Roczig seyn sy czu der stunt,
 Doromme seyn sy dyr vngesund.
 Alle getrenke seyn nu gut

[47 r]
 625 Sy gebin vil gutten mut,
 Odir lossen ist nw gesunt
 Von allen odern czu der stunt.
 Is gebit eynen gutten mut,
 Vorchte dich nicht, is ist dyr gut.
 630 Och saltu wissen gewisz:
 Wen der monden enstanden ist,
 So merke dy czwen tage,
 Das du ich komist yn clage:
 Den seabenden vnd den sechzenden,
 635 Dy saltu wol vornemen,
 So saltu nicht czur odir lon,
 Der tot komit dyr do von.
 Yngeber, galian vnd nelken
 Sal nw deyn speyse seyn
 640 Vnd alle worcze dor czu
 Beyde spete vnde frw.
December der czwelffte heist
 Von den gelarten aller meist.
 Der hart monde ist her genant
 645 Von den gebawres alczu hant.
 Herte frost fleget denne czu seyn,
 Do von komit man yn grosse peyn.
 Dy lewte vnd dy tirleyn,
 Dy vogel konnen nicht frolich geseyn.
 650 Der monde wol endet das ior,
 Das do gewest ist vor.
 Yn disem monde nymmet czu
 Beyde spote vnd frw
 [47 v]
 An sinte Lucian tage.
 655 Got beware vns vor der clage!
 Yn disem monde vns ynspringet
 Der libe cristag, wen man singet:
 'Eyn kyndeley n ist geborn etc.'
 Galienus est meyster genant,

v. 659 ff. Alexander: Von dissem monden schreybet der meyster, das her gleich eynem vassze, wen yn ym wirt behaldin mancher zuser tawe vnd mancher liplicher regen. Wenne was der broch monde vnd ander hewmonde vornützet vnd der aust monde vorderet vnd vorterbet, das brenget allis disyr in seyner ordinunge deser monde.

- 660 Thut vns alhy bekant,
 Das der monde ist eyn vas,
 Alz eyn weyn lawter glas,
 Das do feste bleybet sten
 Vnd let nisnicht aws geen.
- 665 Alzo tut der monde breit.
 Her behelt dich bey gesuntheit.
 Was der awst monde hot geton
 Mit hitze den lewten grosz gedon,
 Das wider brenget der vil
- 670 An den cranken ane czil.
 Yn disem monde saltu lebin,
 Alz ich dyr lere gebe:
 Was dir vor ist vorboten,
 Das wirt dyr nw geroten
- 675 An tranke vnd an speyse,
 Ydoch yn sulcher weise
 Saltu is nutzen messeclich.
 Alezu vil ist vngesund
 Yn aller monde loffe stunt.
- 680 Meyden saltu den kol,
 Her bekomit dyr nicht wol.
 Hutte dich vor kalder kost,
 Sy brenget dyr vil vnlost.
 Warmer trank ist och gesunt
 [48 r]
- 685 Yn des hartmonden stunt.
 Odirlossen ist nu gesunt
 Von allen odern czu der stunt,
 Is gebet eynen gutten mut,
 Vorchte dich nicht, is ist gut.
- 690 Beware das hopt eben
 Vor froste, wiltu lebin,
 Vnd dorczu deynen leip
 In des hartmonden czeit.
 Bey dem dawmen vorgewsz das blut,
- 695 Is ist dir czu dem hopte gut.
 Nymant sal vorhaldin
 In dem warmen ader yn den kaldin.
 Keynen forcz, wen her drynget
 Ader yn dem bauche twinget,
- 700 Los yn frischlich springen,
 So mag dyr gelyngen.
 Das saltu thun czu aller stunt,
 Ab du magst, is ist gesunt.
- Och saltu wissen gewis:
 705 Wen der monde enstanden ist,
 So saltu merken dy drey tage,
 Das du icht komist yn clage:
 Den sechsten vnd den sehenden
 Vnd och den sechczenden,
 710 So saltu nicht czu der odir lon,
 Der tot komit dir do von.
 Yngber, galian, nelkeyn
 Sal nw deyne speyse seyn
 Vnd och alle worcze dorczu,
 715 Beyde spete vnd frw
 [48 v]
- M**Erke dy vorworfen tage
 Das du icht komist yn clage.
 Wiltu deyn lebin sterken,
 So saltu fleislich merken
- 720 Yn dem iore dreysig tage,
 Das du ich komist yn clage,
 Dy yn dem monden dyr bekomen
 Vnd brengen och keynen fromen.
 Dy meister von Banonie vnd Parysz
- 725 Dy stroffen yn sulcher weyze,
 An den planeten das gelart haben,
 Noch der lere sulle wir drabin.
 Wer yn dem tage wirt vorwunt,
 Der wirt seldom ymmer gesunt
- 730 Adir stirbet yn dem iore,
 Das sage ich dir vor wore,
 Adir vellet yn eyne kranchheit,
 Is sey ym lip ader leit.
 Ab eyne frawe in weclagen
- 735 Eyn kynt hot an den tagen,
 Is kan nicht lang lebin,
 Is mus von hynnen strebin.
 Solde is io hy bleyben,
 Gros ermut must is leydin.
- 740 Wer do och greiffet czu der ee
 In den tagen, so hette we
 Mit seynen gegaten ane czil
 Beyde gros vnde och sy (!).
 Du salt nisnicht begynnen
- 745 Deynes dinges
 ein gut ende
 So bys do weise vnd behende

[49 r]

In den tagen hutte dich
Vnd odirlossen bis genich [Hs. gevich],
750 Is beqweme dyr vneben,
Du mochst vorlisen deyn lebin.
Wiltu dy tage dirkennen,
Ich wil dyr sy hy nennen,
Das du sy mocht wissen,
755 Dornoch bis du vorflissen.

Jannuarus ader der wolfmonde,
Der monde hot vire,
Das sage ich dir schire:
Den ersten vnd den andern,
760 Dornoch saltu wandern,
Das du machst dirkennen
Den vomften vnd den sebenden nennen.

Februarius ader der hornunc,
Der monde hot dreye:
765 Den sechsten vnde den sebenden tag
Vnd dorczu den acht
Saltu wol betrachten.

Marcus ader der mercze
770 Der monde hot vire,
Das sage ich dir schire:
Den vomften vnd den sechczenden
Vnd och den sebenczenden
Vnd och den achtczenden.

Aprilis adir der april
775 Der monde hot dreye:
Den sebenden saltu bedenken,
Czu dem fomfczenden lenken

[49 v]

Den sebenczenden nicht vorgysz,
Du salt yn wissen gewisz.
780 **M**aius adder der meye,
Der monde hot dreye:
Den sebenczenden wol merke,
Wider den fomfczenden dich sterke,
Den sebenczenden nicht vorgysz,
785 Du salt wissen gewisz.

Junius der brochmonde,
Der monden hot eynen:
Der sechste tag ist her genant,
Das thu ich dyr hy bekant.

790 **J**ulius der howmonde
Der monde hot dreye:
Den sebenden vnd den fomfczenden,
Vorgysz och nicht den czenden.

Avgustus der awstmonde,
795 Der monde hot czwene tag,
Huttedich vor weclage:
Den andern vnd den fomften
Behalt yn gutten vornunftn.

September der wollen monde,
800 Der monde hot czwene tag:
Den sechczenden wol merke,
Wider den achtczenden dich sterke.

October der herbist monde,
805 Der monden hot eynen,
Den ich hy wil nennen:
Der sechczende ist her genant,
Das thu ich dir bekant.

Nouember der winter monde,
810 Der monde czwene hot:
Den sebenden wol bedenke,
Czu dem sechczenden dich lenke.

December der hart monde
815 Der monde hot dreye:
Den sechsten gar wol merke,
Wider den sebenden och dich sterke.
Den sechczenden nicht vorgysz,
Das saltu och wissen gewisz.

[W]as odir lossen thun kan,
Das wil ich dir al hy san.

820 Odirlossen machet gesunt
Vnd leutirt czu aller stunt
Dy syn vnd dy gedanken
Vnd let nicht sy wanken.
Das gehirne machet is starg,
825 Is vortreibt den blosen yr arg,
Is kan das marg wermen,
Is machet den magen dewen,
Den mensche dor czu frewen.
Is machet scharf dy synnen
830 Vnd eyne helle stymme.
Is benymmet das boze blut
Vnd is czu dem lebin gut.
Is kan gesuchte vortreyben
Vnd let das nicht bleybin.

835 [W] En du czur odir wilt lossen,
[50 v] So saltu halden sulche mosse:

Get das blut czum ersten dar
Alz eyn kole swarcz var,
Bis rot wirt, los is gan

840 Vnd los denne dy odir stan.
Kummit is czum ersten dicke
Alz eyn grewlich geclicke,
Los loffen das selbige blut,
Bis donne wirt, is ist dir gut.

845 Geet is czum ersten wasserig dar,
So los is loffen blut var
So mag dyr wol gelyngen.
Wiltu wissen den losen,
So halt sulche mosse,

850 Das du an arme alleyne,
Dorczu an dem beyne
Vor essen czeit salt lon,
So geschit dyr gut do von,
Vnd an dem hopte dorczu,

855 Wiltu habin gutte rw,
Ane vnder dem kynne noch essen,
Das salt och nicht vorgessen.
Noch dem essen saltu lon
Aller leye odern slon

860 An der hant vnd an dem fusz.
Das saltu thun mit gutter musze.
Warm wasszer los dyr reichen,
Dorynne saltu sy weichen,
Bys sy wol warm seyn.

865 So magistu bleyben ane peyn.
Lo dy odir denne springen
[51 r]

In dem wasser vor allen dyngen.

[D] w salt wissen vyr czeichen,
Wiltu selber nicht leichen,

870 In den odir lossen is
Gut, gesunt vnd gewys,
Dy wil ich dyr hy nennen,
Das du sy magist dirkennen:
Der ster vnd der wasser man,

875 Ich mag dir vorwor sayn,
Dy woge vnd der schutzen,
So lo dy odern sprotczen:

Aries, aquarius, libra, sagittarius.

880 [D] y czeichen han vnderscheit,
Sy thun lip ader leyt,
Sy synt weder boze noch gut.
Dornoch setcze deynen mut,
Ab du is wilt wogen,
Wen du czu der odir wilt lon,
885 Ab dyr gut kome dor von.

Wy dy czeichen sent (!) genant,
Dos sage ich dyr czu hant:
Dy iunefraw vnd dy czwillinge,
Der krebis vnd der fisch geringe
890 Yn dem wasser han yr wesen,
Got los vns vor yn genesen:
Virgo, gemini, cancer, piscis.

Vir czeichen dy sint boze.

Vor den czeichen hutte dich
895 Vnd odirlossen bis genich.

[51 v]

Wy dy czeichen seynt genant,
Das sage ich dyr czu hant:
Der bok vnd der lebe,
Dy sint vngebe,

900 Der ochse vnd der tarant,
Dy thu ich dyr bekant.
Das synt boze czeichen,
Deyn odir lossen blut,
Als is ist boze ader gut.

905 [W] Iltu deyn blut dirkennen,
[W] Das wil ich dyr hy nennen:
Lo deyn blut gerynnen,
Wiltu klugheit gewynnen,
Vnd beschawe is denne gar eben,

910 Wy is stet om deyn leben.
Vnreyn wasser off dem blutte
Brenget dich von guttem mutte
Vnd bedentit och dy gicht,
Dy machet och dych czu nicht.

915 Hot is vil wasser blo,
So bedeut is och al do,
Das dy milcz krang ist,
Das sage ich dyr gewis.

920 Das bedentit gute ding.
Is des wassers wenig,
Is keyn wasser do,

So is deyn hercze gesunt vnd fro.
 Is wassers alczu vil,
 Das du muck ist ane czil,
 925 So seyn deyne gederme nasz.
 [52 r]
 Vol alz eyn vol vas,
 Is komit dyr seldin czu gutte.
 Dy blottern denne off brich
 Vnd gar ebin dor off sich,
 930 Ab du sist gen grunt,
 So stirbest du schire czu der stunt.
 Vil schawm off dem blutte
 Komit seldin ommer czu gutte:
 Is bedeutit brost krancckheit,
 935 Das der mensche kome yn leyt.
 Is das blut swarcz var,
 So nym deyner longen war,
 Dy ist denne czu mole krang,
 Das sage ich ane wang.
 940 Is deyn blut v[i]ol gestalt,
 So ist deyn hercze czu mole kalt.
 Is deyn blut schone rot.
 So leyt deyn leyp keyne not.
 Gerynnet das blut snelle,
 945 So sage ich dir, das deyn leip warm ist,
 So saltu seyn gar gewis.
 Gerynnet langsam deyn blut,
 Das ist dyr czu nichte gut.
 Deyn leip ist czu mole kalt,
 950 Doromme wirst nymmer alt.
 So deyn blut grune ist,
 So sage ich dir gewis,
 So tut dir [we] deyn hercze
 Vnde leydist grossen smercen.
 955 Gele blut brenget we
 An der leber ommer me.
 [52 v]
 Vil wassers off dem blutte

Brenget dich von guttem mutte
 Vnd bedewt och dy wasser sucht,
 960 Das sage ich dyr yn gutter czucht.
 Schemelig vnd gar dick blut,
 Das ist och nicht gut.
 Is das blut czu rissen,
 So saltu das wissen,
 965 Is bedewtit nicht wen den tot,
 Darynne du leydest grosse not.
 [D]y ercztey ist gut
 [D] Wider oderlossen blut:
 Olant mit honing gebeyst,
 970 Das hilft dich aller meist
 Des morgens nuchtern genomen,
 Das brenget dir och grossen fromen
 Ane deyner brost ane czil,
 Den hust, den damp vorbreybet is vil.
 975 Ysop gar wol gesoten
 Ader bibenelle dunket mich geroten
 Ader winterblumen, dy sint gut
 Nuchtern getrunken, is gebit mut,
 Deyme herczen ane ende.
 980 Deyne vornunft dor noch wende.
 Wol gesoten lackericze
 Gebit dyr gutten wicze,
 Wen du sy nuchtern nymmist,
 Gesuntheit du gewynnest
 985 An deyner longe ane wang,
 [53 r]
 Das sage ich dyr czu guttem dank.
 Is deyn milcz krang,
 Ich sage dyr ane wang,
 Meter is czu mole gut,
 990 Wen du yn ist czu der stunt.
 Yngber dicke genomen
 Brenget dyr grossen fromen,
 Weyne (!) deyne liber krang is etc.

Ver, estas dextram, autumpnus yemsque sinistram
 Percuciunt venam, tollunt de corpore penam.

Schlesische Strafrechtsaltertümer.

Von Max Hellmich.

Als die deutschen Siedler im 13. und 14. Jahrhundert in ein Land, das noch bis ins 7. Jahrhundert rein germanisch gewesen war, nach Schlesien kamen, um es nach der auf allen Gebieten rückständigen slawischen Zwischenzeit einer stetig aufsteigenden deutschen Zukunft entgegenzuführen, da war in ihrer Heimat aus altgermanischen Rechtsanschauungen heraus bereits ein deutsches Gewohnheitsrecht soweit herangereift, daß es zur schriftlichen Festlegung drängte. Um das Jahr 1230 verfaßte Eicke von Repkow den Sachsenspiegel, und um 1275 entstand der Schwabenspiegel, ersterer auf ostfälischem, letzterer auf schwäbisch-sächsischem Rechtsgrunde erwachsen, beide aber auch über diese Gebiete hinaus angewandt. Der Sachsenspiegel, ursprünglich lateinisch geschrieben, wurde noch von seinem Verfasser selbst ins Deutsche übertragen und sehr bald mit Bildern zu den einzelnen Abschnitten und Paragraphen geschmückt, die vielfach wertvolle Aufschlüsse über das Leben jener Zeit geben können, aber erschöpfend wohl noch nicht ausgewertet sind. Das vor der Ankunft der deutschen Siedler im Schwange gewesene Recht unter slawischer Herrschaft bestand in den alten Niederlassungen zunächst weiter, wich aber mit der zunehmenden Ausbreitung der Deutschen ziemlich rasch dem deutschen; nur die sogenannten Zaudengerichte hielten sich länger, da sie dem Adel eine gewisse Freiheit gegenüber den deutschen Fürstengerichten boten, Grund genug für einige Zauden, sich noch bis in das 17. Jahrhundert mit allen Mitteln zäh zu behaupten, trotzdem ihnen nach und nach immer mehr Rechtsgebiete entzogen und den Fürstengerichten überwiesen wurden, und trotzdem sie schon 1505 durch Einrichtung des Mannrechtes überflüssig geworden waren.

Über die Rechtsgrundsätze im bürgerlichen, wie im Strafrecht geben die erwähnten und noch weitere Gesetzsammlungen, wie das

Rechtsbuch des Ruprecht von Freysing und das Kleine Kaiserrecht erschöpfende Auskunft, und auch das Formelwesen bei den Verhandlungen ist in zahlreichen Urkunden festgehalten. Dagegen sind die Quellen, die von der Vollstreckung der verhängten Strafen eine Vorstellung geben können, schon viel versteckter. Die bei den Gerichten vielfach geführten Register, die sogenannten Malefiz- oder Acht-Bücher, libri proscriptorum, auch mit besonderen Namen, wie „rotes“ oder „schwarzes Buch“ bezeichnet, sind hierfür von großer Wichtigkeit. Gleichzeitige Bilder von Flugblättern u. Ä. zeigen die Gerichtssitzung selbst und das Verhalten des Volkes bei Strafvollstreckungen. Es gibt aber weiter noch eine ganze Reihe anderer Zeugnisse sprachlicher und Denkmale gegenständlicher Natur, die geeignet sind, das Bild der Strafrechtspflege, zu dem die Gesetze und Weistümer doch nur den ersten Entwurf liefern, bei richtiger Betrachtung noch lebhafter auszumalen.

Wohl die ältesten Erinnerungen hat uns die Sprache erhalten. Wenn heute die fast durchweg rechteckigen Marktplätze im deutschen Siedlungsgebiete des Ostens bis weit hinein nach Polen und Böhmen „Ring, rynek, rynk“ genannt werden, so erinnert das an den germanischen hring, in dem sich die Freien sammelten, um den Gerichtssitzungen beizuwohnen. „Ring“ ist, wie „Markt“, von der Bestimmung des Hauptplatzes der Städteneugründungen hergenommen. So wie der Name Markt seine bürgerliche wirtschaftliche Bestimmung angibt, so ist seine Bedeutung für öffentliche Ordnung und das Gerichtswesen gekennzeichnet durch den Namen Ring. Hier fanden, wie noch späte Bilder, z. B. von Wohlau, zeigen, die Gerichtssitzungen statt. In Bd. II des von Eugen Diederichs herausgegebenen Atlases „Deutsches Leben der Vergangenheit“ findet sich als Nr. 1198 nach einem Kupfer im Münchener Kupferstichkabinett die „Vorstellung der scharpffen Execution, wie selbige an 6 Malefitz-Personen | in der fürstlichen Statt Wohlau den 27 April vnd 11 July deß 1661 Jahrs vollzogen worden. | Von ihren abscheulichen Verbrechen meldet der Text weitläufftig.“ Es handelt sich offenbar um ein Flugblatt, auf dessen Bildseite oben die Brustbilder der Verbrecher stehen, während darunter in je zwei Bildern die Gerichtssitzungen vor dem Rathause und daneben die Hinrichtungen auf der Richtstätte dargestellt sind. Der Vorgang muß damals viel Aufsehen gemacht haben, denn mir liegt eine Post-

karte nach einem Bilde im Wohlauer Museum vor mit derselben Gerichtsszene von 1661 aus der oberen Reihe des Flugblattes, die in einzelnen Kleinigkeiten von der in München abweicht, also eine eigene, umgezeichnete Wiederholung der letzteren sein muß.

An die germanische Gerichtsbarkeit erinnern auch noch einige Redewendungen, wie z. B. „die Feuerprobe bestehen“¹⁾ und „seine Zuflucht nehmen“. Wie alt der mit dieser letzteren angedeutete Brauch des Asylrechtes ist, beweist u. a. eine Zeitungsnachricht über die Auffindung einer Runeninschrift an einer Felswand in Östergötland. Sie erzählt von einem Manne, namens Gunnar, der einen Totschlag verübt und sich danach in einen heiligen Hain gerettet hatte. Von hier aus einigte er sich mit den Hinterbliebenen des Erschlagenen auf eine Buße. Der Wächter des heiligen Haines meißelte diese Vereinbarung in den Felsen und bezeugte sie mit seinem Namen. —

Ebenso dürften auch die ziemlich gleichbedeutenden Bezeichnungen „Galgenvogel“ und „gehängter Kerl“ für einen listig-durchtriebenen Menschen sich aus der Zeit herschreiben, in der die Diebe wohl anfangs immer am Galgen endeten, aber später „nur“ mit dem Abhauen der Hand bestraft wurden; benutzten sie jedoch die Nachtstunden zur Ausübung ihres unsauberen Gewerbes, so wurden sie als „Nachtdiebe“ doch aufgehängt, weil man die besondere Verschlagenheit ihrer Tat als strafverschärfend ansah und treffen wollte.

Daß „an den Pranger stellen“, „mit glühenden Zangen zwicken“, „einem Daumenschrauben ansetzen“ und „Jemanden in den Sack stecken“ auf mittelalterliche Ehrenstrafen, Folter und Todesstrafe zurückgehen, bedarf mit Ausnahme des letzten Ausdruckes wohl kaum einer Erläuterung. „In den Sack gesteckt“ wurden die Verbrecher, besonders die weiblichen Geschlechtes, vor dem Ertränken.

Aus der Zeit des Beginns eines geordneten Gerichtsverfahrens durch die Trennung in Ober- und Niedergerichte rühren die alliterierenden Wendungen „Kopf und Kragen dransetzen“ oder „Haut und Haar verlieren“ her. Die Obergerichte waren zuständig über „Hals und Hand“, konnten also die Todesstrafe oder schwere Ver-

¹⁾ Die Feuerprobe erwähnt schon die Edda im dritten Liede von Gudrun. Sie war also eine althergebrachte Einrichtung!

stümmelungen als Strafe verhängen, während die Niedergerichte über „Haut und Haar“ nur auf leichtere Leibesstrafen erkennen durften.

An ähnliche Ausdrücke, wie „Kind und Kegel“ oder „Mann und Maus“ und viele andere soll hier nur erinnert werden, da sie sich meistens auf das bürgerliche Recht erstrecken, während hier nur Strafrecht und Strafvollzug behandelt werden sollen.

Neben diesen, als deutsches Allgemeingut anzusehenden sprachlichen Zeugnissen besitzt aber unsere engere Heimat noch eine große Zahl von gegenständlichen Erinnerungen an das alte Strafrecht. Sie sind in der Sammlung „Steinerne Zeugen mittelalterlichen Rechtes in Schlesien“ (1923) zum ersten Male zusammengestellt und in diesen „Mitteilungen“ 1931 S. 196—207 unter Beigabe von Verbreitungskarten ergänzt worden, da immer wieder infolge der gegebenen Anregung noch weitere Denkmale gemeldet werden. So sind seitdem hinzugekommen sieben Steinkreuze in Striese Kr. Trebnitz, Neudorf Kr. Wohlau, Kohlfurth Kr. Görlitz (jetzt Museum Görlitz), Bertelsdorf und Sächsisch Haugsdorf (nicht Kath. Hennersdorf) Kr. Lanban, Niesky Kr. Rothenburg und Alt-Wilmsdorf Kr. Neisse, sowie eine Steinplatte mit erhaben gearbeitetem Kreuz in Liebstein Kr. Görlitz; ferner zwei Staupsäulen in Hannsdorf und Grüssau Kr. Landeshut, erstere allerdings nur als in eine Schmiede verbauter Säulenrest.

Wie das oben erwähnte Runendokument von Östergötland lehrt, war es schon in der spätheidnischen Zeit üblich, wegen eines Tot-schlages von einem Asyl aus mit der geschädigten Familie zu verhandeln und als Buße eine Geldzahlung zu vereinbaren. Von sichtbaren Denkmälern, etwa Steinsäulen, wie Einzelne sie als Vorläufer der Sühnekreuze voraussetzen, wobei sie an die nordischen Bauta-steine von ganz anderer Bedeutung denken, oder gar von vorchristlichen Steinkreuzen wissen wir nichts. Diese besondere Form der Bußeleistung, die Sühnekreuze, kam erst zugleich mit der anderen kirchlichen Sühne der Seelenmessen auf, um neben der priesterlichen Handlung für den Erschlagenen auch noch durch die an öffentlichen Wegen aufgestellten Kreuze ein Gebet für das Seelenheil des unerwartet und darum unvorbereitet Dahingegangenen von jedem vorübergehenden Christen zu heischen. Die Kirche kam zwar als Richter gelegentlich, nämlich nur in den wenigen Fällen in Frage,

wenn sie das fürstliche Recht der Obergerichte besaß; aber sie hat durch den Hinweis auf die Pflicht der Sorge für das Seelenheil des Erschlagenen sicher auf die Abrede auch einer kirchlich gefärbten Bußhandlung und ihre Einführung hingewirkt, bis diese im Bewußtsein des Volkes ein unentbehrlicher Teil der gesamten Sühneforderung geworden war. Man muß sich überhaupt von der Vorstellung einer Gerichtsverhandlung freimachen, als deren Endergebnis etwa der Vorsitzende als Richter ein Urteil fällte. Es war vielmehr, ganz im Sinne der neusten Rechtseinrichtungen, ein Sühnetermin, bei dem die Parteien vor einer erwählten Vertrauensstelle, als die meistens eine richterliche Person oder das Magistratskollegium wirkte, ihre Bedingungen für eine außergerichtliche Beilegung des Streites kundgaben und mit ausgleichender Beratung durch den Vorsitzenden nach den damals üblichen Anschauungen von Recht und Billigkeit die *compositio*, den Sühnevertrag, schlossen. Weder ein weltlicher, noch ein geistlicher Richter fällte ein Urteil, noch setzte er Strafen fest. Die entscheidende Formel lautet immer in diesem Sinne, so z. B. in der frühesten bekannten Urkunde vom 4. XII. 1305: „Igitur ne aliquis infringere preconet amicabilem compositionem supra scriptam . . .“ oder in anderen ähnlichen Ausdrücken, aus denen die private Einigung hervorgeht, wie in den „acta Peter Windisch von wegen seines Totschlags“. Da erscheinen die Vertreter der Parteien und „habin bekant, das se eynen gantzen vollkommen Entscheid gemacht von wegen des Todeslags am Peter Windisch begangen.“ Hier nehmen also „Burgermeistir vnd Ratmannen der Stat Lemberg“ (Löwenberg) nur eine — heute würde man sagen — notarielle Beurkundung der Vereinbarung mit allen ihren Sonderbestimmungen auf, um die Leistungen einklagbar zu machen, d. h. die Erfüllung durch die Bürgen sicherzustellen. Anders wurden zur damaligen Zeit Käufe oder Rückzahlungen auch nicht behandelt.

Daß im übrigen die Kirche oder einzelne Bischöfe diese Vergleiche später nicht mehr gern sahen und ihre Stellung dazu grundlegend geändert hatten, geht aus einer Nachricht hervor, die Prof. Eugen Mogk in den Verhandlungsberichten der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig Bd. 81, 1929, H. 1, S. 7 bringt: „Schon 1531 läßt der Bischof von Eichstätt ein solches Sühnekreuz zerschlagen und fordert die Gefangennahme und Bestrafung des

Mörders“ (nach Albert, Freiburger Diözesan-Arch. N.F. III 340 ff.; Nägele, Ztschrift. d. Ver. f. Volkskde. XXII 267.) Diese Nachricht stimmt gut zu der Tatsache, daß mit der Einführung der Reformation und der Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V. die Sitte, ein Sühnekreuz zu setzen, verfiel.

Neben den angeführten, bisher noch nicht bekannten Steinkreuzen sind auch noch zwei Denkmale mittelalterlicher Strafrechtspflege für die niederen Gerichte „zu Haut und Haar“ neu gemeldet worden, und zwar die beiden Staupsäulen von Grüssau und Hannsdorf. Während von der letzteren leider nur ein Stück der Säule bekannt ist, steht die von Grüssau heute noch wahrscheinlich an ihrem alten Platze beim Ober-Kretscham vor der alten Klostermauer am Rande der Kunststraße. Sie hat die übliche Säulenform mit oberer Platte und Kugelbekrönung. Auch an ihr finden sich die Spuren eingeleiteter Eisenringe in verschiedener Höhe, über deren Benutzung uns eine Zeichnung im Breslauer liber proscriptorum lehrt. Dort ist lebhaft bewegt die Stäupung einer Frauensperson dargestellt. Ihre Hände sind gefesselt und an einem über dem Kopfe befindlichen Ring der Säule so angebunden, daß die Arme über den Kopf gestreckt festgehalten werden. Der Oberkörper ist entblößt, und der Scharfrichter bearbeitet ihren Rücken mit einem Rutenbündel, nach seiner Stellung zu urteilen, recht kräftig. — Die Breslauer Staupsäule ist weitaus die am prächtigsten ausgestattete im ganzen Lande. Auf der hohen Säule trägt sie einen zierlichen Käfig, den man wohl als das öfters in Gerichtsakten erwähnte „Narrenhäuslein“ ansprechen muß; über seinem Spitzdach erhebt sich als Abschluß die Figur des Henkers mit Schwert und Staupbesen. Ob der Aufbau zur Ausstellung von Übeltätern benutzt worden ist, konnte nicht festgestellt werden. Die Ausstellung am Pranger geschah für gewöhnlich unten an der Säule, wo der Verurteilte mit einem Halseisen angeschlossen wurde. Wieder ist es ein Bild aus dem noch öfters anzuführenden Breslauer liber proscriptorum, das uns über den Vorgang in allen Einzelheiten lehrt. Die wegen Kuppelei am 9. September 1711 verurteilte Anna Maria Müllerin sollte mit 24 Streichen zur Staube geschlagen und auf Ewig verwiesen werden, wurde aber dahin begnadigt: „daß sie eine Stunde am Pranger mit der Rutten in der Hand vorgestellt und sodann gegen einer geschworenen Urphede des Landes

auf Ewig verwiesen werden solle. Welches Urthel auch den 21. May darauf itzt lauffenden 1712^{ten} Jahres, an Ihr dergestalt exequiret worden, daß Sie außm Stock gebundener, jedoch ohne Rutten hervor geführet, umb 9 Uhr an Pranger gestellet und in ihre ziemlich hart gebundenen Hände eine sehr große Rutte gesteckt worden, die sie also biß umb 10 Uhr halten müssen.“

Das Bild zeigt sie mit dem Halseisen an den Pranger geschlossen, mit einer Kette, die sich um die Säule schlingt, unter den Hüften noch weiter festgehalten und mit einer Rute in den Händen, in Form eines tüchtigen Kehrbesens von Mannslänge. Um den Pranger herum stehen etwa dreißig Männer, Frauen und Kinder mit drohend erhobenen Armen.

Die Ausstellung am Pranger sollte den Übeltäter demüthigen und auf die Beschauer abschreckend wirken. Daher standen die Pranger auf den öffentlichen Plätzen der Orte, in den Städten auf dem Ringe, auf dem infolge des Marktverkehrs sich viel Volk sammelte; die Markttage wurden auch vorzugsweise für die Ausstellung am Pranger benutzt. Hier, wie auch bei den Hinrichtungen bestätigen die theils dauernd, theils für den besonderen Zweck aufgestellten Henkergeräte die eingangs erwähnte Eigenschaft des Ringes als Richtstätte. Denn auch in Städten, die einen Galgen vor ihren Toren besaßen, wurden Hinrichtungen an besonders angesehenen Verurteilten, wie z. B. dem Breslauer Landeshauptmann Dompnig, vor dem Rathause vollzogen. Auch wo es sich um aufsehenerregende Fälle handelte, wie bei Enthauptung der sieben Mitglieder einer ganzen Bande, wurde ebenso verfahren. So berichtet hierzu der *liber proscriptorum*: „Hans Thiel, Hieremias Scholz, Matthes Rosenberger, Martin Hacke, Andreas Arlet, Tobias Helgis, Lorenz Vielstick Decollati in gemachten Schranken auffm Ringe die 20. Martii Ao. 1636“.

Zu den Prangern sei noch als Merkwürdigkeit bemerkt, daß Schlesien neben 18 steinernen auch auf einem Dorfe eine Säule aus Eichenholz besitzt.

Breiteste Öffentlichkeit wurde auch bei ähnlichen Strafen mit allen Mitteln angestrebt. Eins der dazu benutzten Strafwerkzeuge wird jetzt im Museum in Grünberg aufbewahrt. Es stammt aus dem Nachlasse eines dortigen Scharfrichters; durch die Aufmerksamkeit eines Heimatfreundes wurde es gerettet und an den Ort

seiner einstigen Verwendung wieder zurückgebracht. Es besteht aus zwei Steinen, auf deren Vorderseite eine Frau in erhabener Arbeit dargestellt ist. Beide Steine sind durch eine 90 cm lange, flache Kette miteinander verbunden. Das Ganze wiegt etwa fünfzehn Kilogramm. Zankstüchtigen Weibern wurde das Gerät umgehängt, und mit dieser Last wurden sie vom Henker möglichst zur Zeit des größten Verkehrs durch die Straßen der Stadt geführt. Ähnliche Steine waren überall verbreitet. Noch vor 1800 hing in Mühlhausen am Rathause ein Stein in Form eines Frauengesichts mit ausgestreckter Zunge und daran hängendem Vorlegeschloß, und unter dem Steine stand der Vers:

Zum Klapperstein bin ich genannt,
Den bösen Mäulern wohlbekannt;
Wer Lust und Hang zu Hader hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt.

Solcher Strafen sind sehr viele bekannt. In erster Reihe steht das Anheften des Bildes oder des Namens an den Galgen, wenn es der Sünder verstanden hatte, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, wozu die Kleinheit der Gerichtssprengel und der Mangel eines Auslieferungsverfahrens förmlich anreizen. Neben diesen Hinrichtungen in effigie kannte man noch das Hundetragen, Eselreiten, in den Block Spannen, wobei der Block zuweilen die humoristisch wirkende Form einer Geige hatte, das Ausstellen im Narrenhäuslein oder der drehbaren Trülle, die Wippe und vieles andere. Über die Aufrichtung der Breslauer Bäckerwippe und deren Abbruch berichtet das Breslauische Tagebuch von Joh. Geo. Steinberger unterm 20. Dezember 1736 und 23. Dezember 1741, daß sie „ungebraucht und nur zum Schrecken und Ärgerniß der Bäcker dagestanden“ . . . und weiter: „Man sagt, die Bäcker hätten dem Herrn Gouverneur einen schönen, goldfarbenen Strietzel überschickt, welcher so kräftig und angenehm gewesen, daß selbter davor die verhaßte Schockel gleich wegräumen lassen.“

Diese Wippen waren auch sonst verbreitet, um Leute wegen leichterer Verfehlungen auszustellen und dem Spott der Menge preiszugeben, besonders, wenn der im Käfig Eingeschlossene damit ins Wasser oder eine Pfütze getaucht werden konnte.

Die in Schlesien vorhandenen Gerichtstische sind z. T. noch in ihrer ursprünglichen Aufstellung erhalten, nämlich die in Strehlen

und Trautlieborsdorf; von denen in Brieg und Frankenstein sind nur noch die Platten da und die Überlieferung ihrer Verwendung. In Brieg lag die Platte, die jetzt in eine Hauswand am inneren Ring in der Nähe ihres alten Standes eingemauert ist, auf einem gemauerten Sockel und war umgeben von hockerartigen, gleichfalls gemauerten Sitzen. In Trautlieborsdorf umstehen den tischförmig an seiner Oberfläche bearbeiteten Steinblock noch heute neun Sitze, von denen zwei niedrige Rückenlehnen haben, gleichfalls aus Felsblöcken herausgearbeitet. Der noch erhaltene Gerichtstisch von Strehlen besteht aus einer ungefähr 1,8 m im Quadrat messenden Granitplatte, die auf gemauertem Sockel ruht. Die Sitze für Richter und Schöppen sind nicht mehr vorhanden. Die Tatsache, daß alle diese Sitze einzeln standen und daß nicht eine gemeinsame Sitzgelegenheit üblich war, wie man nach dem heute im übertragenen Sinne gebrauchten Ausdrucke „Schöffenbank“ vermuten möchte, geht auf uralten Brauch zurück, der uns durch die verschiedenen Rechtsbücher überliefert ist. So fordert der Schwabenspiegel im § 172: Ez ist etwa gewonheit, daz man zwelf manne nimet, die suln gerichtes helfen; ez sol ir iegelicher uf einen banke sitzen und suln urteil vinden umbe eine iegeliche sache; . . .“ Im Rechtsbuch des Ruprecht von Freysing (um 1350) heißt es in I 188: „Dy schepfenn sullenn habnn sunder pennk oder stuel, da sy auf sitzenn. Sy sullenn auch urtail sitzent vinden . . .“ und endlich im Sachsenspiegel III 69 § 2 „. . . Sitzend sollen sie Urteil finden. § 3. Schilt einer ihrer Genossen ihr Urteil; er soll die Bank sich erbitten, ein anderes zu finden. So soll jener aufstehen, der das Urteil fand, und dieser soll sich an seine Stelle setzen und finden, was ihm Recht dünket, . . .“ sowie in II 12 § 13: „Stehend schilt man Urteil, sitzend findet man Urteil, jeder auf seinem Stuhle.“

Diese Vorschrift wird belegt durch den erwähnten Tisch in Trautlieborsdorf, der auch sonst den Vorschriften entspricht, die seine Aufstellung unter freiem Himmel verlangen.

Während gewöhnlich, wie oben nach dem Schwabenspiegel, zwölf Schöffen gefordert werden, kommt auch öfters eine geringere Zahl vor; so erhält Schweidnitz 1363 ein Weistum von Magdeburg über die Erwählung der Schöffen, daß deren elf oder wenigstens sieben sein müßten. Doch scheint auch diese Mindest-

zahl nicht immer innegehalten worden zu sein, da man auf dem oben erwähnten Bilde der Gerichtssitzung von 1661 auf dem Markte in Wohlau neben dem Richter nur sechs Schöffen zählen kann. Der Richter, der die Findung des Urteils den Schöffen nach der gesetzlichen Vorschrift überlassen mußte und nur das Urteil zu verkünden hatte, wird nie mit den Schöffen zusammengezählt. Im Falle von Trautlieborsdorf war das Gericht, da neun Stühle zur Verfügung standen, mit einem Richter und acht Schöffen besetzt, von denen einer zugleich Schreiber war. Das Wohlauer Bild zeigt vor dem Beisitzer rechts vom Richter ein Tintenfaß von ansehnlicher Größe mit daran steckender Feder.

Die im Schlesischen Museum in Breslau ausgestellten Henkerwerkzeuge, wie Daumenschrauben, Mundbirnen u. a. gehören zu den Folterwerkzeugen, sind also nicht Werkzeuge der Strafvollstreckung. Dagegen finden sich dort Stöcke aus Eisen oder Holz, in die der dazu Verurteilte mit Hals und Händen eingespannt wurde und so stundenlang in unbequemer Haltung am Pranger stand.

Zum Strafvollzug dienten ferner die dort gezeigten Räder mit kantigem, teilweise mit scharfer Eisenschiene beschlagenem Radkranze. Bei der mit einem solchen Rade vollstreckten furchtbaren Strafe des Räderns, d. h. der Zerschmetterung der langen Röhrenknochen der Gliedmaßen, sei auch zweier dabei gezeigter unscheinbarer Pfähle gedacht, die eine eiserne Spitze und ebensolche Zwinge haben. Wieder ist es eine Zeichnung im liber proscriptorum mit der Räderung einer Frau, die uns für sie eine Deutung gibt. Arme und Beine der auf der Erde liegenden Unglücklichen sind weit vom Körper abgespreizt und mit den Händen und Füßen an in den Boden geschlagenen Pflocken festgebunden, während unter Knien und Ellbogen untergeschobene Holzscheite die Glieder so stützen, daß die zu zerbrechenden Ober- und Unterarme und -schenkel hohl liegen. Die Pfähle des Museums sind sicher zur Festhaltung der Gliedmaßen bestimmt gewesen. Damit die Pfähle immer wieder benutzt werden konnten, versah man Kopf und Spitze mit Eisenbeschlägen. Die Deutung ergab sich für derartige Beschlagteile, die mit einem Schädel mit darin steckendem eisernen Nagel von etwa 40 Zentimeter Länge zusammengefunden wurden. Der im Jahre 1873 ans Tageslicht gekommene Fund hat seitdem in der slawischen Abteilung des Museums gestanden und noch dazu

in falscher Zusammenstellung, weil man den Ring und die Zwinge über den Nagel geschoben hatte. Was nun zunächst den Schädel mit dem Nagel betrifft, so dürfte nach den Ausführungen in „Alt-schlesien“ Bd. 3 S. 273 ff. nunmehr feststehen, daß es sich um den Kopf eines zur Enthauptung und Räderung Verurteilten handelt, bei dem in allgemein üblicher Weise der Kopf auf die das Rad tragende Stange aufgenagelt wurde, und nicht um einen durch diese Nagelung unschädlich gemachten Vampir, als der er an seinen bisherigen Ort im Museum gekommen war. Diese Ausstellung des Schädels über dem auf das Rad geflochtenen Körper war sehr weit verbreitet. So behandelte Schädel veröffentlicht Prof. Obermaier in der Festschrift für P. W. Schmidt aus Spanien und Dr. John Elof Forssander in den Skrifter utgivne av Föreningen det Gamla Lund X 1928 aus Schweden. Für Schlesien ist der Brauch durch zahlreiche Handzeichnungen in den Bänden des *liber proscriptorum* und durch ausdrückliche Erwähnung bei den dort beurkundeten Vollstreckungen belegt. Für Schweden kann Dr. Forssander sogar einen anderen archivalischen Beweis anführen, nämlich die Rechnung des Aalborger Henkers Jörgen Böchner: „Für den Nagel zum Befestigen des abgeschlagenen Hauptes auf dem Radpfahle . . . 2 Mark.“ Er bemerkt dazu, daß dieser Satz in seiner kalten grimmig-sachlichen Fassung sicher ein Stückchen Kulturgeschichte darstellt.

Die oben erwähnten Beschlagteile eines Pfahles sind wohl nur zufällig in die Grube zu dem Schädel geraten, vielleicht, weil der Pfahl zerbrochen und nicht mehr zu brauchen war. Da aber die Berührung mit den Geräten des Henkers jeden bürgerlichen Menschen nach Ansicht der damaligen Zeit unehrlich machte, ihn unter seines Gleichen verfehmte, so mußte der Henker das unbrauchbar gewordene Stück beiseite bringen und warf es deswegen in die Grube zu dem Leichnam des Gerichteten. In der Erde ist dann das Holz vergangen, und nur das Eisen blieb zurück.

Von allen diesen, mit Erinnerungen an die unguete alte Zeit behafteten Denkmälern aber fallen die Galgen am meisten ins Auge. Zur Zeit ihrer Benutzung mußte man zwei verschiedene Ausführungen unterscheiden, nämlich die gemauerten und die hölzernen Galgen. Die ersteren waren gewissermaßen ein Hoheitszeichen des Inhabers der Obergerichte, sei es der Stadt, die sie mit Opfern und Kosten vom Fürsten erworben hatte, sei es des Fürstengerichts selbst und

seiner Beauftragten. Es sind gemauerte Rundbauten von etwa drei bis vier Meter Höhe und etwa fünf Meter Durchmesser, zu deren Innenraum eine Thür Zugang bot. Auf den starken Rundmauern erhoben sich drei oder vier etwa ebenso hohe Pfeiler, in denen heute noch die Löcher für die Balken zu erkennen sind, an denen die Stricke zur Vollstreckung des Urtheils befestigt wurden. Die hölzernen Galgen, die natürlich jetzt vollständig verschwunden sind, wurden wohl von Fall zu Fall errichtet. Eine aus dem Archiv von Rohnstock stammende Verhandlung belehrt im Stile der Zeit ausführlich hierüber, weswegen sie vollinhaltlich wiedergegeben sei.

Kittlitztreben, d. 8^{ten} Juny 1775.

Nachdem der wegen Mordes, Brandstiftung und 74 Diebstahlen inhaftirte und in der Jauer'schen Frohn-Veste in Inquisition befindliche und nach eingelaufenen Allerhöchsten Königl. Urtheil abgethan werden sollende hiesige Unterthan Gottlob Engmann anhero gebracht und die Execution an demselben alhier vollzogen werden soll. So wurde zu solchem Ende auf vorher ergangene ordre des administrirenden Herrn Curatoris des Hoch- und Wohlgebohr. Herrn Freyherrn v. Richthoffen auf Peterwitz zwischen den hiesigen Herrschaftl. Justitiario und Pro Consul Herrn Wolfs aus Buntzlau und denen beyden Herrschaftl. Beamten H. Emerich und Seyferth eine Zusammentretung veranstaltet, in welcher folgendes angeordnet worden.

1.

Dem Alt Oelsner Stockmeister Carl Ackermann wurde die Verrichtung dieser Execution an seinem Theile aufgetragen. Derselbe unterzog sich diesen Auftrag gemäß und stipulirte dafür gehörig Sorge zu tragen, damit alles was er fordern würde, vorschriftsmäßig verrichtet werde, weshalb er sich um die nöthige Helfershelfer beworben, und selbige zu rechter Zeit bey der Hand haben, er selbst aber die Schläge an dem Deliquenten verrichten wolle. Da nun Ackermann die zur Execution erforderlichen Utensilien zugleich angegeben:

2.

Der Zimmermann Christoph Werner aus Urbanstreben soll die jetzige Säule welche 3 Ellen in und 10 Ellen über die Erde unten gestauchet und oben für das Rad gezapfet zu stehen kommen soll, nebst einer starken und zwey schwachen Leitern, ingl. einer starken über das Rad hinausragenden Stange, woran der Aufziehl Kloben zu bevestigen verfertigen, auch ein 6 Ellen lang und 6 Ellen breites Pfosten Gediele, wegen des lockern Erdreiches auf den Richtplatz auflegen, wie nicht weniger die Schlagbäume um den Kreiß und das Rad mit der Saule aufrichten. Derselbe erkläret sich mit dem Versprechen, diese Arbeit ohne Weitläufigkeit anzufangen und also fortzusetzen, daß selbige den 15. dieses völlig zustande gebracht werden würde.

3.

Der Rademacher Kühn alhier soll das Rad auf die Saule, das Rad zum schlagen und die Unterlege Knüpel verfertigen. Dieser übernimmt diese Arbeit

und will selbige in der vorgeschriebenen Zeit nach Angabe des Scharfrichters fertig haben.

4.

Der Schmied Johann George Schnieber soll alle vorkommende Eisenarbeit an beiden Rädern, die Kette, Haspen und Nägeln anfertigen, derselbe verspricht dies zu thun.

5.

Der Seyller Hayn soll die nöthigen Stricke und Schnüre liefern, dieser verspricht daß er das Seinige auch ohne Weitläufigkeit thun wolle.

Hierauf wurde

6.

heute der Richtplatz selbst an dem Wege von hier nach Linden nahe am Pusche und einige Hundert Schritte von der Buntzlauer Straßen ausgesuchet und vestgesetzt, daß derselbe in der Peripherie 160 Ellen ein 8 Eck Formiren und mit Schlag Bäumen versehen seyn solle.

Die „Zusammentretungen“ wiederholen sich am folgenden Tage und am 15. Juni 1775. Bei ihnen werden die weiteren Maßnahmen für das Trauerspiel wie Abholung des Inquisitor Publ. mit dem armen Sünder, Bereitstellung eines „Stübels“ im Kretscham für ihn, Requisition des Pastors in Oelse, Alarmierung der sämtlichen Untertanen, Anforderung zweier Landdragoner (Gendarmen) festgesetzt. „Endlich Sind die Dorf-Gerichten befehliget worden An Tage der Execution alle Zugänge in den Dörffern mit Wachen zu besetzen und ieder Wirth das Haus zu zu schließen.“

Zum Hinrichtungstage am 16. Juni selbst werden aus den zur Herrschaft gehörigen acht Dörfern zusammen 201 Mann mit Spießen auf den Schloßplatz bestellt, wovon 150 Mann mit dem Gerichtscholzen und einem Schöppen unter Führung eines Landdragoners die Schranken bewachen müssen.

Dann folgt in der Verhandlung vom 15. Juni die Ordnung des Auszuges zur Richtstätte unter

3.

In der 8^{ten} Stunde soll der arme Sünder vor das Hals Gericht gebracht werden, zu solchem Ende soll verordnet bleiben

1. 51 Mann zur Bedeckung worunter zwei der hiesigen beurlaubten Soldaten befindlich Stalm und Haedelt, welche die Mannschaft in Ordnung halten
2. Diese marschiren unter Anführung des Kreißdragoners Felß auf den Platz, woselbst
3. Der Urtels Tisch stehet und umzingel(n) den Platz, indem sie ihre Spieße quer in einander schließen alsdan erscheint
4. Das Hals Gericht und zwar
 1. Der Inquisitor publ. Herr Senftleben

2. Der Herrschaftl. Just(itiar) Herr Wolf
3. Zwei Schöppen Haedelt und Dehmel
5. Der arme Sünder wird aus den Händen des Jauerischen Stockmeisters und der Wache an den Ackermann übergeben. Dieser bringet
6. Dem armen Sünder vor den Gerichts Tisch hieselbst werden
7. Demselben die Delicta sämtlichen vorgehalten, darauf
8. Das Allerhöchste Königl. Urteil vorgelesen
9. Der Stab zerbrochen und
10. Dem Scharfrichter übergeben.

Danach hat sich das Gericht mit Scharfrichter und armen Sünder auf zwei Wagen unter Bedeckung der Wache von 50 Mann und als Schluß drei Mann zu Pferde nach dem Richtplatz zu begeben wo „die Schulhalter mit ihren Knaben, welche aus allen Gemeinden herzugezogen worden, die vorgeschriebenen Lieder anstimmen, nur bis auf ertheiltes Signal singen sollen“.

Am Schlusse des Dokumentes sind auch die unter 7. erwähnten Delicta wenigstens teilweise angegeben in der Fassung, wie sie dem Verbrecher vorgehalten werden sollen. Daraus geht allerdings hervor, daß es sich um einen sittlich völlig verrohten Menschen handelte.

Ein anderes Stück aus derselben Quelle berichtet über den Feuertod eines Incendiarius Schuberth, aus der einige Bemerkungen hier vielleicht am Platze sind. Die „Brandsaule“ „war anfänglich $9\frac{1}{2}$ Ellen lang bestellt, mußte aber dann 12 Ellen lang zugeschnitten werden, inzwischen wäre die erste lang genug gewesen“. Außer zehn Klaftern weiches Holz und zwei Schock Reischicht sind noch verbrannt worden „ $2\frac{1}{2}$ z. Stroh, 1 Pechfaß. Zum Aufaufe mußten 2 Stämme Rist Holtz und 12 stück schwache Brether gegeben werden, 1 Grabscheit, 1 Rodehaue, 2 Feuerhaken, 12 Stück Sillen (Sielen) Stränge, eine Kette 10 Ellen lang in der Stärke wie eine Wagen-Spann-Kette und ein Schirg Eisen in gestalt einer großen Haspe. Alles, was nicht verbrannt war, hat sich der Scharfrichter behalten“.

In einer nachträglichen Bemerkung wird berichtet, daß die Scharfrichter zusammen 11 rth. 10 sgr. schwer 64iger Geld bekommen haben und frei Essen und Trinken, „so der Weydenpetersdorfer Kretschmer auf 40 gr. angesetzt“.

Erheblich war diese Bezahlung nicht, da nicht zu vergessen ist, daß der Scharfrichter mindestens zwei Gehilfen davon zu be-

zahlen hatte. Die Preise scheinen aber auch achtzig Jahre vorher nicht viel anders gewesen zu sein, wie folgende altholsteinsche Taxordnung von 1693 zeigt:

Namen an den Galgen zu schlagen	2 Reichstaler
Stäupung am Pranger	4 „
Aus der Stadt zu stäupen	5 „
Einen toten Körper aus der Stadt zu fahren	2 „
Für jeden Griff mit glühenden Zangen	1 „
Einem Delinquenten Arme u. Beine in Stücke zu hauen und ihn aufs Rad zu flechten	12 „
Einen Kopf mit dem Schwerte abzuschlagen	10 „
Einen Kopf mit dem Beile abzuschlagen	8 „
Einen Körper zu verbrennen	9 „
Einen der Stadt oder des Landes zu verweisen	3 „
Schwurfinger an den Pranger oder Galgen zu schlagen	2 „
Herabnehmen vom Galgen	3 „
Einen zu hängen	9 „
Einen Körper in die Erde zu graben	3 „
Eine Brandmarkung	4 „
Namen oder Pasquillen an den Galgen zu schlagen	2 „
Pasquillen zu verbrennen	3 „

Die Bezahlung ist auch hier als mäßig zu bezeichnen, wenn man bedenkt, daß der Scharfrichter dafür den Abscheu seiner Mitbürger zu ertragen hatte und aus der bürgerlichen Gemeinschaft völlig ausgestoßen war. Daneben war sein Beruf auch nicht ungefährlich. Jeder Kunstfehler konnte ihm das Leben kosten, wie der Vorfall beweist, der im Cod. dipl. Bd. IX unter Nr. 1364 zum 30. September 1530 aus Brieg berichtet wird: Die von Strehlen ermorden den Brieger Henker mit seiner Magd, weil er einen bei der Hinrichtung schlecht getroffen hatte. Es waren ihrer neun Personen und 6 Pferde.

Von den erwähnten Galgen aus Mauerwerk besitzt Schlesien jetzt nur noch sieben; die meisten sind allerdings so stark verfallen, daß z. B. der von Leipe Kreis Jauer im Volke für einen Templerturm und der in Faulbrück Kreis Reichenbach gar für einen Heidentempel (!) gehalten wird. Auch die beiden in Gr. Rosen Kreis Striegau und Steinseiffen Kreis Hirschberg sind schon in einem sehr argen Zustande.

Neben diesen weltlichen Gerichten hatte aber auch die Kirche ihre Straffälle zu richten, auch wenn sie nicht im Besitze der

Ober- oder Niedergerichte war. Sie richtete Verfehlungen gegen kirchliche Gebote und sittliche Vorschriften und bedurfte dazu auch der Strafmittel. So sind die Halseisen, die sich sehr häufig noch jetzt an Kirchhofstoren erhalten haben, zu deuten. Wenigstens erklärt sie der Chronist von Freystadt, Gottfr. Förster, in seinen *Analecta Freystadiensia* S. 220 in diesem Sinne. Er gibt nämlich in seiner Pfarrkirchhof-Beschreibung § 5 folgendes an: „Über dieses sind auf diesem Kirchhofe drey Halb-Eisen, ohne Zweifel ehemals vor diejenigen verfertigt, welche das sechste Geboth übertreten oder sonst in der Kirchen Straffe verfallen; bey einem stehen diese Worte in Stein gehauen: Seyd nicht, wie Roß und Mäuler, die nicht verständig sind, welchen man Zäume und Gebis mus ins Maul legen, wenn sie nicht zu Dir wollen. Ps. 32. v. 9 Ao. 1550. — Hernach findet man bey dem andern auch diese Schrift: Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, sondern den Ungerechten und Ungehorsamen, den Gottlosen und Sündern. 1. Tim. 1. v. 9.“

Da die Halseisen meistens paarweise angebracht erscheinen, so ist hier wohl ein Paar besonders für die Übertretung des sechsten Gebots bestraft worden und zwar härter, aber doch in gewisser Weise ähnlich, wie sonst in Schlesien und im ganzen Oberdeutschland die Strohkranzpaare. Diese mußten nämlich an den drei Aufgebotstagen vor der Kirchentür stehen, wenn die Gläubigen in die Kirche gingen. Im Harz wurde noch vor vierzig Jahren bei einem Kirchenneubau vor dem Eingange zur Kirche ein laubenartiger Vorbau angelegt. Die Einwohner bezeichneten diesen Vorbau als den Platz für die angedeutete, vom Pfarrer verhängte Buße, von deren Gerechtigkeit sie überzeugt waren.

Schließlich noch ein inzwischen verschwundenes Denkmal einer Strafvollstreckung privater Natur, die ganz an die mittelalterlichen, oft grausamen, mitunter aber auch humoristisch anmutenden Strafen erinnert. Vor einer längeren Reihe von Jahren erschien in der Schlesischen Zeitung ein Bericht, der im Wortlaut hier folgt: „Ein Denkmal mittelalterlicher Rechtsbräuche ist mit dem unlängst erfolgten Abbruch der alten Wassermühle des Gutsbesitzers Wenschuch in Stoberau (Kreis Brieg) verschwunden. Während heute fast allgemein der Bauer sein Korn einfach gegen entsprechendes Mehl umtauscht, wartete er früher in der Mühle, bis diese sein mitgebrachtes Mahlgut verarbeitet hatte. Diesen Aufenthalt be-

nutzten nun Unredliche mitunter dazu, fremdes Mehl in ihre Säcke zu füllen. Wurde einer dabei erwischt, so führten ihn die Müllerknappen unter einen der mächtigen Querbalken im Innern der Mühle, bohrten in diesen kleine Löcher, wickelten einige Strähne des damals meist länger wie heute getragenen Haupthaars des Delinquenten um kleine Holzpföcke und keilten diese dann in den Löchern fest, derart, daß der Dieb nur gerade noch mit den Fußspitzen den Boden berührte. Nach einiger Zeit gab man ihm dann eine stumpfe Sichel, mit der er sich selber losschneiden mußte. Noch vor kurzem hingen an einem solchen Querbalken der Stoberauer Mühle einige festgekeilte Haarbüschel als Zeugen dieser schnellen Justiz vergangener Zeiten.“

Diese Lynchjustiz ist nicht verwunderlich, wenn man erwägt, daß früher der gerichtliche Weg schleppend und unsicher, dagegen die Erinnerung an Faustrecht und Selbsthilfe noch viel frischer war, als heutzutage, wo obendrein eine Widerklage wegen Freiheitsberaubung in einem solchen Falle sicher in Aussicht stände.

Zum Begriff „Volkslied“ im ausgehenden Mittelalter ¹⁾.

Von Friedrich Ranke.

Wir sind gewohnt, wenigstens wo wir nicht als Volkskundler sondern als unverantwortliche musikliebende Laien reden, vom 15. und 16. Jahrhundert als von einer Blütezeit des deutschen Volksliedes zu sprechen. Dabei denken wir beispielsweise an die bekannten Perlen aus dem Locheimer Liederbuch, an „All mein Gedanken, die ich hab, die sind bei dir“, an „Ich fahr dahin, wann es muß sein“, an „Ich spring an diesem Ringe“; oder an das aus Uhlands Volksliedern bekanntgewordene „Ich hort ein Sichellin rauschen, wol rauschen durch das Korn“, an alle die schönen alten Lieder, die heute vor allem in den Kreisen der singenden Jugend wieder lebendig geworden sind. — Im Kreise

¹⁾ Nach einem Vortrag, gehalten in der „Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“ am 14. November 1930.

der Volkskundler müssen wir uns fragen: wie weit und in welchem Sinne dürfen wir von den massenhaft und größtenteils ohne Verfasseramen überlieferten Liedern des ausgehenden Mittelalters als von „Volksliedern“ sprechen?

Auf die alte romantische Vorstellung, ein echtes Volkslied müsse — wie die Blüte aus der Pflanze — in geheimnisvoll naturhaftem Prozeß unbewußten Wachstums aus der ebenso geheimnisvollen „Volksseele“ hervorgehen oder hervorgegangen sein, brauche ich im Kreise der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde nicht näher einzugehen. Wer sich als Volkskundler je ernstlich mit Volksliedern und mit der wissenschaftlichen Volksliedliteratur beschäftigt hat, der weiß, daß ein Volkslied genau so gut wie jedes Kunstlied zunächst bei seiner Entstehung einen Einzelnen zum Verfasser hat: nach der Entstehungsweise gibt es keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen Volkslied und Kunstlied. Jedes Volkslied ist zunächst — mag es noch so kunstlos sein — die einmalige Schöpfung eines Einzelnen, das heißt aber eben ein „Kunstlied“. Zum Volkslied wird es erst durch den Vorgang der Aufnahme durch die Gemeinschaft, dadurch daß das Volk — ohne daß wir diesen Begriff zunächst genauer bestimmen — das Lied in seinen Liedbesitz aufnimmt, es singt und im Singen durch den Prozeß der Umgestaltung, des Umsingens und Zersingens — ohne das Bewußtsein irgend einer Verantwortung seinem Verfasser gegenüber — sich ganz zu eigen macht. Erst mit der Aufnahme des Liedes durch die Gemeinschaft beginnt die Arbeit der Gemeinschaft am Liede, die es zum Volkslied macht.

Wollen wir also als Volkskundler vom „Volkslied“ des ausgehenden Mittelalters sprechen, so steht für uns neben der Frage nach der Entstehung vor allem die nach der Reichweite der Verbreitung der Lieder dieser Zeit im Vordergrund: in welchen Volkskreisen haben wir uns den Verfasser eines Liedes zu denken? und von wem ist das Lied aufgenommen worden? in welchen Volkskreisen hat es als Gemeinschaftslied gelebt?

1.

Ehe ich nun die wichtigsten Liedersammlungen des 14./15. Jahrhunderts mit dieser Fragestellung durchgehe, in denen uns die Masse der „verfasserlosen“ Lieder der Zeit überliefert ist, ein

paar Worte über die Verbreitung von Liedern der namhaften Lyriker jener Zeit unter diesem namenlosen Gut, also über Fälle, in denen wir gewissermaßen vor unseren Augen erleben, wie ein Kunstlied des ausgehenden Mittelalters zum „Volkslied“ wird.

Der Mönch von Salzburg, Hofdichter des prachtliebenden Erzbischofs Pilgrim II. von Salzburg (Ende des 14. Jahrhunderts), dessen in der Tradition der späten höfischen Lyrik stehendes lyrisch-musikalisches Werk wir in der großen Mondsee-Wiener Handschrift einigermaßen überschauen, hat dem allgemeinen Liederschatz seiner Zeit mindestens eine, wenn nicht zwei Nummern beigesteuert, die weit über seinen engeren Wirkungskreis hinaus in ganz Deutschland bekannt geworden sind: das eine der fromme Tischsegen, das „Benedicite“ vor Tisch, das „Gratias“ nach Tisch, in schlichte Verse gebracht und komponiert:

Allmechtiger gott, her Jesu Christ,
was leibnar du vns geben bist,
Dy sey gesegent vnd berait
von dir mit aller selikait;
Das vns darinn berüer kain we,
das woll gott, Benedicite. usw.

Dieser Tischsegen taucht nicht nur in St. Gallen, in Augsburg und in Nürnberg, sondern ins Niederdeutsche übersetzt auch in Rostock gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf, längst natürlich ohne Namen seines Verfassers, vielfach entstellt und verändert, ein geistliches „Volkslied“, in geistlichen und bürgerlichen Kreisen vor und nach der Mahlzeit als gemeinsames Gebet gesungen. — Zweifelhaft ist die Verfasserschaft des Mönchs von Salzburg an dem später so berühmt gewordenen Zwiegesang zwischen Maria und Joseph beim weihnachtlichen „Kindelwiegen“ in der Kirche:

Joseph, lieber nefe mein,
hilf mir wiegen mein kindelein,
Das Got müess dein loner sein,
in Hymelreich
der maide kind, Maria.

Aber wenn es auch nicht unbedingt feststeht, ob wir dies (ursprünglich 8-strophige) Lied wirklich dem Mönch zuschreiben dürfen, auf jeden Fall verrät es uns durch seine kunstvolle Strophenform (Vierreim und Refrainzeile) und den durchaus nicht

primitiven Gedankengehalt seine Herkunft aus den Kreisen gebildeter Geistlicher¹⁾.

Des Mönchs größerer Schüler und Stammesgenosse Oswald von Wolkenstein, unbestritten der bedeutendste und eigenartigste Lyriker unserer Periode, der am Hofe des Kaisers und anderer deutscher und außerdeutscher Fürsten mit den von ihm gedichteten und komponierten Liedern und seinem vielbewunderten hohen Tenor glänzte, ist ebenfalls mit einigen seiner Lieder volkläufig geworden — wobei immer die Frage nach der Ausdehnung des Begriffes Volk nach unten zunächst unbeantwortet bleibt. Das eine ein lustiges Trinklied oder besser ein „Aufbruch der Zecher“:

Wolau! wir wöllen schlafen,
hausknecht, nu zünd ein liechtel,
wann es ist an der zeit usw.

taucht in Augsburg und am Rhein in deutlich durch mündliche d. h. Gesangsüberlieferung entstellter Form auf, und eine versprengte Zeile des Liedes bezeugt als flüchtiger Eintrag in einer heute Dresdner Handschrift, wie es dem, der an dieser Zeile seine frischgeschnittene Feder erprobte, noch bei seiner Schreibearbeit durch den Kopf ging²⁾. Oswalds prachtvoll kräftiges Kampf- und Siegeslied von dem kühnen Ausfall der Wolkensteiner aus der belagerten Feste Greifenstein:

Nu huss! sprach der Michel von Wolkenstein,
so hetzen wir! sprach Oswald von Wolkenstein,
za hürs! sprach der Lienhard von Wolkenstein:
sie müssen alle fliehen vom Greifenstein gelaich!

— dies Lied erscheint gründlich zersungen und um eine neue Strophe vermehrt im Augsburger Liederbuch. Sein Tagelied: „Wach auf mein Hort“ — ist in Nürnberg und in Rostock gesungen worden und hat dabei viel von seiner kunstvollen Form eingebüßt; in Nürnberg (im Locheimer Liederbuch) hat es ebenfalls eine neue, allerdings sehr kunstlos formelhafte Strophe angehängt bekommen³⁾.

Als dritter sei Hans Hesselloher genannt, Land- und Stadtrichter im oberbayerischen Städtchen Weilheim, der als später

¹⁾ Vgl. neuerdings L. Berthold in Paul u. Braunes Beitr. 56, 215, Anm. 2.

²⁾ Dresden Landesbibl. M. 65.

³⁾ Vgl. Müller-Blattau in „Studien zur Musikgeschichte, Festschrift für G. Adler“ (Wien 1930) S. 92f.

literarischer Nachfahre Neidharts von Reuental um 1460 seine Tanzlieder schuf, in denen er ganz wie sein großes Vorbild die Bauerntölpel und -dirnen karriert und verspottet, die es in Pracht und üppigem Benehmen den Herren gleich tun wollen, und deren Tanzvergnügen dabei doch immer mit echt bäuerischen Raufereien endet. — Seine Lieder sind zunächst in seiner eigenen Umgebung schnell bekannt geworden: er selber spricht davon, er sei einmal zu einem Tanz gekommen, „do man den Hesselloher sprang“, also einen nach ihm selber benannten Tanz, der wohl zu einer von ihm komponierten Melodie gesprungen wurde; eines seiner Lieder ist noch aus dem 16. Jahrhundert mehrmals bezeugt; und vor wenigen Jahren ist wenigstens die erste Zeile des vom Hesselloher gedichteten Liedes „Es taget überm Holnstein“, als Eintragung eines schlesischen Mönches in einer lateinischen Handschrift des 15. Jahrhunderts entdeckt worden¹⁾; die Fortsetzung weicht vom Original vollständig ab, ein Zeichen, wie das Lied des Hessellohers bereits im 15. Jahrhundert auf seiner Wanderung nach dem Osten Deutschlands zersungen und zum Volkslied geworden ist.

Aber genug von diesen zerstreuten Einzelheiten, die nur belegen sollten, daß John Meiers Schlagwort vom „Kunstlied im Volksmund“ für das 15. Jahrhundert die gleiche Gültigkeit hat wie in der Neuzeit; nur daß wir allerdings noch immer nichts darüber wissen, wie weit wir uns dabei den Begriff Volk in unserer Periode ausgedehnt denken dürfen.

2.

Ich gehe nun zur Betrachtung der hauptsächlichsten Liederhandschriften des ausgehenden Mittelalters über und befrage sie nach dem sozialen Milieu, in dem wir die in ihnen gesammelten Lieder entstanden und verbreitet zu denken haben.

Die älteste von ihnen, die noch aus dem 14. Jahrhundert stammende Sterzinger Handschrift²⁾ kommt für unsere Frage nach dem Volkslied der Zeit überhaupt nicht in Betracht. Sie

¹⁾ Archiv f. slav. Philol., XLII (1928) p. 98 und handschriftliche Mitteilg. von P. Diels.

²⁾ Vgl. J. V. Zingerle, WSB. phil. hist. 54, (1867) p. 293 ff.

enthält neben einem lateinischen theoretischen Musiktraktat in buntem Durcheinander lateinische und deutsche Arzneirezepte, lateinische Antiphone und Gebete, Stücke aus Freidanks Bescheidenheit, die lateinische Scherzlegende vom hl. Nemo, Angaben über Veredlung von Obstbäumen, fromme und satirische lateinische Scholarenpoesie, lateinische Trinkerregeln in Versen, Glockensprüche, und dazwischen deutsche Lieder, z. T. vom Mönch von Salzburg, z. T. in seiner Art gedichtet, Tagelieder, Lieder der Liebesschmerz in der Art der Modedichtung der Zeit, andres im Stil Neidharts, kurz wir haben in ihr die Sammelhandschrift eines geistlich und weltlich gebildeten Mannes vor uns, der ganz und gar in die Gesellschaftskultur des lebensfrohen und zugleich frommen Mönches von Salzburg gehört; von einer weiteren Ausbreitung dieser Liedkultur in andere Schichten des Volkes ist in der Sterzinger Handschrift nichts zu spüren.

Das Augsburgener Liederbuch von 1454¹⁾ führt uns in eine etwas andere Sphäre: in die der Augsburgener Patrizier. Sein Besitzer hat sich zwei Augsburgener Chroniken mit Nachträgen bis zum Jahr 1478 in das Buch eingetragen; außerdem finden wir auch hier einiges Lateinische, Zeitsatire und erotische Scherze, aber nichts was den Geistlichen verriet. Wir tun in dieser Handschrift also einen Blick in die literarische Welt, in der ein wahrscheinlich vornehmer junger Augsburgener Kaufmann von einiger Schulbildung um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte: theoretische Minnelehre, erotischer Schwank, und dann deutsche Lieder in großer Zahl. — Die Liedersammlung ist fast ausschließlich auf Liebeslyrik abgestellt. Sie beginnt mit dem gereimten Liebesbrief eines Jünglings und endet mit dem Prosalieberbrief eines Mädchens, und was dazwischen liegt, ist bis auf wenige Ausnahmen Liebeslyrik von vornehm gehobener Art, meist auch in den kunstreicheren Formen der im Gefolge des alten Minnesangs stehenden Gesellschaftslyrik: Sehnsuchtsklage, Versicherung der Treue, Bitte um Gunstgewährung, Klage über die Hartherzigkeit der Geliebten, Warnung vor den Klaffern, Spott auf die Eifersüchtigen, Abschiedsschmerz, Neujahrsglückwunsch, Hoffnung auf ein Wiedersehen; daneben auch einmal spöttische Absage, dazu ein paar Tagelieder:

¹⁾ ed. J. Bolte, *Alemannia* 18 (1890) p. 97 ff.

die bekannten Themen und bekannte Motive: Farbensymbolik, z. B. Preis der schwarzen Farbe der Verschwiegenheit; allerlei Liebesallegorie: der Liebende als Jäger, die Geliebte als Arzt, die Treulose als entflugener Falke; einmal erscheint der Liebende als ein getreuer Amtmann, der der Geliebten die Rechnung vorlegen möchte, „das sy dar auf quitieret mich“; ein andermal als Kläger gegen die Herzensdiebin;

Wie machstu so ein rechte diebin sein,
das du mir hast mein Herz gestolen —
künd ich dir nun gesteln das dein,
Die brief welt ich von Rome holen.

Unter den drei Tageliedern der Sammlung zeichnet sich das schöne Lied von der Tochter des Herrn von Kerenstein, das Uhland nach unserer Handschrift in seinen Volksliedern abgedruckt hat, durch balladenhafte Lebendigkeit aus:

Ich bin durch frauen willen
geritten in fremden land;
mich hat ein edler ritter
zû poten her gesant,
der enpent euch (edle frawe)
sein vil werden grüss;
nûn enpiet im, was ir welt, von ew,
so hat er frewden genûg!

Was soll ich im enpieten
redt als das magedein usw.

Das Lied ist gewiß kein Volkslied, denn es wurzelt noch ganz und gar in den Vorstellungen der ritterlichen Sphäre; es bietet aber ein gutes Beispiel dafür, wie sich die alte Kunstgattung des Tageliedes in der Gesellschaftsdichtung jener Zeit zu der herzlichen Innigkeit entwickelt und die gefühlsstarken Formeln ausgebildet hat, die uns im späteren Volkslied so zu Herzen sprechen.

Noch näher an das „Volkslied“ kommen wir im Augsburger Liederbuch mit der allerdings recht entstellten und verkümmerten Eintragung des Spottliedes vom vernagelten Pferd: „mir ist mein pfärd vernaglet gar“ — ein Lied des betrogenen Liebhabers, der sein Schicksal unter dem Bilde darstellt, daß ihm sein Pferd vom Schmied beim Hufbeschlag vernagelt worden sei; nun ist es sporenscheu geworden; aber der Dichter tröstet sich:

Ross tawschen kan ich also woll,
 ich gib ain alten gaul vmb ain jungen vol,
 der ist meins hertzen ain traut Gesel.
 Selbs wil ich reiten auf den markt
 vnd will mir kauffen ein junges pfärd,
 Darauff ich selber reiten wil —

ein Scherz- und Spottlied, das im 15. und noch bis ins 16. Jahrhundert hinein sehr beliebt gewesen sein muß; denn es ist mehrmals und in weit von einander abweichenden Fassungen überliefert.

Und damit wir so recht deutlich merken, in welche Sphäre wir mit diesem Spottlied mit seinen erotischen Zweideutigkeiten eintreten, finden wir in der gleichen Sammlung noch zwei Lieder zum Preise des Studentenlebens, darunter das bekannte, ebenfalls von Uhland unter seine Volkslieder aufgenommene:

Ich waiss ein frisch geschlechte,
 das sind die bursenknechte,
 ir orden stet also:
 Si leben ane sorgen
 den abend und den morgen,
 Si sind gar stätlich fro.

Da hat also der Augsburger Patrizier außer den feinen und edlen Liebesliedern auch einige kräftigere Erinnerungen aus der Schulzeit in seine Sammlung aufgenommen bzw. aufnehmen lassen.

Neben dem Augsburger steht das berühmte sog. Liederbuch der Klara Hätzlerin vom Jahre 1471¹⁾, bei dem man sich eine Zeitlang vergeblich den Kopf darüber zerbrochen hat, wie eine Nonne im Kloster dazu gekommen sein möchte, eine solche Sammlung z. T. derb erotischer Stücke für sich niederzuschreiben. Heute sind wir darüber beruhigt; denn wir wissen, daß die Schreiberin der Sammlung keine Nonne, sondern eine Augsburger Bürgers-tochter war, die sich auch sonst durch Schreibarbeit den Lebensunterhalt erwarb, und daß sie die Sammlung nicht für sich, sondern im Auftrag eines Augsburger Bürgers, des sonst allerdings nicht nachzuweisenden Jörg Roggenburg, abgeschrieben hat. — Also wieder eine Augsburger Liedersammlung, darum zum Vergleich mit dem kaum zwei Jahrzehnte älteren Liederbuch besonders einladend. Die Sphäre, aus der die jüngere Sammlung stammt, ist im wesentlichen die gleiche. Als ein Plus bringt sie einige geist-

¹⁾ ed. Haltaus, Quedlinburg u. Leipzig 1840.

liche Stücke, darunter deutsche Hymnenübersetzungen des Mönchs von Salzburg; ferner fällt die sehr viel größere Anzahl von Tagesliedern auf: 27 gegen 3 im Augsburger Liederbuch; im übrigen gibt es Liebeslyrik der bekannten Art, einige derbe Trinklieder, ein sehr kunstvolles Tanzlied zum Preis des Herbstes und seiner Schlemmerfreuden, zwei schmutzige Parodien, in denen die höhere Gesellschaftspoesie in die Sphäre der Läuse und Wanzen hinuntergezogen wird: die lyrische Liedsphäre des gebildeten Augsburger Bürgertums mit einigem Einschlag aus der Sphäre der dem wohlbehüteten Bürgerhaus entfremdeten Schlemmer und Buhler, die wohl dieselbe sein mag, die auch dem älteren Augsburger Liederbuch den gewürzteren Beigeschmack gab.

Auffallend bleibt bei dem Vergleich vor allem, daß in diesen beiden durch nicht ganz 20 Jahre voneinander getrennten Lieder-sammlungen aus der gleichen Stadt so gut wie gar keine Gleichungen vorkommen. Unter den 133 Liedern der Hätzlerin finden sich von den 100 Liedern der älteren Sammlung, wenn ich nichts übersehen habe, nur 4 Nummern wieder; das ist einmal ein Beweis für den Liederreichtum des Augsburger Stadtbürgertums in jener Zeit, daneben aber wohl auch ein Zeichen dafür, ein wie kurzes und auf ganz enge Kreise beschränktes Leben die meisten dieser Lieder gehabt haben werden.

Eine vierte Sammlung ist die leider verlorengegangene, nur in einem frühen Abdruck von 1815 erhaltene sog. Fichardsche Liederhandschrift¹⁾, ebenfalls aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammend, ihrer Sprache nach irgendwo am mittleren Rhein, im nördlichen Baden oder südlichen Hessen zuhause; sie bringt im ganzen 64 Nummern. In Fichards Handschrift ist neben dem „hübschen Minnesang“ das parodistische und grobianische Element sehr viel stärker vertreten als in den bisher besprochenen. Die Sammlung beginnt gleich mit der lateinisch-deutschen liturgischen Parodie:

‘Deus in adiutorium meum intende’,
sprach ein hübsches nunnelin, das was behende:
‘venite et videte!’
‘es ist brüder Künrad’. si sprach: ‘silete!’ —

also jener derben Dichtung, in der das Liebesabenteuer der Nonne mit dem Mönch in die Formen der liturgischen Texte gekleidet ist.

¹⁾ Archiv f. ältere deutsche Literatur u. Geschichte, Frankfurt a. M., p. 196 ff.

Es folgt ein sehr leichtfertiges Liebeslied, in dem lateinische und deutsche Vierzeiler miteinander wechseln, und geht dann nach einem rein lateinischen politischen Spottlied und einem deutschen Cisiojanus zu der lateinischen Evangelien-Parodie über, der 'Passio in curia Romana secundum aurum et argentum', in der der Papst und die Kurie in Rom wegen ihrer Geldgier in der Evangelien Sprache verspottet werden. Nach diesem kräftigen Eingang folgen die deutschen Lieder, teils Liebeslieder der höfischen Art, fast mehr aber noch der derben und parodistischen: da haben wir eine Nachahmung eines der Bauernspottlieder des Hesselohers; wir haben einen parodistischen Sittlichkeitserlaß in Versen, der zum Trinken, zur Eitelkeit und zum Ehebruch usw. auffordert; wir haben ein Lied zum Preis des Kartenspiels und unmittelbar neben Oswalds „Aufbruch der Zecher“ ein deutsch-lateinisches Lied der Zecher in der Kneipe, in dem wieder deutsche und lateinische Zeilen abwechseln:

Wol uf ir gesellen in die tabern,
 Aurea luce rutilat.
 Ach lieben gesellen, ich trünc so gern,
 Sicut cervus desiderat usw.,

eine z. T. wirklich geistvolle, übermütige parodistische Verwendung der liturgischen Zeilen. — Es ist klar, in welcher Sphäre wir in diesem Fichardschen Liederbuch stehen: in der der Scholaren, der Studenten und ihrer Dichtung, die man früher Vagantenpoesie nannte. Und in diesem Liederbuch finden wir nun auch eine ganze Anzahl von Liedern, die durchaus den Klang der späteren Volkslieder haben:

Es was ein hübsches freuelin,
 wolt fischen uf dem see,
 mit irem nuwen schiffelin.
 got geb uns glück und heil!
 si schickt den man ins he,
 si schickt den man ins he!

Was begegnet ir uf der heide?
 ein knabe, was hübsch und fin.
 er bat si, das si dete
 den liebsten willen sin:
 si schick den man ins he,
 si schick den man ins he

und nachher kommt dann der Mann plötzlich zurück:

'Ich bin nit im he, im he!' usw.

Oder:

Es wolt ein münchlin riten —
 hie wollen wir jagen us —
 by allen mynen ziten —
 von hern Dielmanns wegen.
 lieber Dielmann rück herzu,
 henschchen hat die narreuschu.
 he, he!

hi wolen wir jagen us.

Er kam für eyner frauen hus —
 hie wolen wir jagen us —
 der wirt der was geritten us —
 von her Dielmanns wegen.
 lieber Dielmann rück herzu usw.

Das Lied geht dann als schmutzige Liebesgeschichte weiter. Die Verwandtschaft mit dem Bau der erzählenden Volkslieder mit ihrem Zweizeilenstil und den oft sinnlosen Refrainzeilen ist nicht zu verkennen. Die Richardsche Handschrift scheint mir dadurch besonders wertvoll: sie zeigt uns, in welcher Sphäre wir wohl die Mehrzahl der übermütig derben Lieder auch der späteren Zeit uns entstanden denken dürfen: als Tanzlieder der Scholaren¹⁾.

Wir kommen zu der bekanntesten der Liedersammlungen des 15. Jahrhunderts, zum sog. Locheimer, richtiger zu Wolflein von Lochamers Liederbuch²⁾. Die von dem Angehörigen einer Nürnberger Patrizierfamilie in den Jahren 1452—1460 angelegte Handschrift ist uns mit ihren 45 mit den Melodien eingetragenen Liedern ein unschätzbares Denkmal der deutschen Musikkultur um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Daß sie aus den Kreisen der auch für edelste Musik interessierten Gebildeten stammt, zeigt ihr zweiter Teil, das Organum organizandi des Conrad Paumann, des berühmten blinden Nürnberger, später Münchener Organisten. — Was hat man damals in diesen Kreisen gesungen? Die Handschrift enthält fast ausschließlich Minnesang der höheren Art, im wesentlichen auf den Ton der Liebesklage gestimmt, der gelegent-

¹⁾ Es ist das Verdienst H. Spankes, auf die Bedeutung der lateinischen Tanzlieder „des Klerus“ für die sog. „Vagantenpoesie“ im 13. Jahrhundert nachdrücklich hingewiesen zu haben: Litbl. f. germ. u. rom. Philol. 1931, 113 f.

²⁾ Faksimile-Ausgabe, Berlin 1926.

lich im gleichen Liede zu Trotz und neuem Liebesmut umschlägt. An literarisch bekannten Stücken finden wir das Tagelied Oswalds von Wolkenstein, ein Neujahrslied des Mönchs von Salzburg und als einziges geistliches Stück der Sammlung den Tischsegen des gleichen Dichters. Alle übrigen gehören zu den namenlosen Liedern; darunter einige, die mit ihrer hier überlieferten Melodie im 19. Jahrhundert als sog. alte „Volkslieder“ wieder lebendig geworden sind, wie die schon zu Anfang genannten „Ich fahr dahin“ und „All mein Gedanken“. Der zarte Ton des höheren Liebesliedes wird nur ganz selten durch derbere Klänge unterbrochen. Einmal begegnet uns das Spottlied vom vernagelten Pferd, das wir schon aus dem Augsburger Liederbuch kennen. Außerdem erscheint — bezeichnenderweise als letztes der eigentlichen Sammlung — das volkstümlich lustige Tanzlied des weitgereisten Frauenkenners „Ich spring an disem Ringe“, in dem die Mädchen der verschiedenen deutschen Stämme in Reimen von z. T. recht zweideutigem Sinn gepriesen werden:

Ich spring an disem ringe
des pesten, so ichs kan,
von hübschen frewelein singen,
als ichs geleret han:
Ich raidt durch fremde lande,
do sach ich manger hande,
do ich dy freulein vand.

Die frewelein von Franken
dy sich ich alzeit gern,
noch in sten mein gedanken,
sy geben süssen kern.
Si seind dy veinsten dirnen,
wolt got solt ich in zwirnen,
spynnen wolt ich lern. usw.

Von den „frewelein vom Reyne“ heißt es: sie können „dy newen lietlein singen“; das belegt uns das auch sonst bezeugte Bewußtsein der Zeit, daß die feine Liederdichtung besonders im Westen Deutschlands zuhause sei. Bei den „frewelein von Sachsen“ und denen von Bayern werden dann die erotischen Zweideutigkeiten wesentlich deutlicher, und am Schlusse offenbart sich der Dichter als ein Spötter, der sich ganz von der Liebe abgewandt hat, weil für ihn die Zeit dafür vorbei sei:

Nw pin ich worden alde,
zum wein muss ich mich halden,
all dy weil ich mag.

Außer diesen zwei Durchbrüchen durch die Sphäre der höheren gefühlvollen Liebeslyrik findet sich nur noch ganz am Ende des Orgelbuches die flüchtige Eintragung der Eingangsstrophe einer derben Schwankballade:

Es fur ein paur gen holcz mit seiner hauen,
do kom der laidig pfarr zu seiner frauen.
Eff und iff und an an an!
Umb und über dran!

Fragen wir, woher dieser Einschlag an lustigeren und derben Tönen stammt, so kann die Antwort kaum mehr zweifelhaft sein: das sind Klänge aus der studentischen Sphäre, die sich ebenso noch in einer kurzen lateinischen Eintragung, in den hebräischen Buchstaben eines Liebesgrußes und in den derben, grobianischen Nachschriften unter den Liedern verrät, mit denen der Schreiber das durch allzuviel Liebe und Treue ins Schwanken geratene Gleichgewicht seines Innern wiederhergestellt hat¹⁾.

Nur mit einem Worte streifen möchte ich das sog. Münchener, richtiger jüngere Nürnberger oder Schedelsche Liederbuch²⁾, das der später berühmt gewordene Arzt und Humanist Hartmann Schedel in seiner Studentenzeit von 1461—67 also fast gleichzeitig mit der Lochamerschen Sammlung sich aufgezeichnet hat. Im ganzen 96 deutsche Lieder, in ihrer geistigen Haltung durchaus dem Locheimer Liederbuch verwandt, aber trotz der örtlichen und zeitlichen Nachbarschaft so gut wie ohne direkte Beziehung zu der fast gleichzeitigen Nürnberger Sammlung; also ganz wie vorhin: Reichtum und Kurzlebigkeit des städtischen bzw. studentischen Liederschatzes.

Dagegen verdient die letzte hier von mir zu besprechende Sammlung ein etwas genaueres Eingehen. Das erst nach dem Krieg bekannt gewordene Rostocker Liederbuch³⁾ aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ist die Abschrift einer Art

¹⁾ Die gleiche Neigung, immer gleich auch die „Kehrseite der Medaille“ zu zeigen, verraten im Liederbuch der Hätzlerin die markolfischen Verkehrungen der Minne-Zweizeiler am Seitenbeginn (bei Haltaus S. LXXf.).

²⁾ Monatshefte für Musikgeschichte 6 (1874).

³⁾ ed. Ranke u. Müller-Blattau, Halle 1927.

von Stammbuch eines Studenten an der Universität Rostock, in das verschiedene Mitglieder eines Freundeskreises Lieder, größtenteils mit Noten und z. T. mit lateinischen Widmungen an den Besitzer eingetragen hatten. Die nur lückenhaft erhaltene Sammlung enthält noch insgesamt 60 Nummern. Nach Inhalt und Herkunft der aufgezeichneten Stücke herrscht bunteste Verschiedenheit: Hochdeutsches, Niederdeutsches, Lateinisches, Geistliches und Weltliches, höheres Liebeslied und Schwank-, Tanz- und Necklied — alle Arten von Lyrik sind vertreten. Die Besprechung hält sich wohl am besten an die drei sprachlichen Gruppen.

Die ursprünglich hochdeutschen Lieder machen ein Viertel des Ganzen aus; sie zeigen überraschend enge Beziehungen zu den Liederbüchern der ostfränkisch-schwäbischen Gruppe. Mit dem Locheimer Liederbuch teilt das Rostocker 6 Nummern, darunter den Tischsegen des Mönchs und Oswalds Tagelied; der Zusammenhang jener Liedersammlungen mit der studentischen Sphäre wird uns durch das Rostocker Liederbuch aufs neue bestätigt. — Nach Inhalt und Form gehören die Lieder der hochdeutschen Gruppe größtenteils zur höheren Liebeslyrik; die lustige und derbe Seite des oberdeutschen Gesellschaftsliedes treffen wir in dem Liede vom vernagelten Pferd, in dem lateinisch-deutschen Schwanklied „Deus in adiutorium meum intende“, das wir schon aus der Richardschen Handschrift kennen und das auch sonst mehrfach überliefert ist; ferner in einem sonst unbekanntem derben Spottlied auf das zwecklose Liebeswerben des alten Mannes, der sich selber als „von nützig jaren ein stolzer knab“ bezeichnet, und endlich in der ältesten Fassung der später oft überlieferten, noch heute als Volks- und Studentenlied lebendigen Schwankballade von der „Nachtfahrt“:

Ich ghinck wol by der nacht,
Dy nacht dy was so duster,
Dat ick nicht ensach,

jenes Liedes, das von dem mißglückten nächtlichen Besuch des Liebhabers bei seinem Mädchen erzählt und damit endet, daß er zwar eingelassen, aber von den drei Schwestern wieder zum Fenster hinausgeworfen wird:

Do vel ich over en bloch,
Al in dem live en ribbe entwey
Und in dat hovel en loch! —

Wo wir die Texte dieser Gruppe mit anderen Überlieferungen vergleichen können, treffen wir die deutlichen Spuren rein mündlicher, unliterarischer Gesangstradition, das Zersingen und Zusammensingen verschiedener Texte.

Die zweite Gruppe der rein niederdeutschen und meistens wohl auch auf niederdeutschem Boden gewachsenen Lieder hat wesentlich anderen Grundcharakter. Von den insgesamt 28 Nummern dieser Gruppe folgen nur 6 nach Inhalt und Form der höheren Gesellschaftstradition: drei Liebeslieder, denen sich als viertes ein hübsches lateinisch-deutsches Lied des höfischen Liebespreises anschließt:

Amor ist eyn lustlich walt,
 mentis, cordis est sera.
 Vil mennich dar by graw vnd alt
 erit, gerit severa . . .
 In weme se stete brynnnet,
 tutelam fert doloris,
 Neyn trurent de bywinnet,
 tenet scutum amoris . . .
 Wer klaffen wil
 al sunder spil,
 non dignus est amari usw.

Das fünfte ist ein kunstvolles Lied höfischer Pflichtenlehre, in dem vor allem die Tugenden des Hofmannes, Nachgeben und Schweigen, vorgetragen werden: „büch so en ris, so krichstu pris van allen“; die starke Hervorhebung der Neider und Verleumder und ihres lichtscheuen Treibens zeigt deutlich, daß das Lied auf die Verhältnisse einer Hofgesellschaft zugeschnitten ist. Das letzte Lied dieser Gruppe, dem man noch eine gewisse höhere Tradition zusprechen kann, ist ein in der Form allerdings schon recht schlichtes Weihnachtslied:

Eyn hillich dach und eyn hillich nacht
 Und eyn salich nyge jar!
 Eyn reyne maget en kint ghebar,
 Alze uns de scrift secht openbar.
 Dede alder werlde eyn vader is,
 Nun help uns de sulve crist
 seculorum seculis.

Die übrigen Lieder der niederdeutschen Gruppe haben schlichten Strophenbau und mehr volkstümlichen Inhalt und Stil. Von ihnen

sei das „Liebeslied eines Mädchens“ um seiner volksliedhaften Innigkeit willen ganz hergesetzt. Leider fehlt die erste Zeile, die irgendeine Bezeichnung des Geliebten gebracht hat; ich ergänze sie aufs Geratewohl:

(An den ik nu gedanke)	Wan ik to dem dansse gha
de schal my lef sin.	ghesmukket also wol,
ik wil (to) allen tiden	so steid de vrischer selle dar,
sin denerinne sin:	sin herte is dusent vrouden vul,
he benimt my sware pin.	ik gans em werliken wol.
Min lef ist to verne,	He en dorste en wort nicht spreken,
ik (se em to) seldom,	dat dot der nider dwank.
he en schal an mynem herten	do was sin junge herte
des nicht vntghelden,	van sorgghen (und truren) krank,
de vrische selle.	do en de nider dwank.
Ach dat he wedder queme,	Owe du valsche nider,
dat duchte my wol gud.	god gheue di vnghenoch!
he dot mynem jungen herten	du benimst den houeschen vrowen
vnghemakes ennoch.	eren steden mot:
God gheue em alle gud!	god geue dy nummer ghud!

Das Lied ist gewiß kein originelles Kunstwerk, sondern im wesentlichen eine Aneinanderreihung von allerlei in der höheren und volkstümlichen Lyrik geprägten Formeln, aber gerade in dieser Kunstlosigkeit rührend. Fragen wir, von wem oder vielleicht auch nur für wen dies Liebeslied eines Mädchens gedichtet sein mag, so ist vielleicht ein Hinweis darauf angebracht, daß unter den Namen derer, die diese Lieder in das Stammbuch des Rostocker Studenten eingetragen haben, auch der Name eines Mädchens erscheint: ein derb lustiges niederdeutsches Schwanklied trägt in etwas barbarischem Latein die Widmung „Cara Johannes et leve truten Johannes dedit praescriptum canticum Elisabeth nuncupata“. Auch mit dem hübschen Liedchen des liebenden Mädchens bleiben wir also wohl im engeren Freundeskreise der Rostocker Studenten und ihrer Studentenliebchen.

Aber dieser Ton schlicht rührender Liebessehnsucht bleibt vereinzelt; im ganzen überwiegt in der niederdeutschen Gruppe das lustige und spöttisch-realistische Element: derb erotische Schwankballaden, wie das Lied von dem Bauern, der die Liebesgunst der Burgherrin mit Roß und Wagen erkaufte, dann sich darüber beklagt, „dat ene alse de ander sy“, sich vor dem Burg-

herrn, der zufällig seine Klage gehört hat, mit einer Lüge herausredet und endlich mit Roß und Wagen wieder abziehen darf:

„Nu var dar hen ghud burelin,
dit erste schal di geschenket syn
vnd var dar hen din strate.
ach kum her weder wen du wult,
brinck vns dat krumholt vaken!“

Das Lied ist sonst noch niederländisch überliefert, aber auch auf hochdeutschem Gebiet bekannt gewesen¹⁾. — Oder das Lied vom dummen Bauern Arend, der den Pfaffen bei seiner Frau findet, ihn bei den Haaren packt und ihn verprügeln will, dann aber, von seiner Frau eines Besseren belehrt, ihn auf den Knien um Gnade fleht, um nicht in den Bann des Papstes zu kommen; oder ganz gegen Ende der Sammlung ein parodistischer Preis der Liebesnacht bei der verlausten und verdreckten Dirne. — Erfreulicher sind die zahlreichen scherzhaften Neck-, Tanz- und Schlemmerliedchen, von denen meistens leider nur die erste Strophe überliefert ist. Da ist z. B. die lustige, in Frage und Antwort gefaßte, abgewiesene Liebeswerbung:

Woldestu yo min boleken wezen?
ik wolde dick en par klyppeken gheuen:
wo behaghet dy dat? —
„Dat du mik en par klyppeken gheuest
vnd ik des dy nenen danck enwuste,
wat vorsloghe dy dat? —
Bolekyn lat aff, bolekyn lat aff,
yo du mer tolechst, yo du mer verloren hefft, bolekin,
dat helpet dy nicht en kaff.“

Eine lateinische Nachschrift gibt über die Art des Vortrages Aufschluß: „Finge hic plures versus secundum istos primos duos versus, nisi quod mutabis rem (et nomen ipsius) quam dare vis mulieri“. Wir haben hier also ein Rahmenliedchen, in dem das Angebot je nach Laune gewechselt werden soll. Oder der sehr unverblühte Liebesantrag:

Ligge stille, ligge stille,
ik wil dik en boleken maken
dus also up deme stro
sunder syden laken.

¹⁾ Vgl. die Anm. zu Rost. Ldb. Nr. 15 und Z. f. Vkte 39 (= NF. 1), 113.

Umgekehrt Strophen des leichten Trostes über den Mißerfolg:

Ik singh myn auendledelyn
 tyeghen dusse wintertijd
 van eynem houeschen frawlin fyn,
 des byn ich worden quid.
 Wuchey dat frawlin drecht . . .

da bricht die Eintragung ab, aber wir merken schon an dem kurzen Wortlaut, daß dem Sänger dieses Liedes der Gedanke an sein verlorenes Glück nicht allzu schmerzlich ist. — Und ähnlich scheint auch die Stimmung in einer Strophe zu sein, die wir heute nur in einem ganz anderen Zusammenhang kennen und der wir eine ganz andere Stimmung unterzulegen pflegen:

Nu wol hen, lat ruschen,
 men sät wol, wo id gheyt:
 Ik hadde en leveken vterkoren . . .

Die Stimmung ist wie gesagt wohl die gleiche des leichten Trostes nach dem Ende einer Liebschaft: lat ruschen — so geht es in der Welt! Wir kennen die Strophe alle:

La rauschen lieb, la rauschen,
 Ich acht nit, wie es get —

Das gilt heute als zweite Strophe des Liedes „ich hort ein sichellin rauschen, wol rauschen durch das korn“ — aber dazu ist es erst durch Uhland geworden: auch in ihrer bisher ältesten Überlieferung aus dem 16. Jahrhundert hat die Strophe mit der Sichelstrophe nichts zu tun, und das wird uns durch das Rostocker Liederbuch als das Ursprüngliche bestätigt. Auch hier also sind wir in der Sphäre des Buhler- und Schlemmerordens, d. h. der Studenten¹⁾. — In die

¹⁾ Erst vor kurzem hat K. Wagner es von neuem unternommen, die ursprüngliche Zugehörigkeit unserer Strophe zum „Sichlein“ zu beweisen, und eine feinsinnige Interpretation des von ihm rekonstruierten Liedes gegeben, das er für eine in „der Schicht der Handarbeiter, der Bauern oder an bauerlicher Arbeit beteiligter Stadtbürger“ entstandene Dichtung aus dem 14. oder vom Anfang des 15. Jhdts. hält (Hess. Blätter f. Volkskunde XXX/XXXI, S. 131 ff., 149 f.). Trotz mancher feinen Bemerkung haben mich seine Ausführungen nicht überzeugt. Vor allem begreife ich nicht, wie W. behaupten kann, in den jüngeren Varianten des Sicheliedes sei „die Strophenfolge, wie sie Uhland konstruiert hat, fast ausnahmslos bewahrt“ (S. 138). Wäre das der Fall, so litte die Berechtigung von Uhlands Vorgehen in der Tat keinen Zweifel. Aber genau das Gegenteil liegt vor: die einzige jüngere Fassung mit Uhlands Strophenfolge (Lieder-

gleiche Sphäre gehört ferner das Liedchen eines Schülers, der nicht mehr zur Schule gehen mag:

Vader myn, ik enwil nicht mer
tor scole gan:
de mester het mi drowet,
he wil my sere slan.

In die gleiche Sphäre gehört weiter die Strophe des Schlemmers, dem das Geld ausgegangen ist:

Ich habe den mantel myn vorsat
al vor eyn pant,
datz ich itz nicht ghelosen kan,
ich armer man,
ich motz vordan,
ich ha myn gelt vorteret . . .

und neben diese Schlemmerstrophe stellt sich das dreistrophige Schlemmerliedchen, das den Abend preist und den Morgen schilt:

De morghen, de morghen
de bringht vns nicht men sorghen,
de auend de is gud.
des auendes hebbe we dusent pund,
des morgkens nicht ne kolstrunck:
noch is de auend ghud . . .
des auendes drincke wy in dem keller,
des morgkens hebbe wy nicht ne heller:
noch is de auend gud.

Dasselbe Schlemmerlied, in dem so hübsch die abendlichen Zechfreuden dem morgendlichen Katzenjammer gegenübergestellt werden, und das wir uns gewiß auch zunächst im Munde der Bursenknechte

hort 679^c = Reifferscheid, Westf. Volkslieder 42) ist unverkennbar, wie auch W. selber erwähnt, durch die Fassung in „des Knaben Wunderhorn“ beeinflusst, die trotz der Angabe „mündlich“, genau wie die Uhlandsche Fassung, erst durch die Herausgeber aus den „Graßliedlin“ und Schmeltzls „Quodlibet“ zusammengefügt, dazu allerdings noch echt „wunderhörnisch“ um- und ausgedichtet worden ist (vgl. Bode, S. 50, 51 und 590). Allen andern Fassungen fehlt gerade unsere Strophe „laß rauschen“, die also gerade auch durch die jüngere Überlieferung als nicht zum Sichelied gehörig erwiesen wird. Denn hätte sie ihm ursprünglich angehört, so wäre sie, die durch Wiederholung und Gegensatz so fest an Uhlands Strophe 1 gebunden erscheint, wohl kaum so spurlos verlorengegangen. — Vgl. auch M. Ittenbach, Mehrgesetzlichkeit, Studien am deutschen Volkslied in Lothringen (Frankfurt a. M. 1932), S. 53 ff. und die dort angekündigte Frankfurter Diss. von Gutfleisch.

gesungen denken müssen, ist noch im 19. Jahrhundert als flämisches Volkslied aus der Gegend um Dünkirchen aufgezeichnet worden — wieder ein Beispiel für den Zusammenhang zwischen Volks- und Studentenlied.

Ferner gehören in die rein niederdeutsche Gruppe noch einige historisch-politische Lieder zum Preise des jungen Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, gesungen von einem Teilnehmer an seinen erfolgreichen Kämpfen gegen den Adel seines Landes, Lieder von jenem kräftigen militärischen Geist, wie ihn so viele sog. historische Volkslieder zeigen, zweifellos in der nächsten Umgebung des Herzogs und unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse entstanden, fehlerlos überliefert, keine Spur von Zersingung, also nichts weniger als „Volkslieder“; der Aufzeichner, der diese Lieder aus seiner Braunschweigischen Heimat nach Rostock mitbrachte, dürfte ihrem Entstehungskreise, der Umgebung des jungen Herzogs, nicht allzu fern gestanden haben. — Ein anderes historisch-politisches Lied zielt auf ein Ereignis aus der Rostocker Stadtgeschichte, nach der Schlußstrophe ist es von einem blinden Spielmann gedichtet, den wir uns als Parteigänger der Gegner der Rostocker zu denken haben.

Die kleine Gruppe der lateinischen Stücke endlich enthält 3 kunstvolle Marienantiphonen, darunter das Ave pulcherrima regina des Thomas a Kempis, eine aus Frankreich stammende lateinische Motette, und endlich zwei lateinische Liebesliedchen, von denen das eine auch in der Handschrift eines Prager Studenten überliefert ist.

Wir sehen im Rostocker Liederbuch also literarisch-musikalische Überlieferungen von den verschiedensten Seiten zusammenströmen: lateinische Liedkunst aus den Niederlanden, aus Frankreich und — wahrscheinlich wenigstens — aus Prag; hochdeutsche Liebes- und Gesellschaftslyrik und, auf niederdeutschem Boden gewachsen, neben einigen Liebesliedern und den geschichtlichen Liedern, die mehr volkstümlichen Scherz-, Neck- und Schlemmerliedchen, die ihre einfache, jedem verständliche Form z. T. zu Volksliedern hat werden lassen, die aber ihren Ursprung ganz gewiß in der Sphäre haben, in der wir sie im Rostocker Liederbuch noch antreffen: in der Sphäre der Bursenknechte, des Studentenordens.

3.

Nach diesem schnellen Gang durch die wichtigsten Sammlungen der ohne Verfassernamen überlieferten weltlichen Lieder des 15. Jahrhunderts halten wir Rückschau.

Wir hatten die Wanderung angetreten mit der doppelten Frage nach der Sphäre, in der wir uns die Entstehung dieser Lieder zu denken haben, und nach der Reichweite ihrer Verbreitung. Für die erste Frage führten uns die Sammlungen auf die Antwort, daß die Sphäre, in der wir die Lieder gesungen fanden, aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Sphäre ihres Ursprungs ist: die Sphäre des Adels, der Geistlichen und vor allem des Stadtbürgertums, aufgelockert in dem Milieu des Studentenlebens, in dem sich Mitglieder aller drei Stände zusammenfinden und mit den Elementen unbändigen und übersteigerten Übermutes durchsetzen. Ich darf hier vielleicht noch ein bisher übergangenes Zeugnis anfügen: jenes weiterverbreitete Schwanklied vom Liebesabenteuer des Bauern mit der Edelfrau, das die 'leve truten Elisabeth nuncupata' dem Rostocker Liederbuch beigezeichnet hat, endet in dieser Fassung mit der sonst nicht überlieferten Verfasserstrophe:

De vns dessen reyg nu sangh,
hertich hinrik is he ghenant,
he ist en schone junckhere.
he rit to Brunswik uth vnd in,
he singhet er vns wol mere.

Als Verfasser der auch in den Niederlanden und hochdeutsch bekannten, also zum Volkslied gewordenen Schwankballade ein Herzog Heinrich von Braunschweig — ob es wahr ist, wird sich wohl nie mit Sicherheit beantworten lassen; aber auch wenn die Tatsache als solche nicht sicher verbürgt ist, der bloße Umstand, daß man im 15. Jahrhundert einem Fürsten die Abfassung und den Vortrag einer solchen derb erotischen, volksliedhaften Dichtung zuschreiben konnte, ist uns fast ebenso wertvoll: die Strophe zeigt uns zum mindesten, in welchen Kreisen die Zeit selber die Verfasser auch solcher ganz volkstümlicher Schwankballaden suchte¹⁾.

Auf die Frage nach der Verbreitung der Lieder konnten wir von den Sammlungen keine weitere Antwort erwarten als die, daß die Lieder eben in jenen Kreisen gesungen worden sind, aus

¹⁾ Vgl. auch E. Schröder, Anz. f. d. Altert. 40, 149.

denen die Sammlungen stammen. Wie weit die gleichen Lieder etwa auch in die Kreise des unliterarischen, schreibunkundigen Volkes hinein bekannt waren und gesungen worden sind, darauf bleiben uns die handschriftlichen Sammlungen notwendigerweise die Antwort schuldig.

Sehen wir uns zum Schluß noch nach Fingerzeigen zur Beantwortung dieser Frage um. Was erfahren wir etwa von anderer Seite über die Verbreitung von Liedern im 15. Jahrhundert in der schrift- und literaturlosen Schicht des Volkes, bei den Bauern auf den Dörfern? Die Fingerzeige sind begreiflicherweise spärlich, aber sie fehlen doch nicht ganz.

Nicht viel ergibt für unsere Frage die im übrigen für die Geschichte der deutschen Lieddichtung im 14. Jahrhundert so ungeheuer wertvolle Limburger Chronik¹⁾. Wir verdanken dem für die verschiedensten Erscheinungen seiner Umwelt interessierten anekdotenfreudigen Chronisten zwar überraschend lebendige Mitteilungen über die Pflege des Minneliedes in den Kreisen des deutschen Adels um die Mitte des 14. Jahrhunderts, über das Interesse des Kaisers Ludwig des Bayern an der strengen höfischen Gesinnungstradition und über die Leichtigkeit, mit der in dieser Zeit des späten Minnesangs ein neues Lied im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Stegreif gedichtet werden konnte; wir verdanken ihm genaue Angaben über die Lieder der Geislerscharen vom Jahre 1349; wir verdanken ihm die bekannten Mitteilungen über die beliebtesten „Schlager“ der einzelnen Jahre, Lieder, die sonst nirgends in Sammlungen auftauchen, die also ebenso schnell, wie sie modern wurden, wieder verschwanden, und denken dabei an das, was wir über die Kurzlebigkeit der Gesellschaftslieder in Augsburg und Nürnberg vermuteten; wir lernen durch ihn einen Dichter solcher Schlager, den aussätzigen Barfüßermönch auf dem Main kennen und hören, wie seine Lieder von Stadtpfeifern und anderen Spielleuten in ihr Repertoire aufgenommen und Rheinauf und -ab verbreitet wurden, — alles zweifellos höchst interessante und wertvolle Dinge, aber über die Grenzen der Stadtkultur kommen wir mit allen diesen Notizen der Limburger Chronik doch nicht

¹⁾ ed. A. Wyss, Mon. Germ., Deutsche Chron. IV, 1 (1883). Vgl. auch A. Hübner, Die deutschen Geißlerlieder (1931), p. 171 Anm.

hinaus, wir bleiben im Kreis der städtischen Musikübung; wie weit sich die Teilnahme am Liedbesitz auch auf das Land, auf die Dörfer und die Bauern erstreckte, erfahren wir aus der Limburger Chronik nicht.

Auch die übrigen von Rudolf Hildebrand in seinen wertvollen „Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds“¹⁾ mitgeteilten Einzelzeugnisse über gelegentlich gesungene Lieder darf ich übergehen, weil sie uns nicht wesentlich fördern. Höchstens die Soldaten und Landsknechte treten als Träger und Verbreiter von Liedern aus diesen Zeugnissen zu den uns bekannten Ständegruppen neu hinzu.

Dagegen möchte ich zum Schluß noch auf eine Quelle hinweisen, aus der uns wenigstens einige, wenn auch nicht eben reichliche Kenntnis vom Liedersingen der Bauern im ausgehenden Mittelalter zufließt. Das ist Heinrich Wittenwilers groteskes Bauernepos „der Ring“ aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts²⁾. Im Zusammenhang der im Mittelpunkt des Ganzen stehenden grotesken Schilderung der Bauernhochzeit zwischen Bertschi Triefnas und Mätzli Rürenzump erzählt der Dichter auch einiges von bäuerlichen Liedern, die dabei erklingen. — Das erste ist wohl mehr ein allgemeines Glückwunschgeschrei als ein eigentliches Lied: sobald die Ehe der beiden im Ring der Verwandten geschlossen ist und der Bräutigam die ersten obligaten Prügel von den Dorfburschen bekommen hat, heißt es (5293 f.):

Bertschi waint, die andern sunge
 Und für die tür her aus drungen,
 Seu schreuwent vast und dannocht me:
 'Pertschi Mätzen hat zuor ee
 Genomen heut vil fruo, fruo, fruo —
 Da schlach gelük und haile zuo!

— wie gesagt wohl kaum ein eigentliches Hochzeitslied — das 'fruo fruo fruo' wohl nur ein witziges Mittel des Dichters, um das Durcheinander der Stimmen nachzubilden. — Während des Essens gibt es als einzige Unterhaltung höherer Art den Vortrag des tölpelhaft entstellten Eggenliedes (5929); doch wird das Lied nicht gesungen, sondern 'gesait', d. h. vorgetragen. — Nach dem Essen

¹⁾ ed. G. Berlit, Leipzig 1900.

²⁾ ed. E. Wiesner, Leipzig 1931.

kommen dann die Tanzlieder an die Reihe. Zunächst wird zur bloßen Musik getanzt; dann, da der Pfeifer nicht mehr blasen kann, stimmt Bertschi als erster ein Lied an (6263): „so schüllen wir eins singen, ze ring vmb alleu springen“ — also ein Kreistanzlied. Und der Text:

Da-as schaffet alz die minn, die minn,
 Daz wir leben ane sinn.
 Daz schaffet alz der wein, der wein,
 Daz wir müessen früleich sein.
 Daz schaffet alz daz gold, daz gold,
 Daz niemand ist dem andern holt.
 Daz schaffet alz daz phand, daz phand,
 Daz man porget so ze hand.
 Daz schaffet alz daz spil, daz spil,
 Daz ich nit mag behalten vil.
 Et cetera — daz ward so lang . . .

bis jeder nur noch ein Bein heben kann. — Also ein Schlemmerliedchen allerprimitivster Art nach Form und Inhalt, in seiner geistigen Haltung mit Minne, Wein, Gold, Pfand und Spiel am ehesten einigen der Studentenlieder der Zeit zu vergleichen, in seiner primitiven Zweizeiligkeit an die späteren Schnadahüpfli erinnernd. —

Nachher als letztes, ehe es in die allgemeine Prügelei übergeht, schreit einer der Bauern (6431 f.):

„Macht euch an den ring hie pei!
 Ich wil euch sunderleichen singen
 Eins, daz füeget wol ze springen.“

Also wieder ein im Kreis gesprungenes Lied, und der Text ist nicht geistvoller als das erste Mal:

„Es aß mein vatter Eberhart
 Und tranch mein öhein Rimpart,
 Es schlieff mein vetter Oll, her Oll, her Oll, her Oll,
 her Oll, her Oll, her Oll, her Oll, her Oll,
 Es schlie-ie-ief her Oll, Oll, Oll, Oll.“

Es sang mein sun, der Perchtold,
 Und sprang mein nef, her Hilpold,
 Es tantzt her Scholl-lo-lo-lo- lo- loll-lo-lo-lo-lo-loll-lo- lo-lo-
 lo-lo-lo-lo-loll,
 Es swantzt her Scho-o-o-o-o-o-oll.“

Wenn uns schon das vorige Lied als allerprimitivster Art erschien, so ist dies entschieden noch primitiver: die bloße Aufzählung von

Namen und Tätigkeiten — da mag der Dichter ein echtes Bauernlied karriert haben.

Dazwischen gibt es einmal ein Lied, das wenigstens formal etwas abwechslungsreicher ist. Diesmal ist es der Schreiber, der ruft (6329 f.):

„Stet auf! Wir müessen springen.
Ich chan ein hübschs: daz wil ich singen.“

Und nun beginnt ein Lied, das entschieden zu einem Tanzspiel gesungen wird. Es handelt sich um ein Gesellschaftsspiel, bei dem anscheinend der Vorsänger, also hier der Schreiber, eine der Frauen, vielleicht verschleiert, in den Kreis der Männer führt und dazu singt:

Wem schol ichs geben
Ze fröden seinem Leben?

und der Chor fragt:

Was ist das?
Sagt uns herre, was?

Darauf muß einer sich melden und raten; er rät richtig und singt:

Es ist fro Gredel Erenfluoch. Wem füegt sei bas?

und der Chor wiederholt:

Es ist fro Gredel Erenfluoch. Wem füegt sei bas?

dann antwortet wieder der, der geraten hat:

Anders niempt dann mir;
Sei ist meins hertzen gir.

Der Vorsänger teilt sie dem Rater zu:

Jächel Gumpost, seists ein gsell, so hab sie dir! —

der Chor wiederholt die Zeile, und der Rater nimmt die Frau in Empfang:

Nu müess mirs got gesegen!
Wie schon wil ich ir phlegen!

und dann kommt die nächste an die Reihe, bis es heißt:

Et cetera. So gie daz lied,
Bis daz ieder seinen hiet,
Die da warent an dem tantz —

bis jeder seinen Gesellen geraten und in Empfang genommen hat. Also ein Gesellschaftsspiel zur Austeilung der Frauen für den Tanz. Ob, wie Böhme und Singer annehmen¹⁾, irgend ein Zu-

¹⁾ F. M. Böhme, *Gesch. d. Tanzes in Deutschland* (1886), I, 153; S. Singer *im Schw. Archiv f. Volkskunde* 6 (1904) 195 f.

sammenhang zwischen diesem Spiel und dem volkstümlichen Brauch des Mailehens besteht, bei dem die Paare im Frühjahr öffentlich zusammengegeben werden, weiß ich nicht und möchte ich bezweifeln. Jedenfalls tritt der Schreiber, der das Spiel angibt, hier nicht, wie Böhme meint, in seiner Eigenschaft als Beamter auf, sodaß es gewissermaßen eine öffentliche und amtliche Verlobung und Zusammengehung wird, sondern der Schreiber ist der Spielangeber, weil er der einzige auf dem Dorfe ist, der mit den Spielformen der höheren Kreise einige Fühlung hat. Er sagt ja auch ausdrücklich: „ich chan ein hübschs: daz wil ich singen“; es ist also erstens etwas Neues, was die andern noch nicht kennen, und zweitens etwas „Hübsches“, das Wort gewiß noch in dem alten soziologischen Sinn genommen: etwas Höfisches, wie es die „Feinen“ singen bzw. spielen. Das scheint mir zur Beurteilung des Ganzen wichtig, besonders auch zur Beurteilung der leider nur ganz kurzen Andeutungen dessen, was noch folgt:

Da mit so was die fröde gantz.
 Do sprungen plüemlen durch den cle;
 'Von liebe schaiden daz tuot we',
 Sungen sei da in dem gras.

Die Klänge aus der höheren Sphäre sind nicht zu verkennen. Es ist zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber ich möchte meinen, daß diese Liebesklänge noch irgendwie mit dem vom hübschen Schreiber angegebenen Tanzspiel zusammenhängen, sei es daß auf diese Weise die Paare wieder auseinander müssen, sei es daß nur ein gemeinsames Liebeslied, im Ringe getanzt, das Ganze abschließt. Denn schließlich hat ein solches Spiel zur Herstellung der Paare doch nur einen rechten Zweck, wenn dann noch irgend etwas, ein Tanz oder ein Lied folgt. Man könnte also das Ganze dahin interpretieren: der Schreiber, der von der Schule oder vom Hofe kommt, bringt Spielformen und Lieder aus seiner höheren Sphäre ins Volk. Daß dem Dichter selber der Unterschied der beiden Sphären gerade in diesem Augenblick bewußt war, ergibt sich deutlich genug aus dem, was nun noch weiter folgt, dem Streit der Jungen und der Alten, ob nach „der alten ee“ oder nach „dem neuwen sitten“ getanzt werden soll; jede Partei sucht die andere in Geschenken an den Spielmann zu überbieten: ein Ei, zwei Eier, und der Bräutigam trägt den Sieg davon mit seinem üppigen Angebot von drei Eiern:

es soll 'hofiert', also nach der feinen neuen Form getanzt werden. Auch dies Hofieren wird dann allerdings im Kreis der Bauern sofort wieder zu einem wüsten Getobe:

Ochsendingen, kelberspringen! . . .

Do chnatens hin, do trattens her

Nicht anders sam die wilden per, usw. —

Damit sind die Angaben aus dem Ring zu Ende¹⁾. Es ist nicht viel, aber doch einiges. Fassen wir zusammen: wir dürfen Wittenwiler natürlich nicht einfach als objektiven Kulturschilderer ansehen, seine Schilderungen also nicht als reine Wirklichkeitsbilder werten, sondern er ist ein boshafter Karrikaturist. Und doch glaube ich, kann man ungefähr die Wirklichkeit hinter seiner verzerrenden Wiedergabe erkennen: als echte Bauernlieder ergeben sich dann ein sehr primitives Tanzlied in reiner Aufzähltechnik und ein ähnlich primitives Schlemmerlied; daneben steht die Tatsache, daß gelegentlich auch Klänge, Spielformen und Lieder aus der höheren Welt zu den Bauern gelangen, aber doch deutlich noch als etwas Neues: zum alten allen bekannten Besitz gehören diese Dinge auf dem Lande noch nicht.

4.

So unzureichend unser Material auch ist, so möchte ich doch die zu Beginn aufgeworfene Frage nach dem Begriff „Volkslied“ im ausgehenden Mittelalter nunmehr versuchsweise dahin beantworten: wenn wir die namenlosen Lieder des 15. Jahrhunderts Volkslieder nennen, so müssen wir uns bewußt sein, daß das nur heißen kann: Lieder, die in irgendeiner größeren Gemeinschaft in rein mündlicher musikalischer Überlieferung und ohne literarische Ansprüche leben, und daß es auf keinen Fall eine Abgrenzung nach oben bedeutet. Wenn es Volkslieder sind, so sind es zum mindesten Lieder des ganzen Volkes, Fürsten und Adlige, Städter und Studenten nicht nur mit einbegriffen, sondern so recht eigentlich in erster Linie Sänger und Schöpfer dieser Lieder. Da die Lieder allerdings zu einem Teil wenigstens in ihrer schlichten Allgemeinverständlichkeit und Anspruchslosigkeit der Aufnahme durch das Landvolk keine Schwierigkeiten machten, so mögen sie z. T. auch

¹⁾ Das Tagelied, das „der wachter an der zinnen“ singt (7100 f.) gehört nicht mehr in die bäuerliche Sphäre.

außerhalb der Herrnhöfe und der Städte, unter den Bauern gesungen worden sein; ihr recht eigentliches Leben jedoch scheinen sie im Bauernstand damals noch nicht gehabt zu haben; die Ausbreitung der Liedkultur ins Volk hat damals das Dorf anscheinend noch kaum erreicht.

Jedenfalls scheint mir H. I. Moser in seiner sonst so vortrefflichen „Geschichte der deutschen Musik“ eine gefährliche und geradezu irreführende Bezeichnung gewählt zu haben, wenn er dem Kapitel, in dem er etwa die musikalische Kunst des Locheimer Liederbuches und der anderen Liederbücher des 15. und 16. Jahrhunderts behandelt, die Überschrift gibt „Die Musik der deutschen Dörfer“ und zur Rechtfertigung den Satz aufstellt: „Dem Liederweg von der Burg zur Stadt, von der Stadt zum Dorf läuft auch ein ebenso stark begangener Pfad vom Dorf zur Burg und zur Stadt entgegen“¹⁾. — Ihm hat da anscheinend das Bedürfnis nach möglichst klarer Symmetrie einen Streich gespielt: erst „Tonkunst auf Schlössern und Burgen“ (Minnesang), nachher „Tonkunst der mittelalterlichen Stadt“ (Meistergesang) und dazwischen „Die Musik der deutschen Dörfer“. In unsern Texten zum mindesten begegnen wir diesem ‘umgekehrten Liederweg’ nirgends, und ich glaube, es ist nicht nur vorsichtiger, sondern sachlich richtiger, wenn wir diese Gruppe nur als ‘Lieder der Namenlosen’ zusammenfassen, womit allerdings über ihre sonstigen Qualitäten nichts ausgesagt ist.

Doch muß ich durchaus zugeben: es bleiben noch wesentliche Fragen unbeantwortet. Einmal scheint musikgeschichtlich der Übergang von den Melodien in den alten Kirchentönen zu den uns heute geläufigen Dur- und Molltonarten, der sich in den Liedern des 14. u. 15. Jahrhunderts vollzieht, noch kaum wirklich erklärt. Da hat man eben als eine zwar unbeweisbare aber brauchbare Hilfskonstruktion eine alte volkstümliche Musikübung zu Hilfe gerufen, eine Hilfskonstruktion, die übrigens z. B. unserer Breslauer Musikhistoriker ablehnt. — Und ganz ebenso bleibt für den Literaturhistoriker das Auftauchen der volkstümlich schlichten lyrischen Formen und Inhalte neben den aus der höfischen Tradition stammenden kunstvollen und gespreizteren Formen doch im Grunde

¹⁾ Ähnlich Herb. Rosenberg, Untersuchungen über die deutsche Liedweise im 15. Jh., Berliner Diss. 1931, S. 29 f. u. 97.

noch unerklärt. Auch hier hat man eine alte unliterarische volkstümliche Liedtradition zu Hilfe gerufen, die nun im 14. u. 15. Jahrhundert zum ersten Male zutage treten und zugleich auch auf die höhere Lyrik der Zeit eingewirkt haben soll. Ich muß sagen, ich glaube nicht an eine solche Auffrischung von unten, wenigstens nicht in diesem Sinne. Das würde eine ganz andere Einstellung zu Dichtung und Kunst überhaupt erfordern, als sie das ausgehende Mittelalter besaß; das erfordert Rousseaus Natursehnsucht und Herders Sehnsucht nach dem natürlichen sinnhaften Reichtum der Volksseele, und von alledem sind wir in unserer Zeit noch unendlich weit entfernt. — Ich kann nur andeuten, in welchen Richtungen die Erklärung des Phänomens m. E. vielleicht gesucht werden könnte.

1) Wir beobachten doch nicht nur in der Lyrik, sondern mindestens ebenso stark auch in den Großdichtungen, in den Versnovellen und in der didaktischen Poesie der Zeit ein deutliches Nachlassen des Formwillens, eine Formlosigkeit, die in den erzählenden Gedichten für uns ein Prosaischwerden bedeutet: man sagt die Dinge nicht mehr geistvoll und künstlerisch geformt, sondern gewissermaßen nackt, unmittelbar, grob heraus; und hier hat m. W. noch niemand bisher den Einfluß einer unterliterarischen „Volksdichtung“ zur Erklärung zu Hilfe gerufen. — Derselbe Vorgang aber, den wir hier als ein Formlos- und Prosaischwerden empfinden, führt auf dem Gebiete der Lyrik, d. h. in der Sprache des liebenden und ausgelassen schwärmenden Herzens, schließlich doch wohl fast notwendig zum ungezierten Gefühlswort, zur schlichten, herzlichen Seelensprache, eben zu der Volkstümlichkeit und Unmittelbarkeit, die uns in einigen Liedern der Zeit über ein halbes Jahrtausend hinweg noch heute so unmittelbar zu Herzen spricht. Wir stehen da vor dem gleichen Wandel der geistigen Haltung einer ganzen Zeit; der mit dem Schlagwort von der Ablösung der „höfischen“ durch die „bürgerliche“ Dichtung zwar nicht erklärt, aber von einer anderen Seite her gesehen und bezeichnet ist.

2) Für den literarhistorisch-formgeschichtlich eingestellten Forscher liegt außerdem auch noch der Gedanke nahe, daß eine Einwirkung von außen her vorliegen könnte, aber nicht von einem erst zu postulierenden deutschen Volkslied, sondern von der tat-

sächlich vorhandenen lateinischen „Vagantenpoesie“, derselben Poesie, die schon einem Walther von der Vogelweide zu seinem Durchbrechen der höfischen Formschränken und zu den köstlichsten Perlen seiner Lyrik wenigstens mit einem Anstoß gab:

Unter der linden
an der heide,
da unser zweier bette was. —

Auch das hat man früher als unter der Einwirkung deutscher Volksliedtradition stehend erklären wollen, doch denkt heute wohl niemand mehr daran. — So könnte auch die volkstümliche Lyrik des 15. Jahrhunderts unter dem Einfluß der vielfach so entzückend schlichten lateinischen Lyrik stehen — was noch einmal an die Studenten als die vornehmlichsten Träger der schlichteren Liedformen denken läßt.

Dietrich von Bern als Führer der wilden Jagd.

Von Alexander Haggerty Krappe.

Vor drei Jahren hat Friedrich Sieber in dieser Zeitschrift sich mit dem Nachleben des Dietrich-Sagenkreises auf dem Gebiete der Ortssagenforschung beschäftigt¹⁾. Es handelt sich um die Rolle des Berners als Führers der wilden Jagd, der wir auf einem immerhin recht begrenzten Gebiete in der Lausitz begegnen. Dabei kommt er zu dem durchaus annehmbaren Ergebnis, daß die betreffende Vorstellung von den deutschen Ansiedlern den Wenden übermittelt worden ist, während die Ortssage selbst sich ursprünglich aus der bekannten Geschichte vom Ende Theoderichs des Großen entwickelt hat. Wenn Sieber aber weiter wahrscheinlich zu machen sucht, jene Geschichte beruhe im wesentlichen auf altgermanischen Vorstellungen vom Totenrosse, vom Unterweltpferde, so muß dem widersprochen werden.

Die Arbeit leidet, trotz ihrer Gründlichkeit auf dem Gebiete der Ortssage oder vielleicht gerade wegen dieser Gründlichkeit, an einem gewissen Mangel an Perspektive. So finden wir auf S. 110 den

¹⁾ Mitt. Bd. XXXI-XXXII, 85—124.

sonderbaren Irrtum, der Verfasser, der die Verdammung Theoderichs zuerst erwähnt, sei Gregor von Tours, der bekannte Geschichtsschreiber der ersten Merowinger (538—94). In Wahrheit handelt es sich um die „Dialoge“ Gregors des Großen, der von 590—604 auf dem päpstlichen Stuhle saß. Die „Dialoge“ wurden allgemein diesem Papste zugeschrieben und erfreuten sich im Mittelalter großer Beliebtheit: sie wurden z. B. aus dem Lateinischen ins Altfranzösische und Angelsächsische übersetzt.

Sodann ist dem Verfasser des Aufsatzes meine in der französischen Fachzeitschrift „Le Moyen Age“ erschienene Monographie über die Sage von Theoderichs Ende unbekannt geblieben¹⁾. Meine Ergebnisse weichen von den bisher geltenden Ansichten beträchtlich ab, und da die Arbeit — Gallicum est, non legitur! — in Deutschland unbeachtet geblieben zu sein scheint, so sei es mir gestattet, auf die betreffende Sage und auch auf die Frage, wie Dietrich zum Führer der wilden Jagd geworden ist, näher einzugehen.

Dem Verfasser ist darin beizustimmen, daß die Vorstellung vom Toten- oder Unterweltspferde dem germanischen Heidentum ganz geläufig war. Sie war es nicht nur den Germanen, sondern auch den alten Griechen, wie man in L. Maltens schönem Aufsatz nachlesen kann²⁾, und auch den Kelten³⁾. Dieser alte, wohl gemeinindogermanische Glaube erklärt die Häufigkeit von Ortssagen über ganz Europa, in denen ein Lebender von einem unheimlichen Pferde entführt wird. Mit christlicher Färbung wird dieses Pferd dann leicht zu einem Teufelsrosse. Daß dieser Ortssagentypus in Oberitalien während des 6. und 7. Jahrhunderts, d. h. besonders nach der langobardischen Besetzung, bekannt war, ist an sich nicht unwahrscheinlich. Es handelt sich aber darum, zu ergründen, wie man dazu kam, ihn auf die Person des großen Theoderich zu übertragen.

Zunächst ist festzustellen, daß die Sage von Theoderichs Ausgang uns von vornherein als echte Teufelssage entgegentritt: der Gotenkönig wird von einem teuflischen Rosse in die Hölle entführt.

¹⁾ La légende de la fin du roi Théodoric, *Le Moyen Age* XXXVIII, 190—207.

²⁾ Das Pferd im Totenglauben, *Jahrb. d. deutschen arch. Inst.* XXIX, 179—255. Vgl. auch Walther Steller, *Zum Wodanglauben.* Mitt. Bd. XXVI, 89—116.

³⁾ Vgl. meinen in Kürze in der *Revue Celtique* erscheinenden Aufsatz „La Poursuite du Gilla Dacker et les Dioscures celtiques.“

Von einer germanischen Vorstufe dieser „kirchlichen“ Fassung fehlt jede Spur. Daß eine solche Vorstufe je bestanden habe, ist nicht nur unerweisbar, sondern auch höchst zweifelhaft. Jedenfalls haben die Verfechter dieser Theorie, auf denen doch das onus probandi liegt, bisher diesen Beweis nicht erbracht. Gegen die Richtigkeit der Theorie sprechen andererseits gewichtige Gründe.

Die Erzählungen vom Totenpferde sind in Nord- und Mitteleuropa wie auch im alten Griechenland reine Ortssagen. Nun waren aber die Ostgoten zur Zeit von Theoderichs Tode schon seit fünf Generationen ein entwurzelttes Volk, das unter einer ihm an Zahl und Kultur weit überlegenen stammfremden Bevölkerung lebte, und dessen Sprache eigentlich nur durch die arianische Kirche erhalten blieb. Wie soll man da annehmen, sie hätten die Sage vom Totenpferde bewahrt, um sie nach 526 auf Theoderich zu übertragen, von dem sie noch dazu wußten, daß er als Greis in seinem Bette verschieden war? Und was hätte die arianische Priesterschaft von einer solchen Geschichte gedacht? Von einer Beteiligung der Goten an dieser Sagenbildung ist m. E. ganz abzusehen. Um es zu wiederholen: Zur Erfindung des Dämonenrosses bedurfte man in Italien nicht der Goten, und letztere hätten eine solche Sage sicherlich nicht auf ihren großen König übertragen.

Es ist demnach entschieden davon auszugehen, daß die Sage von Anfang an eine Erfindung der dem Könige und den Goten feindlich gesinnten Kreise war, d. h. daß sie von der römischen Priesterschaft dem verstorbenen Herrscher zugeschrieben und von ihr in Umlauf gesetzt wurde. Ihre nicht unbeträchtliche Volkstümlichkeit weit über die Grenzen Italiens hinaus, verdankt sie dem Umstande, daß sie auf Vorstellungen beruht, die in Nord- und Mitteleuropa ganz geläufig waren, nämlich den Vorstellungen vom Totenroß, das einen Lebenden in die Unterwelt oder in die Hölle entführt.

Andererseits ist Sieber im Recht, wenn er S. 111 darauf hinweist, daß der Gedanke der kirchlichen Legende als Gattung fremd ist. Wo fand aber die Kirche den Stoff für diese Erzählung? Natürlich ist es ganz unzulässig, dafür die germanische Bevölkerung, Goten oder Langobarden, heranzuziehen. Sie war, wie wir oben sahen, schon seit mehr als einem Jahrhundert entwurzelt und daher aller örtlich gebundenen Stoffe bar. Zudem waren jene Stämme

Ketzer und Barbaren, auf die man mit Verachtung herabsah. Die frühmittelalterliche Kirche bediente sich fremder Sagenstoffe in Menge, zum Aufbau von Heiligenlegenden und erbaulichen Geschichten überhaupt; doch bezog sie sie nicht von den Barbaren, sondern aus dem Orient, Byzanz und Syrien; denn noch war der Islam nicht erschienen, und die große Kirchenspaltung zwischen Ost und West hatte noch nicht stattgefunden. Daß die Geschichte vom Ende Theoderichs gleichfalls aus dem Morgenlande stammt, läßt sich sehr wohl beweisen.

Es ist zunächst festzustellen, daß sie über die Einzelheiten der Ortssage vom Dämonenpferde weit hinausgeht. Der König erblickt, als er im Bade sitzt, einen stattlichen Hirsch. Er will ihm nachjagen; da stellt sich zur rechten Zeit das Teufelsroß ein. Er besteigt es ohne Besinnen und wird von ihm in die Unterwelt entführt.

Nun ist es ja, wie der Verfasser meint, ohne Zweifel richtig, daß der Hirsch (oder die Hindin), der zur Verfolgung reizt und dadurch zum Führer wird, altes Völkergut ist (S. 113). Die zitierten Beispiele sind aber nicht besonders glücklich gewählt. Es wäre dabei vorerst an die englische Sage von Thomas Erceldoune zu denken, in der ein Hirsch den Helden zurück ins Feenland führt¹⁾, oder an die französische Sage von Partonopeus von Blois mit der bekannten Episode von der verfolgten Hindin, wovon wir eine außerordentlich große Zahl von Parallelerzählungen kennen²⁾. Diese erstrecken sich bis nach Indien, wo das verfolgte Tier bezeichnenderweise eine Antilope ist³⁾. Der Hirsch oder die Hindin dient eben dazu, den Helden mit den Bewohnern des Jenseits (Feen, Hexen, Zauberern) in Berührung zu bringen. Bei der Jagdlust der alten indogermanischen Kriegerkaste stellte sich das von selbst ein. Es handelt sich demnach um einen folkloristischen Gemeinplatz.

Das gleiche läßt sich von den übrigen Zügen der Sage nicht behaupten. Man kann sie etwa so zusammenfassen: Ein abscheulicher

¹⁾ Le Moyen Age, XXXVIII, 195 f.

²⁾ Vgl. C. Pschmidt, Die Sage von der verfolgten Hindin, Diss. Greifswald, 1911; Bolte-Polívka, Anmerkungen zu Grimms Märchen II, 345 ff.

³⁾ W. Crooke, The Popular Religion and Folk-Lore of Northern India, London, 1896, II, 238: „The antelope constantly appears in the folk-tales as a sort of Deus ex machinâ, which leads the hero astray in the chase and brings him to the home of the ogress or the ensorcelled maiden.“

Tyrann sitzt im Bade, da erscheint ein dämonisches Roß. Von seinem bösen Geschick getrieben, besteigt der Herrscher es (um einen Hirsch zu verfolgen); doch das Pferd verschwindet mit ihm auf Nimmerwiedersehen. Nun ist es sicherlich kein bloßer Zufall, daß eine ganz ähnliche Sage sich an den Tod des persischen Königs Jezdegerd I. (399 – 420) knüpft.

Jezdegerd I. hatte durch seine (wahrscheinlich gute und gerechte)¹⁾ Regierung den Unwillen des Adels und der mazdaistischen Geistlichkeit in hohem Grade erregt. Um Genesung von einer Krankheit zu finden, begibt er sich auf den Rat seines Ministers zum Schahd See. Er steigt ins Wasser und benetzt sein Haupt. Sogleich fühlt er eine günstige Veränderung in seinem Befinden und ruft, von der Hybris getrieben, in überheblichem Tone aus: „Das war also alles, was nötig war; warum sollte ich länger hier bleiben?“ Da steigt plötzlich ein weißes Pferd aus den Fluten des Sees, prächtig anzuschauen. Der König befiehlt, es zu satteln. Weil es den Knechten Widerstand leistet, tritt der Herrscher selbst heran. Da wiehert das Roß und streckt ihm mit einem mächtigen Schläge tot nieder. Dann stürzt es sich wieder in die Fluten, aus denen es gekommen ist.

In der Inhaltsangabe der persischen Sage bin ich dem Königsbuche Firdusis gefolgt²⁾. Für die Varianten verweise ich, der Raumersparnis halber, auf meinen französischen Aufsatz. Es genüge hier zu bemerken, daß Firdusis Text und seine Parallelerzählungen im wesentlichen alle auf die arabische Kompilation des Ibn Moqaffa zurückgehen, der zur Zeit der Eroberung Persiens durch die Muselmänner seine Chronik nach mittelpersischen Quellenwerken verfaßte. Die Sage selbst ist mit Sicherheit auf das 5. nachchristliche Jahrhundert zurückzuführen und ohne Zweifel kurz nach Jezdegerds I. Tode entstanden. Sie ist also älter als die italienische Sage vom Ausgang Theoderichs.

Nun weicht diese persische Sage nur in zwei Motiven von der italienischen ab: das Pferd erschlägt den im Bade weilenden König, anstatt ihn zu entführen; auch weiß sie nichts von dem plötzlich erscheinenden Hirsch. Die erstere Abweichung stellt nur eine ge-

¹⁾ Vgl. Th. Nöldeke, Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden, Leyden, 1879, p. 77.

²⁾ Le Livre des Rois par Abou'lkasim Firdousi, traduit et commenté par Jules Mohl, t. V (Paris, 1878), p. 416--18.

ringförmige Variante im Rahmen des Themas vom Dämonenpferde dar: das unheimliche Roß entführt bald den Menschen, wie z. B. das Roß Erion den Adrastos in die Unterwelt (beim Pferdehügel zu Kolonos) oder aber es springt den Menschen an und bringt ihm dadurch Tod und Verderben¹⁾.

Das Auftreten des Hirsches ist wohl durch Verschmelzung der morgenländischen Sage von Jezdegerd mit einer andern zu erklären, die, gleichfalls dem Morgenlande entstammend, sich schnell über den Okzident verbreitete; ich meine die Geschichte vom König im Bade. So ist in einer Erzählung der *Gesta Romanorum*²⁾ der Kaiser Jovinian auf der Jagd in einen See gesprungen, um sich durch ein Bad zu erfrischen, als der Hirsch erscheint. Der König eilt ihm nach; der Hirsch verschwindet; der Engel des Herrn nimmt die Gestalt des Herrschers an, bemächtigt sich seiner Kleider und besteigt seinen Thron. Wie man sieht, handelt es sich in beiden Fällen um die Bestrafung eines übermütigen Königs, der sich einer Hybris schuldig gemacht hat. In beiden Fällen sitzt er im Bade, als ihn die Strafe ereilt. Die Verschmelzung der beiden war also eine leichte Sache. Ich nehme an, daß die Geschichte in dieser kontaminierten Gestalt über Byzanz nach dem Westen gewandert und dann in Italien von Jezdegerd auf Theoderich übertragen worden ist.

An Gelegenheiten zu einer solchen Wanderung und an Trägern fehlte es wahrlich nicht. Die Soldaten, die unter Belisar und Narses die Goten bekämpften, waren dieselben, die im Osten den Persern des Kosros entgegengetreten waren. Im byzantinischen Heere befanden sich Regimenter von schwergerüsteten Panzerreitern persischer Herkunft und zumeist von persischen Prinzen von Geblüt befehligt. Die persischen Märtyrerakten wurden schon früh ins Griechische übersetzt und drangen schließlich ins Abendland. Jezdegerd scheint zudem auch den christlichen Klerus seines Reiches gegen sich gehabt zu haben³⁾. Vor allem aber ist zu beachten, daß die Schranken zwischen Orient und Okzident, eine Folge des Islams, noch nicht

¹⁾ Malten, a. a. O., p. 200 f. Vgl. Aisch. Agam. 1660: *δαίμονος χηλῆ βαρεῖα δυστυχῶς πεπληγμένοι*.

²⁾ Ed. H. Oesterley, Berlin, 1872, No. 59, p. 360.

³⁾ Ueber diese Dinge orientieren: A. Wirth, *Danae in christlichen Legenden*, Wien, 1892; J. Labourt, *Le Christianisme dans l'empire perse*, Paris, 1904.

bestanden: noch war das Latein im Osten und das Griechische im Westen nicht verstummt; der *Orbis Romanus* war noch nicht versunken.

Die Übertragung der persischen Sage auf Theoderich ist m. E. ein Werk kühler Berechnung. Sie ist unter der Hand der römischen Priester bewußt und mit gutem Bedacht erfolgt, um das Andenken des großen Amalers in der nun folgenden byzantinischen Mißwirtschaft auszutilgen. Von Volkstümlichkeit kann dabei zunächst keine Rede sein. Diese fand sich erst ein, als man im späteren Mittelalter Gefallen an dergleichen Geschichten fand und sie in die *Exemplarsammlungen* und die *Gesta Romanorum*¹⁾ aufnahm.

Man versteht recht wohl, wie im späten Mittelalter, d. h. frühestens im 13. Jahrhundert, Dietrich von Bern zum Führer der wilden Jagd wurde. Diese Erscheinung steht indes nicht so vereinzelt da, wie Sieber anzunehmen scheint. So berichteten die walisischen Sagen und manche Artusromane vom König Arthur, wie er einem Eber nachjagt, dem bekannten *Twrch Trwth*. Diese Vorstellung ist in die französische und nordspanische Folklore gedrungen — war doch die Guienne bis zu Ende des hundertjährigen Krieges Nebenland der englischen Krone —, und so erscheint in diesen Gegenden Arthur als der Führer der wilden Jagd²⁾. Weiter ist zu bemerken, daß, wenn die Dialoge des Papstes Gregor dem Theoderich den Berg Ätna zum Verdammungsort anweisen, die Normannen ihrerseits nach der Eroberung Siziliens denselben Berg dem König Arthur zum Wohnort geben³⁾. Sollte das auf reinem Zufall beruhen?

Dies halte ich für durchaus unwahrscheinlich. Im Gegenteil läßt sich der Nachweis führen, daß die mhd. Lieder und Sagenstoffe über Dietrich von Bern nur zum Teil germanischer und deutscher

¹⁾ Ed. Oesterley, Berlin, 1872, p. 594 ff.

²⁾ Vgl. L. A. Paton, *Studies in the Fairy Mythology of Arthurian Romance*, Boston, 1903 (Radcliffe College Monographs, No. 13), p. 32; K. E. Chambers, *Arthur of Britain*, London, 1927, p. 185, 227; W. Scheffler, *Die französische Volksdichtung und Sage*, Leipzig, 1884—85, II, 230; A. Van Gennep, *Religions moeurs et légendes*, Paris, 1908—14, IV, 202; R. Heinzel, *Kleine Schriften*, Heidelberg, 1907, p. 63, 255.

³⁾ A. Graf, *Miti, leggende e superstizioni del medio evo*, Torino, 1892—93, II, 303 ff.

Herkunft sind. Wie seinerzeit schon Sir John Rhys gesehen hat¹⁾, zeigen Dietrichs Riesen- und Drachenkämpfe einen keltischen Einschlag: auch König Arthur kämpft ja mit einem Riesen und einem Katzenungetüm. Die Sage von der Flucht Wittichs in die Adria, wo er von seiner Ahnfrau empfangen wird, ist rein keltisch: das gleiche Abenteuer wird von einem walisischen Fürsten des 5. Jahrhunderts berichtet²⁾. Die bekannte tragische Geschichte vom Tode der Etzelsöhne schließlich ist italienischer Herkunft und beruht auf einer Übertragung der Sage vom Tode des Amicus und Amelius, der Zwillingsheligen von Mortara, unter den Händen des wilden Ogier, an dessen Stelle nun Wittich getreten ist³⁾.

Auf diesem Gebiete der mittelalterlichen vergleichenden Literaturgeschichte sind, der lehrreichen Vorarbeiten Richard Heinzels ungeachtet, noch wichtige Funde zu machen. Der geistige Austausch zwischen der romanischen und der germanischen Welt war im 12. und 13. Jahrhundert ungemein rege, zumal auf italienischem Boden. Daß dabei die Romanen zumeist die gebenden waren, versteht sich aus dem kulturellen Vorsprung heraus, den das damalige Westeuropa als Erbe des Orbis Romanus hatte. Für die Lyrik und das höfische Epos ist dies auch allgemein anerkannt. Daß die sogenannten nationalen Sagenstoffe keine Ausnahme bilden, wenn auch zugegeben sei, daß hier die fremde Einwirkung weniger in der Haupthandlung als in den Episoden und der literarischen Technik zum Ausdruck kommt, sollte endlich auch in weiteren Germanistenkreisen anerkannt werden.

¹⁾ Lectures on the Origin and Growth of Religion as illustrated by Celtic Heathendom, London, 1888, p. 30f.

²⁾ Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLIX, 165 ff.

³⁾ Vgl. meinen Aufsatz über den Tod der Etzelsöhne, in der Zeitschrift für deutsches Altertum, LXIX, 137—143.

Genovefa.

Ein Volksschauspiel aus dem früheren Österreich-Schlesien.

Mitgeteilt von Max Hippe.

In den handschriftlichen Sammlungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde befinden sich einige Hefte, die bisher kaum Beachtung gefunden haben, die es aber verdienen, ans Licht gezogen zu werden. Sie stammen aus dem Nachlaß Anton Peters, des fleißigen Sammlers, der durch seine wertvollen Arbeiten zur Landes- und Volkskunde des früheren Herzogtums Österreich-Schlesien sich große Verdienste erworben hat.

Zweifellos bildeten diese Hefte Teile der Sammlungen, die Peter bei seinen planmäßigen Nachforschungen nach Resten volkstümlicher Überlieferungen in Österreich-Schlesien zusammengebracht hatte. Die Hefte enthalten die Texte dreier Volksschauspiele — Genovefa, Griseldis, Erschaffung der Welt und Menschwerdung Christi —, die in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts in Österreich-Schlesien niedergeschrieben und aufgeführt worden sind.

Den Anfang einer Veröffentlichung dieser Volksschauspiele soll im folgenden das Spiel von der Pfalzgräfin Genovefa bilden.

Die Handschrift besteht aus einem Folioheft (21×34 cm) von 33 Blättern starken, vergilbten Büttenpapiers, die ohne Umschlag oder Titelblatt in primitiver Weise geheftet sind. Die ersten 13 Bogen (Blatt 1—26) sind von alter Hand links oben fortlaufend mit 1—13 beziffert. Von Blatt 27 ab fehlt die Zählung.

Blatt 1r—31v enthält den Text des Schauspiels. Eine Aufschrift, die den Namen des Stückes angibt, ist nicht vorhanden. Der Text beginnt vielmehr mit der Bühnenanweisung für den 1. Aufzug: Gräfflicher Saal. Siegfried. Jenuvefa. Gollo. Licias usw.

Auf Blatt 32r steht der Vulgata-Text der ersten 6 Verse des 50. Psalms: Psalmus 50. Miserere mei deus secundum misere (!) cordiam tuam . . .

Blatt 33r enthält das Verzeichnis der Personen des Dramas mit den Namen der Darsteller und einige für die Datierung der Niederschrift und der Aufführung wichtige Bemerkungen.

Die Niederschrift des Schauspiels (Blatt 1r—31v) hat durchaus volkstümliches Gepräge. Der Text ist geschrieben von einer kräftigen, flüchtigen, bisweilen undeutlich werdenden Hand (A), die besonders in den lateinisch geschriebenen Worten (Aufzugüberschriften und einzelnen Bühnenanweisungen) den Eindruck der Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit macht.

Neben der Hand A erscheint eine zweite Hand B, die, roher und ungeübter als A, an einigen Stellen mitten im Text einsetzt, aber nach kurzer Zeit wieder verschwindet. Der Hand B, durch die die Hand A also streckenweise abgelöst worden ist, gehören etwa folgende Stücke an: 1. Im 5. Aufzug Bl. 17v: Nickel: Es war wul no geschahn . . . bis 18r: bedauern Genuvefa. (Etwa 14 Zeilen.) — 2. Am Anfang des 8. Aufzugs Bl. 24r: VIII. Aufzug. Wald wird vorgestellt . . . bis: Heil erworben. (Etwa 12 Zeilen.) — 3. Im 8. Aufzug Bl. 25v: Kasperl vor der Cordine . . . bis 26r: Ja do do ja. (Etwa 32 Zeilen.) —

Diese Hand B ist augenscheinlich dieselbe, die auf Bl. 32r den lateinischen Psalmtext und auf Bl. 33r neben einigen anderen Notizen das Verzeichnis der Personen des Dramas mit den Namen der Darsteller niedergeschrieben hat.

Eine dritte Hand (C), die sich schwärzerer Tinte bedient, hat an einigen Stellen die fertige Niederschrift des Ganzen korrigiert. Sie hat flüchtig geschriebene, schwer lesbare Worte durch deutlichere Schreibung verbessert, hier und da ein ausgelassenes Wort hinzugefügt und gelegentlich Bühnenanweisungen ergänzt. Am Schlusse des Dramentextes ist von dieser Hand die Bemerkung hinzugefügt: „Pravo meine beste Gesellschaft“, so daß man vermuten darf, diese Hand sei die des damaligen Hauptes der Schauspielertruppe.

Wie die Schreiber und Darsteller dieser Volksschauspiele immer einfache Leute, Handwerker, Bauern und dergl. waren, so ist auch der Schreiber unseres Stückes (Hand A) offenbar ein Mann des Volkes, jedenfalls ohne höhere Bildung. Seine Rechtschreibung ist unsicher und verworren. Nicht einmal die Orthographie der im Drama vorkommenden Eigennamen ist feststehend. Der Name Genuvefa erscheint als Genuvefa, Genuvea, Jenuvefa, Jenuvea, Jenuväfa, der Name Licias wechselt mit Liecias, der Name Leondes mit Leondus.

Die Sprache des Volksschauspiels ist, abgesehen von einigen komischen Szenen, hochdeutsch; aber die österreichische Mundart des Schreibers tritt verschiedentlich hervor, z. B. in der Wiedergabe der hochdeutschen Vokale; diese werden teils entrundet, wie im Schlesischen, z. B.: Kerper (statt Körper, Bl. 19r), blied (statt blüht, 28v), teils entgegen der hochdeutschen Aussprache gerundet: hörtteres (statt härteres, Bl. 13r), schörfer (statt schärfer, 9v), blößt (statt bläst, 28r), gewürttheilt (statt gevierteilt, 30v), Wüllen (statt Willen, 2r). — Die österreichische Aussprache der hochdeutschen eu-Laute als ei macht den Schreiber in der Orthographie

der hochdeutschen ei-Laute unsicher und läßt ihn öfter hochdeutsche ei-Laute mißverständlich durch eu wiedergeben: eulet (statt eilet, Bl. 3 v), Eudes (statt Eides, 8 r), anzuzeugen (statt anzuzeigen, 8 r), Anzeuge (statt Anzeige, 8 r), abgeneugt (statt abgeneigt, 8 v), leuchte (statt leichte, 20 v), schreue (statt schreie, 21 r), bescheund (statt bescheint, 21 r), Gebäunde (statt Gebeine, 22 v), verleutet (statt verleitet, 23 r), freulich (statt freilich, 25 r), antreubt (statt antreibt, 27 v). — Auffallend ist eine gewisse Vorliebe für unorganisches -t im Auslaut der Wörter: Glückt (statt Glück, 14 r), Weibt (statt Weib, 15 r, 20 r, 28 r), unglücklichseelig (16 v, 21 r), ein Geschöpft Gottes (statt Geschöpf, 27 r), Augenblickt (statt Augenblick, 15 r). Umgekehrt wird organisches -t im Auslaut öfter unterdrückt: bestürtz (statt bestürzt, 22 r), Vater unser, der du bis in den Himmel (statt bist, 25 r), er . . . läß (statt läßt, 25 r), versetz (statt versetzt, 30 v). — Arge Verwirrung herrscht in der Verwendung der Kasus. Dativ und Akkusativ werden vielfach vertauscht: ich soll ihm aufsuchen (Bl. 13 v), aus diesen hartten Kerker (16 r), mit den Schreibzeuge (17 r), Küß ihn die Hand (28 r). — In den komischen Szenen, die in allen Aufzügen des Stückes mit Ausnahme des 1. und 9. Aufzuges eingelegt sind, sprechen Hanswurst, Kasperl und Pimperl österreichisch; die beiden Bauern Nickel und Paltzer, die im 5. und 8. Aufzug in kurzen Rollen auftreten, sprechen schlesisch.

Die Niederschrift des Spieltextes wurde am 28. November 1828 vollendet, wie aus der Bemerkung von Hand A auf Blatt 31 v hervorgeht; dazu stimmt der Vermerk der Hand B auf Bl. 33 r. Nach einer Notiz von derselben Hand B (gleichfalls auf Blatt 33 r) ist das Spiel am 4. Januar 1829 aufgeführt worden.

Über den Ort der Aufführung erfahren wir leider nichts. Auch der Hinweis, daß der die Rolle des Wagao spielende Lorenz Gesirech aus Herrmannstadt (wohl dem Orte südlich von Zuckmantel und südöstlich von Freiwaldau) stamme, läßt höchstens vermuten, daß die Aufführungen des Stückes etwa in jener Gegend des alten Herzogtums stattgefunden haben. Sicherheit über den Ort oder die Orte der Aufführungen des Spiels sind nur von archivalischen Nachforschungen in den wichtigeren Städten Österreich-Schlesiens zu erwarten. Gewisse Anhaltspunkte könnten dabei auch die Namen der Darsteller ergeben, die von der Hand B auf Blatt 33 r zusammen mit anderen Notizen in folgender Form verzeichnet sind.

1828 geschrieben worden.

Gespielt 1829 den 4^{ten} Jänner.

Siegfried	Patritzius Kutzer Ledig
Genevafa	Johanna Bleicher
Schmerzenreich	Wilhelm Bleicher
Golo	Cirillus Kutzer
Licias	Ignatz Patzelt
Leander	Franz Patzelt
Meander	Johan Nitsche
Leondus	Franz Ergler
Dragonus Geist	Ergler auch
Palzer, Bauer	Johan Nitsch
Nickel, „	Ignatz Patzelt
Kasperl	Benedictus Bleicher
Pimperl	Daniel Seidel
Wagao	Lorenz Gesirech von Hermanstadt

1828 am Johannnis Tag haben wir Kögel
geschoben, als die Bergfahnel Eingeweit
wurden. 1829 den 6^{ten} Jänner.

Das Personenverzeichnis ist in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Es zeigt, daß einige Namen, bzw. Familien (die Kutzer, Bleicher und Patzelt) durch 2, ja sogar durch 3 Personen in der Spielertruppe vertreten sind, und daß 3 Darsteller (Ign. Patzelt, Joh. Nitsch(e) und Franz Ergler) je zwei Rollen in dem Schauspiel übernehmen mußten. Übrigens sind nicht alle Rollen des Stückes in diesem Verzeichnis enthalten. Es fehlen der Hanswurst (2. Aufzug), die Zauberin (4. Aufzug), der Engel und das Kruzifix (8. Aufzug), die freilich alle nur wenige Worte zu sprechen haben und deshalb wohl von den Trägern anderer Rollen mitübernommen wurden.

Den Inhalt unseres Volksstückes bildet die Legende von der Pfalzgräfin Genevafa, deren ältesten datierten Text, eine lateinische Bearbeitung des Bopparder Karmeliterpriors Matthias Emyich aus dem Jahre 1472, Kentenich aus einer Trierer Handschrift vor einigen Jahren veröffentlicht hat¹⁾. Die Geschichte der Legende, ihre Entstehung und literarische Entwicklung, ist vielfach behandelt worden und kann hier nur im Hinblick auf die volkstümliche Gestaltung des Stoffes in groben Zügen angedeutet werden²⁾.

¹⁾ Kentenich, G.: Die Genevafalegende, ihre Entstehung u. ihr ältester datierter Text. Trier (1927).

²⁾ J. Zacher in Ersch u. Grubers Encyclopädie I, 58 (Lpz. 1854), S. 219ff.

Ursprünglich ist die Erzählung von Genovefa als Marien- und Gründungslegende der noch heute bestehenden Frauenkirche (Capella beatae Mariae virginis) auf dem Maifelde unweit des Klosters Laach (Bezirk Koblenz) vermutlich am Anfange des 15. Jahrhunderts entstanden. Der Verfasser mag ein Laacher Mönch oder der damalige Rektor der Kapelle gewesen sein, der die Legende in Anlehnung an ein älteres literarisches Vorbild¹⁾ und unter Benutzung volkstümlicher Züge geschaffen hat. Die geschichtlichen Grundlagen, die man in der Legende hat erkennen wollen, sind äußerst dürftig. Sicher aber ist, daß die hl. Genovefa, die Schutzheilige von Paris und Frankreich, gerade auf dem Maifelde verehrt wurde, und daß der Name der Pfalzgräfin unserer Legende auf diesen dem Maifelde eigentümlichen Kult der hl. Genovefa von Paris zurückzuführen ist.

Die Erzählung des geistlichen Dichters, „ein kleines Kunstwerk von wundervoller Einheitlichkeit und Geschlossenheit“²⁾ fristete lange nur in den Schriften gelehrter Kompilatoren des 16. und 17. Jahrhunderts ein verborgenes Dasein, bis der französische Jesuit René de Cérésiers im Jahre 1638 in einer französischen novellistischen Bearbeitung (*L'Innocence reconnue, ou Vie de Sainte Geneviève de Brabant*) die Geschichte — sozusagen — in die Weltliteratur einführte. Trotz der starken Aufblähung der einfachen Fabel, trotz ihrer Überladung mit belehrenden und moralisierenden Zutaten, hatte die Darstellung Cérésiers' einen ungeheuren Erfolg. Zahlreiche Auflagen des Buches mußten angesichts der starken Nachfrage erscheinen. Der Stoff der Erzählung wurde als Volksbuch, als Roman, als Drama in immer neuen Formen gestaltet und drang als Übersetzung bald auch in die Niederlande und Deutschland ein.

Zwei Ströme der Entwicklung ergeben sich aus diesem Abfluß der Genovefa-Tradition in die neuen Gebiete. Die niederländische Fassung des Stoffes geht aus von einer schon 1645 erscheinenden Übersetzung Cérésiers' durch den holländischen Jesuiten Carolus

— Seuffert, B.: Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa. Würzburg 1877 (Die grundlegende, noch heute unentbehrliche Arbeit über die ältere literarische Entwicklung des Stoffes.) — Golz, B.: Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Leipzig 1897.

¹⁾ „Die Königin von Frankreich u. der ungetreue Marschalk“; v. d. Hagens Gesamtabenteuer Nr. 8. — Kentenich, a. a. O., S. 17 ff.

²⁾ Kentenich, a. a. O., S. 24.

van Houcke, ward in einer späteren, volksbuchartigen Fassung auch ins Deutsche übertragen und erhielt durch ihre schwächere Betonung des religiösen Elements und durch ihre Neigung zu natürlicher Erklärung der Wundererscheinungen ein rationalistisches Gepräge. Sie ist gekennzeichnet durch einige nur ihr eigentümliche Züge der Fabel und verdankt namentlich der Bearbeitung¹⁾ durch den vielgelesenen Jugendschriftsteller Christoph von Schmid (1768—1854) ihre außerordentliche Verbreitung und starke Wirkung als deutsches Volksbuch und in anderen literarischen Formen.

Die deutsche Überlieferung der Legende beginnt mit den beiden, schon dem 17. Jahrhundert angehörenden Übersetzungen Cérésiers' durch zwei Priester der Gesellschaft Jesu. Die erste, verfaßt von Michael Staudacher und gedruckt in Dillingen 1660, erweitert in ungelenker Sprache die französische Vorlage beträchtlich und hat für den Namen Benoni, den Genovefas Sohn bei Cérésiers trägt, die Verdeutschung „Schmerzenreich“ in die gesamte spätere Tradition eingeführt. Unter Benutzung der Übertragung von Staudacher hat ein ungenannter Jesuit eine neue, sich enger an Cérésiers anschließende, lesbarere Übersetzung geschaffen, die gleichfalls zu Dillingen im Jahre 1685 erschien. Diejenige deutsche Fassung der französischen Novelle aber, die für die Folgezeit maßgebend geworden ist, stammt aus der Feder des Kapuzinerpaters Martin von Cochem († 1712), der sie in sein großes Sammelwerk „Auserlesenes History-Buch“ (Dillingen 1687) aufnahm und in freiem Schalten mit seiner französischen Vorlage eine Erzählung schuf, die durch ihren Verzicht auf gelehrten Prunk und rhetorischen Aufputz und durch ihren glücklichen, volksmäßigen Ton den anderen Bearbeitungen den Rang ablief und zu weitester Verbreitung gelangte. Der Text Martins von Cochem ist für die Genovefa-Fabel deutscher Überlieferung typisch geworden und hat etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts an durch sein Wiedererscheinen als Volksbuch, das in zahllosen Drucken verbreitet wurde, unserer Legende eine Lebenskraft verliehen, die auch heut noch nicht erloschen ist. Die Texte dieser Volksbücher von Genovefa sind nicht völlig übereinstimmend; sie weichen in der Form und bisweilen auch in einzelnen inhaltlichen Zügen von einander ab, verleugnen aber

¹⁾ Erste Ausgabe: Augsburg 1810.

ihre gemeinsame Herkunft von der Erzählung Martins von Cochem in der Regel nicht.

Die Volksbücher sind die lebendigen Träger der volkstümlichen Genovefa-Tradition geworden. Aus ihnen haben in der Hauptsache auch die Volksschauspiele, die den Genovefastoff zum Gegenstande haben, geschöpft. B. Golz hat in seinem Buche über Genovefa in der deutschen Dichtung (S. 155 ff.) alle ihm damals (1897) bekannten Nachrichten über Volksschauspiele von Genovefa zusammengestellt und gezeigt, daß es namentlich die österreichischen Alpenländer (Steiermark, Kärnten, Tirol), die Schweiz und Oberbayern sind, aus denen wir volkstümliche Genovefaspiele besitzen oder durch Berichte erschließen können. Aber ihr Vorkommen ist damit nicht erschöpft. Besaßen wir damals nur einen veröffentlichten, vollständigen Text eines Genovefaspiels, und zwar aus Steiermark¹⁾, so hat seitdem J. J. Ammann den Böhmerwald als einen Bezirk von ungewöhnlichem Reichtum an Volksschauspielen überhaupt nachgewiesen und ein „Gespiel von der hl. Genovefa“ aus diesem Gebiete veröffentlicht²⁾.

Daß auch im preußischen Schlesien, und zwar in der Grafschaft Glatz, die das Volksschauspiel immer besonders gepflegt hat, ein Genovefaspiel schon im 18. Jahrhundert bekannt und für die Aufführung wenigstens vorbereitet war, ergibt sich aus Aufzeichnungen, die Rehme³⁾ auf Grund von Akten der Breslauer Regierung zur Geschichte des Volksschauspiels in Schlesien gemacht hat. Dort wird u. a. Folgendes mitgeteilt. Im Oktober 1791 richteten mehrere Glatzer Bürger an den Kriegs- und Steuerrat Müller in Glatz das Gesuch, ihnen bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau die Erlaubnis zur Aufführung von Komödien zu erwirken. Die in der Eingabe der Glatzer genannten Darsteller waren ein beurlaubter Soldat, drei Maurer, ein Maler, ein Schneider, ein Büttner, ein Schuhmacher und drei Mädchen. Unter den Komödien, für die die Auf-

¹⁾ Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Hrsg. v. Anton Schlossar. Bd. 1 (Halle 1891), S. 243—308.

²⁾ Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Hrsg. v. J. J. Ammann. Teil 2 (Prag 1899), S. 81—117. — Eine eingehende, vergleichende Studie über „Die Genovefa-Schauspiele des Böhmerwaldes“ bot E. Finkous in den Mitteilungen des Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen, Jg. 58 (Prag 1921), S. 39 ff.

³⁾ Rehme: Beiträge zur Gesch. des deutschen Volksschauspiels in Schlesien. — In: Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Volkskunde, Heft 7 (1900), S. 85 f.

führungserlaubnis erbeten wurde, befand sich neben Don Eschang (wohl Don Juan), Susanna und Daniel, Kaiser Oktavianus, Mauritius usw. auch das Spiel von der Pfalzgräfin Genovefa in 8 Aufzügen. Der Kriegsrat Müller berichtete hierzu an seine vorgesetzte Behörde, daß er solche Aufführungen nicht für nützlich, sondern für schädlich halte, weil sie nur zu Zeitvergeudung, Müßiggang und zu Kopf und Herz verrückendem Unsinn führen. Die Kammer lehnte infolgedessen das Gesuch ab, und die Aufführung auch der „Genovefa“ mußte unterbleiben. Diese ablehnende Haltung der Kriegs- und Domänenkammer in Breslau entsprach durchaus der verständnislosen Stellungnahme, die die preußische Regierung schon in friderizianischer Zeit gegenüber allen Wünschen der schlesischen Bevölkerung nach Zulassung volkstümlicher dramatischer Aufführungen beobachtet hatte. Erst geraume Zeit später scheint man entgegenkommender geworden zu sein.

So berichtet Holtei¹⁾ in einem Briefe vom 24. Dezember 1850 an Hebbel, daß er vor langen Jahren in Grafenort (Kr. Habelschwerdt) einer Aufführung der „Genovefa“ durch eine Zigeunerbande beigewohnt habe, von der er folgende ergötzliche Schilderung entwirft: „Schmerzenreich war ein Lämmel in meiner Größe und die Hirschkuh ein Dachsschliefer kleinster Gattung, dem sie zwei kleine Rehbockshörner auf den Schädel gepickt hatten. Die kleine Amme (d. h. die Hirschkuh) verleugnete jedoch das männliche Genus nicht und tat es, an eine Waldkulisse gewendet, vor Ablauf des Dramas höchst unanständig kund — was vielleicht, da alle Mitspielenden Tränenopfer brachten, Rührung bedeuten sollte.“

Von der überreichen Fülle kunstmäßiger Genovefa-Dichtungen muß hier naturgemäß abgesehen werden. Ein Wort aber ist noch zu sagen von den durchaus volkstümlichen Puppenspielen, von denen zwei in gedruckten Texten²⁾ vorliegen. Das eine, von C. Engel herausgegebene, ist bemerkenswert, weil es eine Vermischung von Zügen der deutschen mit der niederländischen Überlieferung zeigt,

¹⁾ Deutsche Revue, Jg. 22 (1897) Bd. 4, S. 323. — B. Golz, a. a. O., S. 158 f. Holteis Schilderung einer Genovefa-Aufführung in den „Vagabunden“ (Breslau 1862, Kap. 8, Seite 81—86) bezieht sich augenscheinlich auf das gleiche Erlebnis, das wohl in die Zeit von Holteis Grafenorter Aufenthalt im Jahre 1816 fällt.

²⁾ Deutsche Puppenkomödien. Hrsg. v. Carl Engel. IV (Oldenburg 1876), S. 9 ff. — Deutsche Puppenspiele. Hrsg. v. R. Kralik u. J. Winter, Wien 1885, S. 1 ff.

während das andere, von den Herausgebern Kralik und Winter in der Umgebung Wiens 1883/4 stenographisch aufgenommene, wohl auf dem deutschen Volksbuch fußt, aber die Handlung stark verzerrt. Auch in Breslau scheint nach einem Theaterzettel aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts ein Genovefa-Puppenspiel — angeblich von Schikaneder — aufgeführt worden zu sein ¹⁾. Von Interesse sind diese Puppenstücke mit Bezug auf unser Spiel deshalb, weil hier — ähnlich wie in zwei anderen, nur dem Inhalt nach bekannten (aus Tabarz in Thüringen und aus Kastellaun, Bezirk Koblenz) — zumeist der Hanswurst, bzw. Kasperle auftritt und das Paradebett (die Aufbahrung) der Genovefa als Schlußbild vorgeführt wird ²⁾.

Unser Genovefaspiel aus Österreich-Schlesien trägt die Spuren volkstümlicher Entstehung und Bestimmung deutlich zur Schau. Es ist eine von aller Kunstform weit abliegende Dramatisierung des Stoffes, die sich auf die Hauptlinien der Legende beschränkt und unter Verzicht auf manche Nebenzüge die Vorgänge der Genovefa-Fabel in sehr einfacher, bisweilen kindlicher Form vorführt. Ohne Zweifel bildet die Überlieferung der Fabel, wie sie im deutschen Volksbuch vorliegt, die Grundlage für die in unserm Volksstück geschilderte Handlung.

Vergleicht man unser Volksschauspiel (Vsch.) mit dem deutschen Volksbuche (Vb.) ³⁾, so zeigt sich, daß das Vsch. die wesentlichen Tatsachen der Erzählung des Vb., aber stark gekürzt und vereinfacht zur Darstellung bringt. Das Vsch. läßt die Handlung in raschem Flusse fortschreiten, verzichtet aber oft auf eingehendere Begründung der Vorgänge und läßt mehrfach eine psychologische Fundierung auch dort vermissen, wo die liebevoll und breit ausmalende Darstellung des Vb. ein bequemes Vorbild darbot.

So fehlt schon im Eingange des Dramas der wichtige Zug des Vb., daß der Graf bei seinem Abschiede Genovefa gegenüber erklärt, daß er Golo mit der Fürsorge für seine Gemahlin betraut habe. Auch das Verhältnis der Gräfin zum Koch Tragones, das

¹⁾ B. Golz, a. a. O., S. 160.

²⁾ B. Golz, a. a. O., S. 159 ff.

³⁾ Die folgenden Zitate aus dem deutschen Volksbuche von Genovefa beziehen sich auf die von Simrock gebotene Fassung: Die deutschen Volksbücher. Gesammelt u. in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von Karl Simrock. Bd. 1 (Basel o. J.), S. 371—429.

im Vb. als völlig harmlos, aber doch so geschildert ist, daß die weitere böswillige Mißdeutung durch Golo und seine Anhänger wenigstens vorbereitet scheint, wird im Vsch. nicht dargestellt. Das Werben Golos um Genovefas Liebe, daß im Vb. durch die Szene vor Genovefas Bilde und durch den Abendspaziergang im Garten poetisch belebt wird, erfährt im Vsch. eine nüchterne Verflachung, indem Golo hier unvermittelt oder durch seinen Vertrauten Meander die bedenklichen Fragen an Genovefa richtet. Die arglistige Herbeiführung eines Zusammenseins von Genovefo mit Tragones in ihrem Zimmer ist im Vsch. aufgegeben. Auch die gegen den Koch ausgesprochene Beschuldigung, er habe durch Liebeszauber die Gräfin betört, fehlt im Vsch., das ja im Gegensatz zu andern Volksschauspielen die Figur des Tragones überhaupt nicht auf die Bühne bringt. Während im Vb. Golo persönlich Genovefa im Gefängnis wiederholt aufsucht und mit seinen Werbungen bestürmt, muß im Vsch. Meander im Auftrage Golos der Gefangenen einen letzten Liebesantrag überbringen. Die Figur der Amme Golos, die als Helferin bei seinen verbrecherischen Plänen im Vb. eine wichtige Rolle spielt, erscheint im Vsch. weder persönlich noch berichtweise. So werden hier überhaupt die Leiden Genovefas im Kerker nur summarisch durch ihre Klagen veranschaulicht. Es wird im Vsch. nichts davon berichtet, daß die Bitte der Unglücklichen um Frauenhilfe bei ihrer bevorstehenden Entbindung und um eine kirchliche Taufe des Neugeborenen durch die Säugamme Golos unerfüllt bleibt. Der Wortlaut des Briefes, den Golo an den Grafen ins Feld schreibt, um ihm die erste Nachricht von den angeblichen Verfehlungen der Gräfin zu geben, wird im Vsch., das sonst Brieffexte mehrfach mitteilt, übergangen. Eine wesentliche Vereinfachung zeigt die Fassung des Vsch. weiterhin in der Vorbereitung und Durchführung der Szene bei der Straßburger Hexe. Im Vb. ist die Wahrsagerin eine Schwester der Amme Golos und deshalb Golo selbst schon lange bekannt. Dieser begibt sich zur Vorbereitung des gräflichen Besuches vorerst selbst zu der Hexe, um sie über seine Pläne zu unterrichten und für eine Täuschung des Grafen durch Vorführung der Trugbilder im Zauberspiegel zu gewinnen. Davon weiß das Vsch. nichts, wie denn die ganze Szene in der Zaubershöhle stark gekürzt und zusammengezogen ist. Überhaupt ist die Dramatisierung der Vb.-Fabel gegen Ende der Handlung auffallend flüchtig und ober-

flächlich. Wir erfahren im Vsch. — nach der Rettung Genovefas aus der Waldhöhle — nichts von der wunderbaren Auffindung von Genovefas Trauring in einem Fisch, nichts von den schweren Schädigungen, die Genovefas Gesundheit durch die jahrelangen Entbehrungen in der Waldhöhle erlitten hat, und die schließlich zu ihrem raschen Tode führen, nichts von der Wundererscheinung der Mutter Gottes, nichts von der Regelung der Rechtsnachfolge des Grafen, als Schmerzenreich erklärt, seinem Vater in die Einsamkeit folgen zu wollen —, nichts endlich von der Gründung einer Kirche und mehrerer Einsiedeleien durch den Grafen an der Stelle, wo Genovefa so lange gelitten hatte.

Gegenüber diesen Kürzungen und Vereinfachungen hat das Vsch. aber auch einige Züge aufzuweisen, die dem Vb. fehlen und als eine Bereicherung der Handlung und des Aufbaus betrachtet werden dürfen. Die Einleitung des 1. Aufzuges im Vsch. gibt ein Bild von dem glücklichen Leben an Siegfrieds Hofe und führt die Persönlichkeiten der Umgebung des gräflichen Paares (Wagao, Leondes, Leander, Golo Licias, Meander) vor — eine Art primitiver Exposition, die im Vb. fehlt oder doch (Vb. S. 373) kaum erkennbar wird. — Der Brief, den der Frankenkönig Chlodwig an Siegfried richtet, um ihn zur Teilnahme an dem Feldzuge gegen den Mohrenkönig aufzurufen, spielt im 1. Aufzug des Vsch. eine wichtige Rolle und wird schließlich in seinem vollen Wortlaut verlesen, während er im Vb. (S. 373) nicht einmal berichtweise erwähnt wird. — Erwähnung verdient weiterhin die Szene im 5. Aufzuge des Vsch., wo Genovefa, während sie den Abschiedsbrief an Siegfried schreibt, von zwei treuherzigen Bauern Nickel und Paltzer aufgesucht wird, die ihrer Herrin für die genossenen Wohltaten danken und Abschied von ihr nehmen. Auch hiervon weiß das Vb. nichts, obwohl die Szene einen wichtigen Beitrag zur Kennzeichnung des Verhältnisses der Gräfin zu den einfachen Leuten ihrer Herrschaft liefert. Offensichtlich handelt es sich hier um eine freie, dem volkstümlichen Dichter des Vsch. angehörende Einlage, die trotz der mundartlichen Sprache der Bauern einen durchaus ernsten Charakter trägt.

Der am meisten hervortretende Zug unseres Vsch. gegenüber dem Vb. besteht in der Einführung komischer Szenen, in denen zwei lustige Personen auftreten. Die Einlegung solcher Hanswurstszenen war von jeher in den Volksschauspielen ein beliebtes Mittel,

das Publikum auch bei sehr ernstem Inhalt der Spiele bei guter Stimmung zu erhalten und zu erheitern. Dem groben Geschmack der Zuhörerschaft entsprechend, wurde die komische Wirkung durch derbe Späße und Schimpfworte, anzügliche Bemerkungen, gewagte Gassenhauer, mundartliche Sprache und die unvermeidliche Prügelei erzielt. Von allen diesen Mitteln hat auch unser Volksdichter ausgiebigen Gebrauch gemacht. Die beiden komischen Figuren, die als Spaßmacher eingeführt sind, heißen Kasperl und Pimperl. Der am Anfange des 2. Aufzuges auftretende Hanswurst spricht nur wenige Worte und ist wohl als mit Kasperl identisch aufzufassen. Auch im Personenverzeichnis ist seine Rolle nicht besonders aufgeführt. Die beiden komischen Figuren sind in der Hauptsache als Zwischenspieler aufzufassen. Sie nehmen zwar in ihren Reden oft Bezug auf die Personen und Vorgänge des Dramas — Kasperl spielt sogar im 4. Aufzug einmal die Rolle des Kammerdieners —, aber sie greifen in die Handlung nicht ein und bleiben lediglich neben dem Hauptdrama stehende Figuren. Sie betätigen sich gelegentlich auch als Sänger, tragen im 3. Aufzug eine im Wortlaut mitgeteilte „Aria“ vor und haben nach den Bühnenanweisungen noch mehrfach — im 2., 7. und 8. Aufzug — zu singen.

Der Schluß unseres Vsch. wird durch Vorführung des Paradebets der Genovefa, d. h. ihre Aufbahrung, gebildet, eine effektvolle, szenische Darbietung, für die das Publikum wohl besonders empfänglich sein mochte. Dieses Schlußtableau fehlt zwar in den beiden Genovefaspielden aus Steiermark und dem Böhmerwalde, ist aber in den Puppenspielen, wie bereits betont wurde, beliebt gewesen. Von einer prunkvollen Aufbahrung weiß das Vb. nichts; die Szene des Vsch. mag aber durch die Schilderung der Klageszenen an der Leiche der Gräfin im Vb. (S. 423 f.) angeregt sein.

Von Bedeutung sind gegenüber diesen Abweichungen gelegentliche, nahezu wörtliche Übereinstimmungen der beiden Fassungen im Vb. und Vsch. So ist der Abschiedsbrief, den Genovefa vor ihrer Abführung zur Vollstreckung des Todesurteils an ihren Gatten schreibt (7. Aufzug), eine fast wörtliche Wiederholung des Briefes im Vb. (S. 390 f.)¹⁾. Auffallend ist, daß eine dem Vsch. eigentümliche

¹⁾ Auch das Genovefa-Spiel aus Steiermark (S. 295/6) hat in der Hauptsache diesen Wortlaut, während der Brieftext in dem Böhmerwald-Spiel (S. 106 f.) vollkommen frei gestaltet ist und keine Anlehnung an das Vb. zeigt.

Stelle des Briefes, an der Genovefa ihres Kindes gedenkt, das mit ihr in den Tod gehen soll, im Vb. fehlt¹⁾. Zwei weitere wörtliche Übereinstimmungen zwischen Vb. und Vsch. finden sich im 8. Aufzug unseres Spiels. Hier sind die Worte, die das lebende Kruzifix zum Troste an die klagende Genovefa richtet: „Was hab ich dann gesündigt . . . usw.“ mit geringen Abweichungen im Vb. (S. 400) vorhanden²⁾. Endlich ist das Gespräch zwischen Genovefa und Schmerzenreich, in dem die Mutter den nach seinem Vater fragenden Sohn aufklärt, bereits im Vb. (S. 402) in der Hauptsache übereinstimmend wiedergegeben³⁾.

Auffallend und unserm Vsch. eigentümlich sind eine Reihe von Namen, die in den verwandten Fassungen der Legende nicht begegnen. So nennt das Vsch. im 1. Aufzug den Fürsten, der den Grafen Siegfried um Heeresfolge gegen den Mohrenkönig ersucht, „Clodovic, König der Franzosen“. Im Vb. (S. 373) heißt er „Martellus, König der Franken“. In der „Genovefa“ aus Steiermark (S. 246) erscheint der Fürst als „Marzellus, König in Frankreich“, und das Böhmerwaldspiel (S. 83 f.) hat aus dem Frankenkönig den „Kaiser“ (ohne Namen) gemacht. — Für die Nebenpersonen des Stückes, die gewöhnlich überhaupt namenlos bleiben, erscheinen in unserm Vsch. eigenartige, sonst nicht gebrauchte Namen: Wagao, Leondes, Leander, Licias, Meander, über deren Herkunft ich keine Auskunft geben kann. Sie machen den Eindruck, als seien sie etwa aus einer Schulkomödie, vielleicht einem Jesuitendrama, entlehnt.

Zwischen unserm Volksschauspiel und den beiden Spielen aus Steiermark und dem Böhmerwalde bestehen keine unmittelbaren Beziehungen. Die Texte sind völlig unabhängig voneinander. In den beiden letztgenannten Volksstücken ist die Kürzung und Vereinfachung der Fabel weniger stark, die Handlung reicher ausgeführt und mit einer größeren Reihe von Nebenzügen ausgestattet,

¹⁾ Die Fassung des Briefes in der „Genovefa“ aus Steiermark geht in diesem Punkte mit unserm Vsch. gegen das Vb. zusammen.

²⁾ In den beiden Spielen aus Steiermark (S. 290) und aus dem Böhmerwalde (S. 102) fehlt dieses Gespräch.

³⁾ Die beiden Spiele aus Steiermark (S. 298) und aus dem Böhmerwalde (S. 107 ff.) gehen auch hier bei freierer Gestaltung der Szene nicht mit dem Vb. zusammen.

als in unserm Schlesischen Spiel. Das Spiel aus Steiermark stellt sich als eine freie Dramatisierung des deutschen Volksbuches dar, während das Böhmerwald-Spiel in mehreren wichtigen Zügen der niederländisch-deutschen Überlieferung nahe steht.

Für den Abdruck des Spieltextes bemerke ich, daß die Orthographie der Handschrift, um den volkstümlichen Charakter nicht zu verwischen, trotz ihrer Buntheit und Regellosigkeit beibehalten worden ist. Auch in der Verwendung großer und kleiner Buchstaben folgt der Abdruck der Handschrift. Die gelegentlich bei Überschriften der Aufzüge oder bei Bühnenanweisungen in der Handschrift erscheinenden lateinischen Buchstaben wurden nicht besonders gekennzeichnet. Die Interpunktion, die in der Handschrift vielfach fehlte oder doch völlig unzureichend war, wurde nach heutigen Grundsätzen geregelt. Offensbare Schreibfehler sind stillschweigend gebessert.

Genovefa.

I. Aufzug

(Gräflicher Saal.)

Siegfried. Jenuvefa. Gollo. Liecias. Wagao. Leander. Meander. Leondes.

Siegfried. Liebste Jenuvafa, recht glücklich schätz ich mich, die Tage in Liebe und Freude an euer Seite zu genießen. Der Himmel schänke uns nur, das uns nicht Trübe Stunden unsere zeitliche Glückseligkeit zerstöhren.

Jenuvefa. Ja, geliebter Egemahl Siegfried, mit Lust und Zufriedenheit durchlebe ich die Stunden an eurer Seiten, da ich mich so glücklich schätze, euch, mein Teuerster, liebe Voller Gemahl, Täglich zu umarmen. Der Himmel verhütte nur, das unser zeitliches Glück nicht zerstörret wird.

Siegfried. Ach! Jenuvea, wie schön sind euer Worte! Darum wollen wir uns samt unseren treuen Vasallen höchstens erfreuen.

Golo. Genädigster Graf und Herr, die Freude, welche ich in meinem Herten empfinde, macht mich sprachlos. Ja, was könnte ein Treuer Vasal mehr wollen und wünschen als das Glück seiner Duchlautigsten Herrschaft!

(*Interrade.*)

Liecias. Auch ich als ein treuer Mitvasal viel mit meinem Wunsche dahin ziellen, das [1v]¹⁾ die hoch Gräfliche famillie stets mit dem Seegen des Himmels erfüllet werde, welches ich dem Hohen Geliebten Ehepaare untertähnig wunsche.

(*Interrade.*)

Wagao. Ich als treuer Kammerdiener kann auch nichts besseres wollen und Wünschen als die Städte gesund und Zufriedenheit dero hoch Gräflichen famillie.

(*Interrade.*)

¹⁾ Diese Ziffern 1 v, 2 r usw. beziehen sich auf die Blätter der Hs.

Leander. Hoch lebe unsere Durchlauchigste Oberherrschaft, Graf Siegfried samt seiner liebevollen Gemahlin Genuvea. *(Interrade.)*

Leondus. Ich vereinige meine Wünsche mit den eurigen, das der Himmel unseren genädigsten Graf und Herren samt seiner durchlauchigsten Ehgemahlin viel und Lange Jahre in Fried und Freude wolle Leben lassen. *(Interrade.)*

Siegfried. Was vor unaussprechliche Freude macht ihr uns durch euere Glückwünschung, meine treuen Vasalen. Ihr solt alle Zeit unser Genade versichert seyn. *(Es wirt geklopt.)*

Wer klopfet an unsere Gräfliche Saal-Thüre? Wagao, geh und schau, wer sich draussen befinde. *(Schaut hin.)*

Wagao. Gnädigster Graf, es ist ein Gesantter von dem Könige Clodovige aus Frankreich. [2r]

Siegfried. Was wird wohl dieser vor cine Bothschaft bringen? Liebste Gemahlin, begebeth euch unterdessen in euer Zimmer, und du, Wagao, sage ihm, daß er vortretten soll. *(Genuvefa geth ab.)*

Gesantter. Heil und Seegen lässet euch mein genädigster König Clodovic anerbithten und machet euch zu wissen, wie der Gotlose Mohren-König Abterramus mit einer großen Macht Frankreich überfallen. Dahero bittet er euere Hoch Gräfliche Genaden, ihm mit eurer Macht so viel als möglich beizustehen und so schleinig als möglich bei ihm im Lager bei Dischon zu erscheinen. Das weittere wird dieser Brief anzeigen.

(überreicht ihm. Siegfried list still.)

Siegfried. Ach Himmel, wie erstaune ich! O befehl, der mein Herz zerbricht! Kaum fange ich an, die Süßigkeit der Liebe mit meiner liebevollen Gemahlin zu verkosten, so werde ich ihren Umarmungen entrissen! Doch aber was viel ich thun? Es ist der Befehl meines Königs, und sein Willen ist meine Pflicht. Aber betrübt wird die Stunde meines abschts sein. Darum, Wagao, mache unterdessen gute Anstaltung zu unserem Aufbruch. [2v] *(Siegfried gehet ab)*

Golo. Ach, du gutter Himmel, was wird das für ein Herzenleid sein! Wie wird sich unsere Durchlauchtigste Gräfin betrüben, da sie so eine kurtze Zeit in Ehlicher Verbindung leben, und das schöne Band der Ehe soll sobald zerrissen seyn!

Licias. Bester Hofmeister, man muß nur das beste von diesen unverhoften Kriege hoffen; vielleicht ist er von keiner langen Dauer.

Leander. Unsere Pflicht und Schuldigkeit verbindet uns dahin, daß wier bey der Abwesendheit unsers Herrn Grafen so treu als möglich seine Güter verwalten, die Unterthanen schützen und seine Ehgemahlin Genuvefa ehren und lieben.

Meander. Ja, meine lieben Freunde, pitter muß der Abschiedt unseren Grafen und Herren ankommen, weil er seine schöne Gemahlin verlassen muß, besonders weil man doch nicht weiß, welches Schicksahl ihn oder auch sie unter dieser Zeit treffen könnte, daß sie sich doch hier auf dieser Weld nicht mehr das Glücke hätten, sich zu umarmen. *(Der Graf und Genuvefa treten ein.)* [3r]

Siegfried. Ach, meine getreuen Vasaallen, wie soll ich den Inhalt dieses Schreibens meiner zärtlichen Herzensgemahlin Jenuvefa ohne Herzenleid zu wissen machen?

Meander. Genädigster Graf und Herr, erlaubet, daß ich mich unterfange, euch zu ermahnen, daß ihr es den Willen Gottes heimstellt, euere Durchlauchtigste Gemahlin mit diesem Trauer vollen schreiben zu verständigen.

Genevefa. Ach, Siegfried, mein Herzensgemahl, eröffnet mir doch, was in diesen Schreiben vor eine Betrübniß verborgen liegt. Oder wolt ihr euere Genevefa nur aus Lust ängstigen? Solte wirklich etwas schreckendes darinnen verborgen sein, so habt mitleiden mit mier; ich bin aufs schlimmste gefast.

Siegfried. Da, Wagao, läse meiner liebvollen Gemahlin dieses Traurige Senntschreiben meines Königs. Ich kann vor Herzenleid nicht läsen.

Wagao. (*Liest starck. Brief.*) Zuvor meine Königliche Gewogenheit — Siegfried. Abteramus, König der Mohren, hat mein Land Feindlich angefallen und gegen der Seite von Neapolis schon [3v] das Meer mit Unzäligen Kriegsschiffen und fregatten überschwämmt, und sind keinen Augenblick sicher, das wier nicht dem Feind auf Vaterländischen Boden sehen werden, indem er schon die Seefahrt uns abgeschlagen, welche Frangreich schon durch drey hundert Jahr von der Insel Corsica erobert hatte. Dahero eulet, Graf Siegfried, euerm Könige mit so viel Mannschaft als es euch möglich ist, beizustehn, damit ich nicht mich bezwungen finde, entehrende Verträge anzunehmen. Ich eile zum Schluß und versichere euch meiner Königlichen wohlgewogenheit.

Clodovic, König der Franzosen.

Genevefa. Ach, Gott im Himmel seis geklagt! So will unß das Schicksahl schon Trennen! Ach, mein libster Gemahl Siegfried, so ist dann keine andere möglichkeit? Müst ihr dann selbst? Köntet ihr nicht einen vor Euere stelle senden?

Siegfried. Nein, meine Teuerste Gemahlin, dieses kann und darf nicht geschen. Mein König würde mich vor veigherzig erklären. Dieses würde mir von den andern Officieren [4r] sehr Übel angerechnet werden, besonders da ich selbst die Oberkommandurstelle vertrete. Dahero, liebe Jenuvefa, lasset euch den Abschied nicht so pitter fallen und hoffet zu Gott das beste, daß wier, so Gott will, uns bei meiner Zuhausekunft wieder fröhlich umarmen werden. Lasset euch noch einmal in meine Armen schlissen und euch den letzten Abschtskuß geben. (*Küssen sich.*) Adje, dir, mein Gott, befehle ich mein kleinoth der Seele, meine liebste Genevefa. (*Genevefa weinend.*)

Genevefa. Lebet wohl, Siegfried.

(*Siegfried geth samt den Diener ab. Es wird ein Marsch gemacht.*)

Leonides. Komt, durchlauchtigste Genevefa, und tröstet euch so viel als möglich. Vielleicht ist es Gottes wille, daß ihr nach überstandnem Leide die Freude euch wieder zu theile werden wirt. (*Die Kordine fällt.*)

II. Aufzug

(*Hanswurst vor dem Vorhange.*) [4v]

Hanswurst. Potz vinkenblöck, jertz ist holt amohl Zeit, dos ich mier kon so viel Zeit nehmen, euch meine schöne und nette, hübsche, feine Viegur zu zeigen. Aber, meine Herren, mein hier bleiben wird auch von keiner langen Dauer sein; denn ich muß meinen Herrn ins Feld nachreisen. Denn ich habe die Ehre, die

Arogarde zu kommandieren. Ober, was Teufel werde ich jetzt machen? Ich hob noch kann anzigen Monn, dem ich an Dreckeln (?) befehlen könnte.

(*Arige*)

Pimperl. Juche, du Truervollerpur dradel dum !:

Jetzt hob ich ols genuck, !: Sterdeladiedum !:

Kasperl. Halt, Pestia, was ist dos für an Geschra?

Pimperl. Kerl, dos geth dich nigts on! heund muß ich lustig sein; mein Uhrgroßmutter ist an Braut

Kasperl. Oho, warum nid gor? Kerl, wie alt bis du?

Pimperl. Ich was selber nid recht. Wons schneit hod und der Schnee ist weg gan und die Jungfern den Brandwein in floschen zu haustrogen, bin ich oll weil jährlich

Kasperl. Nor, verdomter, beileitig muß dus doch wissen. Was ist den bei deinen Jugend Johren verbeigegan? Was du dich of nigts zu erinnern? [5r]

Pimperl. Wie die Tircken bei Wien standen, handelitte ich mit Brandwein ins Loger, und im dreysig jährigen Kriege diene ich als Hauptmann bei der Reutterey und in Sieben Jährigen Kriege wor ich Rittmaster bei der Infandterry, und jetzt konst dirs zomrechne, wie olt ich bin.

Kasperl. Gut, Kerl, dost du schon a bislerl Millitärkenntniße host. Mein Herr ist ins Feld zogen, und da werde ich dich hübsch fein sauber noch schicken.

Pimperl. Na, guder Freund, do wird nix draus. Ich konn ka Pulver richen und ka Flinten hör Knoll; da bekomn ich gleich vor Schrecken das Jungfernfieber. Solst nur sehn, wies meinen Podex schittelt.

Kasperl. Dos geth mich nix on. Wonst nur Schüßen konnst.

Pimperl. Na, lieber, bester, gestrenger Gnoden Herr. Ich konn wul Schüßen. ober trafen thu ich nix

Kasperl. Kom nur herein! Wier werden noch ans trincken. Noch dem setzen wir uns alle zwa of die lohme Stutte und reuten zum Teufel davon, das hast: unserm Herrn an noch ins Feld. (*Gehen ein.*) [5v]

Golo. (*Vor dem Vorhange*) Nun an jetzt so sind alle Hinderniße verschwunden; jetzt sind die Tage der Freude eingetretten, da Graf Siegfried im Felde sich befindet und mir als Hofmeister alles übergeben worden ist, allwo ich vollkommene Gewalt besitze, schalten und walten zu können nach meinem belieben. Darum will ich auch trachten, meiner schon lang verborgenen Liebe zu Genovefa das freue Ziehl zu lassen. Aber welche Stunde sol ich ihr meinen Liebes Antrag erklären? Hoffe aber auch, da ich auch noch Jung und von guter Stadtur bin, so wird [sie] meine Liebe nicht verschmenen. Im Gegentheile aber sollte sie sich auch vor meiner immerwerrenden Rache zu fürchten haben.

Meander. (*Trit ein*) Genädickster Herr Hofmeister, was steht zu eurem Befehle, daß ihr mich habt beruffen lassen?

Golo. Gehe und sage es Genovefa, ich hätte was höchst wichtiges mit ihr [zu] sprechen. Dahero wäre mein Wunsch, sie möchte mir erlauben, in ihr Gemach eintreten zu dürfen. [6r]

Meander. Herr Hofmeister, diesen Befehl werde ich sogleich respekttieren und die Ordere sogleich euch zu wissen machen.

(*Gohlo ab. Wird aufgezogen das IIte mahl. Genovefa sitz im Tiatero.*)

Meander. (*Kommt zu ihr*) Durchlachtigste Gräfin —, Golo, der Hofmeister, läßt sich empfehlen und bitten, ihm zu erlauben, da er etwas von Wichtigkeit mit euch zu sprechen hätte, wann er dürfe vor euer Gnaden erscheinen.

Jenuvefa. Golo ist meinem Gemüth gar zuwider; denn es scheint mir, daß unter seinen Schaafskleide ein grünger Wolf verborgen ist. Doch dem Befehl meines Gemahls nicht entgegen zu handeln, erlaube ich ihm vorzutreten.

(*Der Diener geht ab.*)

Golo. (*kommt*) Durchlachtigste Jenuvefa, wie ist das Wohlfinden bei der Abwesenheit eueres Ehgemahls?

Jenuvefa. Ach, bester Hofmeister Golo, das seht ihr wohl an der betrübten Jenuvefa, wie ihr zum Muthte ist. (*Golo fällt Jenuvefa zu Füßen.*) [6 v]

Golo. Ach, schönste Jenuvefa, hier lieget vor Euren Füßen der höchst verliebte Golo, welcher euch auf das äinigste schon lange Zeit geliebet hat. Da aber die anwesenheit Eures Ehgemahls von der verbotenen Frucht zu Essen mich enthalten hatt, so lasset mich anjetzo bei seiner Abwesenheit, da keine Furcht der Strafe vorhanden ist, eure süße Liebe genießen, und werdet mir zu theil, so viel ich euch mit allen erdenklichen Lustbarkeiten euer Herze zu vergnügen suchen. (*Jenuvefa voller Zorn mit dem Fuße stampft.*)

Jenuvefa. Geh, du schendlicher böse Wicht, du Ehr vergessener Golo, wie darfs du dich unterfangen, deine Gebitherin mit solchen Reden anzutasten? Fürchtest du dich nicht der Strafe des Allerhöchsten? Pack dich gleich aus meinen Augen, unterfange dich nicht mer, mich mit solchen Reden zu beleidigen, wo du nicht bei der Zuhausekunft meines Gemahls dich bestraft wissen wilt.

(*Golo steht auf zornig.*)

Golo. Warte nur, Jenuvefa, die Worte sollen euch teuer zu stehen kommen. [7 r]

Jenuvefa. (*allein*) Ach Himmel, was muß ich bei der Abwesenheit meines Gemahls erleben! O Siegfried! Wie wird es deiner Jenuvefa ergehen! Allmächtiger Gott, schütze deine Dienerin, auf das sie nicht in den Henden dieses böse Wichts unterliege.

Meander. (*kommt*) Genädigste Gräfin, Golo, der Hofmeister, läst euch fragen, ob ihr jetz gesonnen seit, ihm dasjenige zu gewähren, welches euch schon bekannt sein wird

Jenuvefa. Sage deinem Herrn, Jenuvefa ist und bleibt unveränderlich; daher sol Golo sich der ihm angemessenen Strafe befürchten.

(*Jenuvefa geht ab*)

Golo. (*tritt ein.*) Mein getreuer Diener, was hast du bei Jenuvefa ausgerichtet? Wird sie sich nach meinem Willen fügen?

Meander. Auf keine Weise, genädigster Herr Hofmeister.

Golo. O unglückseelige Stunde, da ich meine liebesblicke auf Jenuvefa geworfen hab! Anstatt liebe von ihr zu genießen, muß ich mich verschmehet und beschimpft abweisen lassen! Aber warte, Golo ist [7 v] kein Dumpfkopf, er wird sich zu rechnen suchen. Komt mein Herr zu Hause, so würde ich zur schwersten Strafe gezogen. Auf solche Art steh ich in gröster Gefahr. Darum, mein getreuer Diener, rathte mir zu bestem, was in der Sache zu thun ist. An meiner Erkenntlichkeit wird es nicht mangeln. Ich will dich fürstlich belohnen, Gold und Silber wil ich dier geben. Aber du must deinen Schwur treulich halten, mich

nicht verrathten, und auf solche Art könnte es noch einmahl gehen, damit ich mich genugsam an Genuvefa rechnen könnte. Darum, Meander, holle mir so gleich Licias, den Renntmeister, herbey.

(Der Diener geht ab und kommt mit Licias.)

Licias. Was steht zu Befehl, Herr Hofmeister?

Golo. Ach, Licias, unerhörd ist das Laster, welches seit der Abwesenheit des Grafens in unseren Schloße exsestiert. Dahero begehrt ich euern Rath in dieser Sache, was zu thun ist.

Licias. Hofmeister, was solte wohl sich Unbilliges in unserm Schloße zutragen? Dahero entdecket mir solches; es soll bei uns verschwiegen seyn. [8r]

Golo. Bei Kraft eines Eudes sey es euch befohlen, dasjenige, was ich euch entdecken will, niemanden zu offenbahnen. Gelobt ihr das?

Licias. Meander. Wir geloben es vor Gott und der Welt.

Golo. So höret! Unsere Gräfin Genuvefa hat die geschworne Ehlige Treu also bald vergessen und sich in eine Lasterhafte Bulschaft eingelassen mit dem niderigen Menschen Tragonis, welcher als Koch hier in unserm Schlosse sich befindet. Was dencket ihr, soll ich solche Liebe länger dulden, oder soll ich solches dem Graf anzeigen?

Licias. Mein Rath währe, solche Lasterthat sogleich mit einem exbressen Bothten dem Grafen anzuzeuken, jedoch, Herr Hofmeister, so ihr es behaupten könnt.

Golo. Auf alle Fälle! Dann ich habe sie selbst in dieser Schantthat ertapt und mit meinen Augen solche Sünde gesehn. Dahero wil ich, weil Genuvefa ohne dieß Schwanger ist, die Zeit ihrer Niederkunft abwarten, so dann die Anzeige [8v] so gleich an Herrn Grafen abstattn.

Licias. Herr Hofmeister, meine Geschäfte erlauben mir nicht, länger hier zu bleiben. Dahero empfehle ich mich *(Gehet ab.)*

Meander. Was gedencket ihr nun zu thun in dieser Sache, Herr Hofmeister?

Golo. Anjetzo gehe hin und führe den Koch in das tiefste Gefängniß; fesselt ihn mit Ketten, und Genuvefa Spert wieder in ein anderes Gefängniß, und dieses ohne wieder Rede bis auf meinen weitteren Befehl. *(Golo gehet ab.)*

Meander. Jetz wil ich mich einmal an dem verdammten Koch rechnen, und Genuvefa ist mir auch beständig abgeneugt gewesen. *(Gehet ab.)*

(Eine Sinvonie.)

(Meander bringt dem Koch mit Ketten gebunden und führt ihm links durch die hinderkolisse.)

Meander. Jetz hab ich dem Koch auf Mastung gethan; jetz werd ich volt Jenuvea in dem Turm einkerkern. Nach dem sind fünfzig Dukaten verdient. [9r]

(Meander bringt Genuvefa und führt sie in Turm und gehet ab.)

Genuvefa *(im Turme.)* Ach, mein Gott, was hab ich dann verbrochen, das ich durch meine eigenen Diener als eine Verbrecherin behandelt werde. Ach, Siegfried, mein Gemahl, wann du nur wistest, das ich diesen schwerren Kerker Rest leiden muß, weil ich die dier gelobte treue nicht hab wollen brechen! Doch, mein Gott, du hast ja auch unschuldig gelitten, so will ich auch solches als eine zugeschickte Prüfung von deiner Hand annehmen.

(Traueriges Andante. Bleibt aufgezozen.)

(Nachdem kommt Golo und Menander [so!] wieder.)

Golo. Meander, wird sich wohl Genuvefa jetzt anders besonnen haben und durch ihren schwerren Kerkerarrest ihrer Gedanken geändert haben? Dero wegen gehe hin zu zu ihr im Turm und frage sie, ob sie sich eines besseren besonnen und jetzt nach meinem Willen leben will. Weigert sie sich aber, so soll sie sich meiner vollen Rache zu befürchten haben.

Meander. Ganz recht, Herr Hofmeister. [9 v]

(Meander geht zum Turme und ruft.)

Meander. Jenuvefa, mein Herr Hofmeister Golo läßt euch noch mal fragen, ob ihr euch bedacht und ihn seinen Willen vollziehen wolt. So ihr dieses thut, wird er euch alle erdenkliche Ergötzlichkeit zu verschaffen suchen; in weigerlichen Falle aber würde er noch schörfer mit euch verfahren.

Genuvefa. Weiche von mir, du Werkzeug des Satans und Mitgesell meines Unglücks! Ich werde solche Lasterthat nimmermehr begehnen. Gehe du hin und sage den gottlosen Golo, das ich den Grafen Siegfried einen Jungen Herrn und Erben in diesen Kerker gebohren habe.

(Golo steht beim Ausgange.)

Meander *(kommt zu Golo)*. Hochgebithtender Herr, Genuvefa läßt sich weder durch Drohungen noch durch schmeicheln bereden. Ihr Sinn ist unveränderlich und läßt euch sagen, daß sie im Gefängnisse ein Junges Knäblein gebohren habe. [10r]

Golo. Warte, Genuvefa! Deine Geburt dient mir zum besten Nutzen und Vorhaben. Meander, du must gleich mit einem Briefe ins Lager zum Grafen eillen. Ich werde ihre Niederkunft einen Monath spethter ansetzen. Auf solche Art muß der Graf erkennen, das Jenuvefa erst nach seiner Abreise entfangen habe. — So kommet mit mir, damit ich dich abfertige.

III. Aufzug.

(Das Lager.)

Siegfried. Gott dem Almächtigen sey ewig Dank gesagt, das die Waffen des großen Königs Clodovic so glücklich gewesen, den unglaubigen Mohren Furcht und Schrecken einzujagen! Ja, die Heiden sind aufs Haupt geschlagen worden. Dahero hoffe ich, das wir bald den Vaterländischen Boden betreten werden.

Wagao. Gnädigster Graf und Herr, ich freue mich schon ausserordentlich die Fluhren des gelibten Vaterlandes wieder betreten zu können. Der Himmel gebe uns allen ein fröhliches Wiedersehn! [10 v] *(Meander triet ein.)*

Meander. Glück, Heil und Seegen wünsche ich euch, genädigster Graf und Herr! Hier überbringe ich ein Schreiben von den Hofmeister Golo.

(Der Graf liest still.)

Siegfried. Ach, Himmel, ist es woll möglich, das ich in Ansehung dieses Briefes noch leben kann! Ha, verdammte, falsche Schlange Jenuvefa, du schentliche Ehebrecherin! Ha, jetzt sehe ich dein verstelltes Leid bei meiner Abreise, weil du mit einem meiner schlechtesten Bedienten dich nicht gescheit, solche Lasterthat zu begehnen! Ich bin meines Lebens überdrüßig; darum will ich auch nicht länger leben. Mit meinem Eigenen Schwerte wief ich meinen Lebenstagen ein Ende machen. *(Will sich Erstechen. Wagao fällt ihn in die Arme.)*

Wagao. Nein, gnädiger Herr, übereilt euch nicht. Ihr habt ja macht, die Verbrecherin samt den Mitschuldigen auf das schörfste zu bestrafen.

Graf Siegfried. Last mich! Damit meine Augen niemmer mehr das Untreue Weibt ansehen dürfen. [11r]

Wagao. Genädigster Graf, mößiget eueren Zorn. Untersucht diese Sache zuvor, ehe denn ihr so schnell Uhrtheilet. Vielleicht ist Genuvefa Unschuldig und fälschlich angeklagt worden.

Meander. Ja wohl, fälschlich! Auch noch weit ärger hat Genuvefa, als hier beschrieben steht, begangen, wovon ich selbst ein Augenzeuge bin gewesen.

Siegfried. Meander, reise eilends nach Hause und sage meinen Hofmeister Golo, er soll die Ehebrecherin in ein Enges Gefängnis werfen, auch dem treulosen Koch wegen seinen Verbrechen durch das Schwerth hinrichten lassen oder ihn mit Gift aus der Weld reumen. *(Meander geht ab.)*

Wagao. Kommt, genädiger Graf, wier wollen in ein anderes Zelt auf Viesitte gehn, damit ihr euch ein wenig zerstreut.

Siegfried. Wir wollen morgen nach Hause eulen. In Straßburg werden wir einige Tage rasten. Dahero werde ich einen Brief an Golo senden, damit er mir bis dahin entgegenkomme. *(Gehen ab. Es wird ein Mars gemacht.)* [11v]

(Kasperl und Pimperl.)

Kasperl. Potz fückermend! Dos hast im Krieg herumgezogen! Aber ich hob auch beit gemocht, das mir die Leäus zu allen Knopflöchern heraus kriechen, he! Pimperl heraus!

Pimperl. No, was giebts, Bruder Kasperl?

Kasperl. Pimperl, hier würst du dich auf die Schildwache stellen, und wonn a Feund komt, so schiß loß. Da werden wir so gleich dos gonze Regiment do sein; da werden wir die Kerls noch a mohl ausen Soltz Korwoschen, dos sie werden drauf vergessen, sich an uns zu wogen.

Pimperl. No ja, wonn a Feund kommt, schiß ich auf der Stell ihm Todt.

Kasperl. Und wonn sonst was spierst, so ruf gleich: Gewähre raus! *(Kasperl geht ab. Nota bene. Pimperl feuert ab, sobald Kasperl abwesend ist.)*

Kasperl *(komt raus)*. Was Teufel hast dos? Ich seh noch kann Feund, und du host deine Flinten obgefeuert. Norr, verdompter! Ich hob dier gesogt, wonn der Feund wird komm, dann solst du lehrum machen! Stahnesel, sockerischer! [12r]

Pimperl. Jo Kischießen! an Teufel verstöchst du! Wonn der Feund komt, ists zu speht. Oft letz Schießens nich zuvor Todt, und do ists gescheuter, ich schiß bold, und wonn der Feund kommt, sind wir schon olle beysonnm. Mit deiner Norhath pak dich of die Seiten!

Kasperl. Tolck, imfahmer! Schiltwochen und vorposten muß jeder Feldherr hoben.

Pimperl. Na, soge ich, dos ist halt a mol nid recht; olle zomtreten in an Haufen, dos ists gescheuter als wie sich aner noch dann ondern lossen Todt schießen.

Kasperl. Tu stelsts dich wieder auf dein Posten, und ich sogt diers: Wond nicht deine Soch recht mochts, so kriegts du die Kugel fürn Kopf.

Pimperl. Bruder Kasperl, sey so gut und lod mir mey Gewehr.

Kasperl. Jo Ki geschüßen, ich kann selber mein Stutz nicht loden; derowegen hob ich ihn versoffen; brauch auch keinen mehr. Bin Officier worden, da muß ich an Degen hoben.

Pimperl. Du host mir dos Gesicht zu an Officier! Es ist ka größer Gimpel im gonzen [12 v] Loger als du Potzenlöpel von an Officier!

Kasperl. Pimperl, ich sogt dirs, wonn ich dich onzeig, dos du mich geschimpft, so wirst du gewiß zwey Jahr krumpf geschlossen.

Pimperl. Lieber Bruder, moch kan Gimpel und sogt ka Würthtel; ich werd dir a Moß Mosskotierrer-Wosser zohl.

Kasperl. No gut, weil ich so hoch anfanschiert bin, so will ich und du das schöne, hipsche und feune Lidichen von den Herren stihle und der Weibertreu Singen, weil ich so hob vernommen, dos die gnädige Gräfin Genuvefa mit dem Koch hod in Bett gelägen.

Pimperl. Jo, Jo, Bruder Kasperl, ich hobst schon längst kont, dos die genädige Frau Genuvefa ollweil a verliebtes Auge auf den Koch gehobt hod.

Kasperl. Und ich glaubts holt nid; es ist eine liebe, gute genädige Frau.

Pimperl. Und wons nid wor wer, würde Golo solches nid unserm Herrn hoben schriftlich ins Feld geschickt. [13 r] (Sie singen Aria:)

1.

Die Herren stihle und Weiber Treu
 Sin heides einerley.
 Bald rutscht man auf, bald glitscht man ab
 Und folt in die Säuerrey, ey, ey, ey, ey
 In die Säuerrey.

2.

Einst war ich hoch geanfanchiert,
 Ich erreuchte den höchsten Zweck,
 Biß ich auf einmal herunter fiell
 Wohl in den tifsten Dreck, Dreck, Dreck
 in tifsten Dreck.

3.

Drum, ihr Brüder, wann ihr anvanschieren wolt,
 Anvanschiert nur nicht zu hoch,
 Auf das ihr nicht heruntert falt
 Und schlogt euch in Orsch a Loch, Loch, Loch, Loch
 In Orsch a Loch.

(Gehen ab.)

IV. Aufzug.

(Golo vor dem Vorhange)

Golo. Nun bin ich schon begiericht zu wissen, was mein vertrauter Diener Meander wird ausgerichtet haben. Weil ich ihn aber schon kommen sehe, muß ich ihn doch entgegengehn.

Meander. Hoch gebithtender Herr Hofmeister, recht gelücklich hab ich meine Sache ausgerichtet. Ihr solt Genuvefa in ein hörtteres Gefängnis werfen, dem Koch aber nach euerem belieben hinrichten. [13 v]

Golo. Meander, hier hast du unterdessen ein kleines Present. Ein Mehreres wil ich dir geben, wenn alles nach meinem Wunsche ausfallen thut.

Meander. Danke schönstens. An meiner hilfreichen Hand sol es nicht ermangeln.

Leander (*tritt ein*). Herr Hofmeister, hier überbringe ich einen Brief; vor einer halben Stunde ist er mit exterra Post angekommen.

(*Golo liest im stillen.*)

Golo. Unser Herr Graf schreibet mir, das er sich in Straßburg befindet. Und ich soll ihm sogleich dort aufsuchen. Darum, meine getreuen Diener, bewachtet Genuvefa gut, bis das ich wieder rettur komme.

(*Gehen ab und kommen in Straßburg zusammen*) (*Musik.*)

Kasperl (*vor der Kordiene*). Aber dos ist a Fressen und Saufen in den Straßburg! Wonn's immer so fort geht, so wünsche ich mir mei Lebtag ka bessere Zeit. Ober was der Teufel! Unser Grof ist olleweil trauerreich. Die verdompten Weibgedancken kon er sich holt nicht aus dem Kopf schlogten.

Golo. He, Kasperl! sage mir, ist Graf Siegfried zu Hause?

Kasperl. O, Ja, nein, doch nicht. [14 r]

Golo. Kasperl, fretz ziehr mich nicht und sag, ob er zu Hause sey oder nicht.

Kasperl. Nein, er ist nicht zu Hause.

Golo. Wo ist er denn hingegangen?

Kasperl. Nirgends, er ist jo zu Hause.

Golo. So melde mich bei ihm und sage, das ich jetzt hier bin.

Kasperl. No jo, wonn er wird zu Hauß sein.

Golo. Ich weiß schon, woran es fehlt. Hier hast du ein Trinkgeld und melde mich gleich, wann der Herr Graf wird zu Hause sein.

Kasperl. Er ist eh zu Hauß; drum werde ich euch sogleich melden.

(*Kasperl geht ein und komt wieder.*)

Kasperl. Hofmaster, ihr solt den Augenblick zum Grofen hin ein komm.

(*Beide gehen ein. Wird aufgezogen.*)

(*Siegfried in einem Zimmer. IV.*)

Golo (*tritt ein*). Viel Glückt, Heil und Segen wünscht ich euch, mein hochgebithtender Herr und Graf.

Siegfried. Willkommen! Brinkt ihr mir eine tröstende Nachricht von meiner Jenuvefa? [14 v]

Golo. Nein, genädigster Graf und Herr, ich kann euch mit keinem besseren Troste dienen, als ich geschrieben hab. Aber, genädigster Herr, so es euer Willen ist, so nehmt hier in Straßburg ein fromme und heil. Matteredone welche vergangene und zukünftige Dinge weiß. Derowegen so es euch beliebt, so wollen wir diese heil. Mutter aufsuchen. Vielleicht kann sie euch in etwas trösten.

Graf. Ach, gar gerne! Ich bedarf wohl des Trostes; ich wil euch sogleich nachfolgen.

Golo. So komt, genädiger Graf; sie wohnt gleich unweit (Hs. und weit) von hier.

(*Gehen ab*) (*Musik.*)

(*Das Theater wird in die Zauberhöle verwandelt. Die Zauberin sitzt bey einem Tischel.*)

Siegfried. *Pocht an.*

Zauberin. Herrein.

Siegfried. Hört ein mahl, liebe heil. Mutter, nehmet mir nicht übel, das ich euch in euerrr Andacht störrre. Ich lebe mit meinem Weibe in Verdachte, daß sie (Hs. sich soll) mit einen Menschen in Unerlaubter [15r] Bulschaft leben soll; dahero bitt ich euch, liebe frome Mutter, mir anzuzuegen, ob ich dessen Glauben beimessen soll.

Zauberin. Mein Herr, was gedenket ihr euch? Ich bin keine heil.; ja, so gut als andere eine arme Sünderin. Jedoch so viel hat mir Gott Gnade verliehen, das ich verborgene und zukünftige Dinge weiß.

Golo. O, so habet die Gütte, uns anzuzeigen, so viel als es euch möglich ist; ihr werdet euere Mühe gut belohnet bekommen.

Zauberin. Nun so warttet einen Augenblickt.

(Gehet ab und bringt einen Sichtspiegel)

Da sehet, edle Herren, dieses Patterret [Portrait?] zeigt euch alles klar, wie weit euere Gemahlin in ihrer Buhlschaft mit dem Koch gekommen ist — da sehet, wie sie einander küssen. *(Haucht den Spiegel an.)*

Da sehet, wie sie in Unerlaubter Liebe in eueren Ehebetten bei sammen liegen, und da sehet ihr weiteres Unternehmen.

Siegfried. O, verfluchte Unthat, meine Augen können solche Lasterthat nicht mehr ansehen. Darum, Golo, eulet nach Hause und brüngt das Ehbrecherrische Weibt samt den Koch und ihren Huhrenkind ums Leben. Ich wil sie nicht mer sehen. [15v]

(Wird zugerollt. Golo, Meander und Leondes und Licias, alle vor dem Vorhang.)

Licias. Aber, mein getreuer Leondes, was wird Golo haben ausgerichtet? Ich höre, er war schon wieder da. Aber, meine lieben Freunde, was gedenket ihr von dieser Sache? Es ist doch schade, das unsere genädige Frau sich in eine solche verbothtene Liebschaft hat eingelassen.

Leondes. Ich wil es nicht recht glauben, daß Genuvefa sich dieser Schandthat schuldigh weiß. Ich hoffe, wann der Graf wird nach Hause kommen, wird er die Sache genau untersuchen.

Meander. Und ich habe es selbst schon mit meinen Augen gesehn, das sie sich in verbeigehn, Genuvefa und Tragonos, oft mahlen geküßt haben.

(Golo kommt.)

Golo. Gutten Tag, meine lieben Freunde, ich bringe gar eine Trauerige Zeitung; denn der Graf mag und wil seine Gemahlin Genuvefa nicht mer wiedersehn, weil sie sich seiner nicht geschemt und den Schwur der Ehligen Threue gebrochen hat. Da leset seinen Ausdrücklichen Befehl. *(Brief. Licias liest.)* [16r]

Straßburg, den 10ten Februarij 563.

Ich Paltz Graf bewillige, das die Ehrvergessene Genuvefa samt ihren erbuhlten Hurren-Pangart so gleich ohne alle Gnade durch das Schwert hingerichtet werden soll, der Pflichtvergessene Koch Tragonos soll mit dem schmechlichsten Tode hingerichtet werden. Zu dieser Unweygerlichen Befolg[ung] ich euch, meine Getreuen, strengstens verbinde.

Siegfried Paltz Graf am Reun.

Licias und Leondus. Ach Gott, erbarme dich!

(Gehen ab. Trauerige Musick.)

V. Aufzug.

(*Wird aufgezogen. Der Kerker.*)

Genovefa. Ach mein Gott, wie lange soll ich noch samt meinen unschuldigen Kinde in diesen Kerker schmachten? Mein Herr und Gott, wann wird es dier gefällig sein, mich aus diesen hartten Kerker zu erlösen?

Leondus (*tritt ein*). Genovefa, auf Befehl des Grafen Siegfried sollet ihr euch zum Tode vorbereiten, weil ihr des Ehbruchs überwiesen seit. Mithin habt ihr noch eine Stunde, euch vorzubereuten. Nehmt mier nicht [16 v] Übel, es ist meine Pflicht, euch solches anzuzeigen.

Genovefa. Ach, Gott im Himmel erbarme sich meiner! O, ich ungelückt-seeliges Weib, so muß ich dann unschuldig sterben! Ja, mein Gemahl Siegfried verdampt mich ungehört! O grausames Verfahren! Ich als eine geborene Herzogin aus Prapand muß jetzt als eine gemeine Verbrecherin mein junges Leben dahingeben! Ach Gott, erbarme dich meiner!

Leondus. Verzeiht, genädige Frau, das ich euch so betrüben muß. Es ist mir von dem Hofmeister Golo zur Pflicht aufgelegt worden, euch das Todesurtheil anzukündigen. Daher so euer Herrz noch was begehrt, so entdecket mir es.

Jenuvefa. Leondus, du warest stehts mein getreuester Diener; daher thue mir diese Liebe noch erweisen. Bringe mir Tinte, Feder und Papier, damit ich meinen Ehgemahl kann das letzte Lebewohl Schreiben. Aber, so war Gott lebt, bin ich Unschuldig!

Leondus. Ja, genädige Gebithterin, dieses solt ihr sogleich haben, ob es zwar [17 r] verbothten ist. (*Gehet ab und komt mit den Schreibzeuge*)

Leondus. Hier ist es, liebe arme Frau.

(*Genovefa schreibt. Der Diener gehet ab.*)

(*Nickel, ein Bauer, tritt ein, weinend.*)

Nickel. Ach, liebste Landes Mutter, sol es denn werklich wor sein, dos ihr starben seit? Gott wolte es behütten! Wer wär mich und meine Kinder manchsmal derhalden? O du lieber Himmlischer Votex, erbarm dich doch, dos sich dängt [?] nicht geschieht.

Jenuvefa. Ja, mein lieber Unterthener Nicklas, sehet, ich bin Unschuldig zum Tode veruhrtheilt.

Nickel. Do wers dann werklich in der Wahrhath? Och, dar Gottloser Grofe dorfte wul nicht glei a su keck sein.

Palzer (*weinend tritt ein*). Nu Gefotter Nickel, seit ihr denn a do? Hört doch, unsre liebe gude Frau Gräfin war ber heute zum letzten mohle sahn! Deswegen komme ich har, dos ich mich kon vier die Guttete bedanken. (*Felt ihr zu Füßen.*) [17 v] Ach, beste Frau, ich thu für alle genoden und guttoten danken, besonders weil ihr mich in meiner Krankheit so genädig onterstußen und mei Weibt samt unsern 6 Kindern necht hot losen vor Hunger starben.

Jenuvefa. Schon gut, ich erkenne euer Mitleidsvolles Hertz. Tröstet euch nur mit dem, das euere Frau unschuldig sterben muß, samt eueren zukünftigen jungen Herrn.

Beide Bauern. No in Gottes Nohm, nischt vor ungut, dos wir uns hon die Freuhad genom.

Nickel. Es wer wul no geschahn; euer Bediente Leondus hot es uns och zu gefolln gethon, dos wir och noch a mohl mit euch konten Reden. No bezohls God fur alles Gude, wos wir hon genoßen, und labt gesond!

(*Weinen alle beide.*)

Genuvefa. Ihr gutten Mönner, bittet nach meinem [Tode] vor mich, so wie auch ich euer niemahlen hab vergessen.

Leondus. Gelibte Frau, ist das Schreiben volendet?

Genuvefa. Hier, leg es in mein Zimmer; jetz will ich noch eine Weile bethen. [18r]

(*Der Vorhang felt.*)

(*Die Bauern heraußen weinen und loben und bedauern Genuvefa.*)

VI. Aufzug.

(*Presentiert Waldung.*)

Leander und Leondes bringen Genuvefa geführt. Sie trägt das kleine Kind auf ihren Armen. Sie gehn vor dem Vorhange durch. Wird aufgezoen.

Leander. Nun, Genuvefa, hier ist der Ort, allwo wir Befehl haben, euch zu tödten wegen des Ehbruch, dem ihr an euren Gemahl begangen habt. Derowegen macht euch bereut! Gebt das Kind her, damit ich es erwürge.

(*Genuvefa knieet nieder.*)

Jenuvefa. Um Gottes Willen haltet ein! So war Gott lebt, bin ich Unschuldig! Habet erbarmis mit euer unglücklichen Frau; tödtt mich zuerst, damit ich nicht zweymal sterben darf und den Todt dieses Unschuldigen Kindes sehen darf.

(*Die Diener treten bey Seite.*)

Leondes. Lieber Bruder, was wolten wir unsere Schwertter mit dem hochadellichen Blute unser Gräfin färben? So du wilst, so wollen wir sie am Leben lassen. [18v]

Leander. Ja, wann wir daß nicht tödten, mit was wolten wir uns ausweisen, indem wir ihre Zunge sollen dem Hofmeister überbringen zum Beweiß, daß wir unsern Befehl vollzogen haben.

Leondus. Da werde ich Rad schaffen. Ich hab einen Hund; diesen wollen wir die Zunge abschneiden. Genuvefa aber muß uns schwören, Zeit ihres Lebens nicht mer in das Gräfliche Schloß einzutreten

(*Gehen zu Jenuvefa.*)

Leander. Seit ihr bereit zum Tode?

Jenuvefa. O, habet doch Mitleiden mit mir unschuldigen Frau! Gott wird es euch einstens lohnen.

Leondus. Hört, liebe gutte Frau, wir wollen euch das Leben Schenken, wann ihr uns schwört, nicht mer euere Resiedenz zu betreten.

Jenuvefa. Ja, liebste Diener, dieß gelobe ich euch, mich niemahls mehr in diesen Schlosse sehen zu lassen.

(*Die Diener gehen ab.*)

Beyde. Lebet wohl, arme Frau.

(*Jenuvefa weind.*) [19r]

Jenuvefa. Nun, du kleines unschuldiges Kind, Gott erbarme sich unser! Von was werden wir in dieser Wüldniß leben? Ja, mein Herzens-Kind, dieser finstere Wald wird jetz unsere künftige Wohnung sein.

(*Gehet ab. Sinwonia.*)

(*Wird zugerollt.*)

(*Golo vor dem Vorhange. Spatzieret. Leondus und Leander begegnen ihn.*)

Golo. Habt ihr euren Befehl richtig vollzogen?

Leondus. Hier sehet die Zunge von Genuvefa! Ihren Kerper haben wir in einen reisenden Strohm geworfen.

Golo. Ganz recht! Aber ich höre Trompeten blasen. Es komt gewieß unser Herr Graf nach Hause. (*Das geschieht vor der Chorthine.*)

(*Siegfried und Wagao kommen aus dem Felde. Golo küß dem Grafen die Hand.*)

Golo. Willkommen, genädigster Graf und Herr!

Siegfried. Danck euch, Hofmeister; weilet nur ein wenig; ich bedarf der Ruhe, damit ich meine Glieder etwas Ruhe gönnen kann.

(*Gehet ein. Alle . . .*) [19 v]

Kasperl. No jetz bin ich holt a wieder a mol do, dos heiß gerast, hob schon zehnpor neue Stiefel rundergeschonden, und 75 por Pelzhandschuhe sind a beim Teufel. Jo of dieser langen Raß ists schon 32 mol Winter geworden; do kon anner schon wos ausstehn. Ich hob auch viellerley fremde Sprachen gelernt, Franschöst, Itallijenisch, Bömisch, Wallachisch, Polsch und: so: w: Ja meine Herrn, wann sie solten einmal mit Sprechen, so würden sie sehn, wos ich olles kann.

Pimperl (*kommt heraus*). Gott sey gedrummelt und gepfiesen, dos ich wieder da bin! Bruder Kasperl, wos werden wir jetz onfongen? Ka Geld hoben wir nid und kan Kredit a nid; sonst gingen wir zum Brondwein

Kasperl. Jo K. geschießen Saufteufel! Du wast nigst ols Saufen. Schnupftuch host heut zum Frühstück schon versoffen. Jetz konst die Nosen ins Hemmet Schnäuzen. (*Gehen ein.*)

Golo (*kommt heraus*). Ich weiß nicht, Graf Siegfried muß mich schon in Verdach haben, weil er mich stehts finster anschaut, auch meine Fragen unbeantwortet bleiben. Ich weiß nicht, bin ich schon verrathten, daß ich Genuvefa [20r] samt dem Koch unschuldig habe ermorden lassen? Aber jetzt wil ich Flucht nehmen, eh das ganze Wetter über mich loß bricht. Ich will mich auch zeit meines Lebens nicht mer hier sehn lassen. (*läuft davon.*)

VII. Aufzug.

(*Der Graf im Tiatero allein.*)

Siegfried. Ach, mein Gott, überall, wo ich hinsehe, schwebt mir der Schatten meiner Genuvefa vor Augen! Ach, Weibt, soltest du wohl Unschuldig gestorben sein? Es ist immer, als rufte eine Stimme: Genuvefa war unschuldig! Ach Gott, solte dieses war sein, so hätte ich seit meines Lebens weder Ruhe noch rast! — Ich will jetz in ihr Zimmer gehn. Vielleicht habe ich dort einen Augenblickt ruhe. (*Gehet bey Seit und komt wieder.*)

Hier hab ich ein Schreiben gefunden; es ist die Handschrift meiner Genuvefa. Ach Gott, was mag wohl darinn vor ein Inhalt geschrieben seyn? Ich will ihn sogleich überlesen. (*Liest stark*) [20 v]

Brief.

Genädiger Herr, Herzliebster Ehegemahl!

Demnach ich verständiget worden, das ich auf euern Befehl sterben soll, also habe ich mit diesen par Zeilen euch wollen gute Nacht sagen. Ich wil zwar

gerne sterben, weil es euer Befehl ist, ob mir gleich der Todt sehr pitter fallet, daß ihr mich unschuldiger Weise zu Tode verdampft habt. Die ganze Uhrsache, warum ich sterben muß, ist diese, weil ich meine geschworne Treue gegen euch nicht hab brechen wollen und den geillen Hofmeister, der mich mehrmal zur Unzucht hat nöthtigen wollen, abgewiesen hab. Dahero er mich fälschlich bey euch angeklat. Ich messe euch keine andere Schuld zu, als das ihr meinen Ankläger zu leuchte geglaubt und mir keine rechtfertigung vergönnt hab. So bezeuge ich aber bey Gott, für dessen Richterstuhl ich morgen erscheinen muß, das ich all mei Lebtag auser euch keinen andern Mann erkannt hab, dessenwegen ich auch sterben muß. Bleibe aber der sicherren Tröstung, es werde einmal ein Tag aufgehn, an welchen meine Unschuld und meiner Ankläger Falschheit [21r] wird offenbar werden. Meine größte Betrübniß ist, daß mein und euer Kind zu einem Opfer der Grausamkeit dienen muß. Lebet wohl, genädiger Herr, liebster Schatz und Ehgemahl. Ich verzeihe euch von Hertzen und will nach meinem Tode Gott bitten, das mein unschuldiges Blut keine Rache über euch und meine Ankläger schreue. Das schreibe ich mit zitterrenden Händen und weinenden Augen, weil mir der bevorstehende Todt das Herz mit schrecken erfüllt hat. — Adije zum letzten mahl! Ich verbleibe euere bis in den Todt getreue und um der Treue willen zum Todt verdampfte

Genuvefa.

Siegfried. Ach mich ungelücktseeligen Menschen, den die Sonne bescheund! Ist es woll möglich, Genuvefa, das ich dich konte ungehört verdammen? O, verdampfter Golo, du schendlicher Bösewicht und Mörder meiner geliebten Genuvefa, wie hast du mich so fälschlich betrogen! Aber wart, ob du dich gleich aus dem Staube gemacht hast, ich will doch trachten, dich in meine Gewalt zu bekommen. Darum, Licias, kom herbey. [21v]

Licias. Was befehlen euere Gnaden?

Siegfried. Mein getreuer Rentmeister, so ihr auf eine listtige Weise könntet des entlaufenen Hofmeisters habhaft inne werden, wäre mir mein Vergnügen. Dann wisset, meine Gemahlin Genuvefa ist unschuldig durch seine falsche Anklage zum Todte verdampft worden.

Licias. Das kann leicht geschen. Ich weiß schon längst seinen Aufendhalt. Derowegen will ich meinen Fleiß nicht Sparen, seiner habhaft zu werden.

Siegfried. Dadurch werdet ihr mir eine große Freude veruhrsachen. So gehet, dann ich werde ganz mat; ich wil zuvor eine Stunde schlafen.

(Licias gehet ab. Der Graf lümmelt sich auf den Tiesch und schläft. Tragonus als Geist tritt ein und zogt dem Grafen am Kleide. Der Graf erwacht.)

Siegfried. Ich und alle gute Geister loben Gott den Herrn.

Geist. Ich auch.

Siegfried. Wer bist du oder was begehrt du? [22r]

Geist. Siegfried, ich war dein Koch mit Nahmen Tragonus. Du hast mich unschuldiger Weise lassen ermorden, dahero lass meine Gebäude nach christlicher Pflicht begraben.

(Der Geist winkt ihm.)

(Gehen alle beide ab. In einem bissel komt der Graf zurück.)

Siegfried. Wagao, mein Kammerdiener.

Wagao *(kommt)*. Was giebt es, Herr Graf? sie sind ja ganz bestürzt!

Siegfried. Gehe in den Schloß-Garten. Bey dem Papelbaum wirst du ein Zeichen in der Erde stecken sehn. Alda grabe in die Erde; was du alda finden wirst, zeuge mir an.

(*Wagao gehet ab. Eine Sinwone.*)

(*Der Graf bleibt im Theater sitzen. Wagao komt zurück.*)

Wagao. Genädigster Herr, kaum hatte ich zwey Schuh tief in die Erde gegraben, da fand ich einen Todten Körper, mit Ketten unwunden. Nach meinen Vermuththen mag es der unschuldig gemordete Koch Tragones sein. [22 v]

Siegfried. Ich hab es wol gewußt. Er ist mir als Geist erschienen. Dahero sollen sogleich seine Gebäude erlich und prechtig begraben werden und für seine Seele ein feuerliches Amt samt Officium gehalten werden.

(*Wagao gehet ab.*)

Leander (*triet ein.*) Edler Herr Graf, hier überbringe ich einen Brief. Er kommt von Straßburg.

(*Überreicht solchen den Grafen.*)

Siegfried (*liest laut den Brief*)

Kund und zu wissen wird euch gethan, hoch edel gebohrener Palz Graf, wie [durch] das löbliche Magisterrath zu Straßburg eine Zauberin gefänglich ist eingezogen worden und wegen vielen großen Verbrechen zum Feuer ist verurtheilt worden; hat sie auch bekant, das sie euch, Herr Graf, auf anstiftung eueres Hofmeisters euch durch teuflische Künste verblendet, und dasjenige, was ihr im Spiegel gesehen habt, ist blendwerk gewesen. Dahero macht sie euch zu wissen, das ihr euere Tugendsame Genuvefa unschuldig habt ermorden lassen. Auch sey der Koch gleichfals unschuldig mit Gift hingerichtet worden. [23 r] Derwegen bittet sie um Gottes Willen ihr solche böse That zu verzeihen, indem sie von dem gottlosen Golo ist dazu verleudet worden.

Stadtgericht zu Straßburg im Jahre 567 den 28ten August.

Siegfried. Ach, du verdampfter Golo, du hast meine Lebenstage verpittert, meine Frau und Kind unschuldig hingerichtet, den Koch mit Gift vergeben! Aber wart, du Böse Wicht! das Maß deiner Sinden ist voll. — Ach Genuvefa meine arme, unschuldige Genuvefa!

(*Kordine fällt.*)

(*Kasperl und Pimperl vor dem Vorhange*)

Pimperl. No, wo gewest, Bruder Kasperl?

Kasperl. Ich wor drey Tog-rasen über den Reunstrohme und hob den Sockerrischen Golo wieder auf unser Schloß geholt. Dem Kerl hob ich verdompt vorgelogen; sonst wer er auch nicht mitgongen.

Pimperl. Bruder Kasperl, sogt mir nur, wie du dos Ding host ongestellt, dos Golo ist so tum gewesen, wonn er wissen solte, dos er würde auf Mostung kom, wer er gewiß nicht von Castello in die Palz kom. [23 v]

Kasperl. Jo, dos Dink hob ich müssen verdompt pffig onstelln. Ich hob in vorgeplauscht, unser Herr könnte ohne ihn nicht leben, ja, es wäre Niemand in unserm Schloße, welcher ihn tröstete. Dahero ersuchte er ihn, wieder anhero zu kommen, und do hot Golo glaubt, es ist ols gut auf weg. Hod er mich olleweill frogt, ob auch unser Herr Grof um Genuvefa trauere, so hob gsogt, dos er jetzt wieder heuerathten wird. Ha, ha!

Pimperl. Du bist holt a gonzer Liegenschwanz! Wonnns auf Liegen onkomt, do ist ka Pferdthondler dir gleich. Golo ist a gonzer Eselskopf, und wonn ich wer gewest wie Golo, ich hät dier wos aufs Hockbret treten.

Kasperl. Wort, Pimperl, ich was eh schond, dos du mit Golon und Meandern unter anner Decke stickts, ober wort, du komsts cholt a sicherlich on Golden [Galgen.]

Pimperl. Na, da wird nix draus. Zum henken bin ich nix nütz; ich bin um Holz zu kitzelnicht; ich müste zu viel lochen. [24r]

Kasperl. Dos mocht nix aus. Die Lochen wird dir schond vergehn, wonns dir werden die Homfene Holsbinde umlegen.

Pimperl. Na, konst richtig glauben, zum Henken bin ich kann Teufel werd. Wonn ich in der Höh aufn Golden stindt und wolten mir die Schling onlegen, stratztich viel ich herrunter.

Kasperl. Und do wirst du unter dem Golgen Todt geschlogen.

Pimperl. Kasperl, moch an Gescheiten; ich sogt diers, wond mich ongiebsts, wirts mit dier a nid gut ausfolln. *(Gehen sinnwend ab.)*

VIII. Aufzug.

(Wald wird vorgestellt. Genuvefa sitzt in der Höhle. Ein Engel bringt ihr das Kruzifix.)

Genuvefa. Ach Gott im Himmel! So bin ich doch von aller Welt verlassen. Ich habe niemanden, welcher mich tröstet als dich allein, mein Gott.

Engel. Schau, Genuvefa, hir bringe ich dir das Kreutz zu einem Zeichen, das auch Gott ein Trost ist in allen unseren Nöthen und Triebzahl. In deiner angst und Noth dröste dich in deinem Gott, der vor dich ist gestorben, hat dir das Heil erworben. [24v]

Jenuvefa. Ach mein Gott, was hab ich dann verbochen, das ich so unschuldig von aller Weld verstoßen bin? Was hab ich dann vor eine Sünd begangen, daß du, mein Gott, mich so strenge behandelst?

Das Kruzifix. Was hab ich dann gesündigt, das mich mein Vater so hart hat heimgesucht oder wie hab ichs dann verschuldet, daß er mich an das Kreuz hat nagelassen? Bist du dann Unschuldiger als ich oder hab ich mer gesündigt als du? So tröste dich an mir und gedenke, das ich noch weit mehr gelitten hab als du jetz leidest und noch ins künftige leiden wirst.

Jenuvefa. Ach mein Gott, verzeuh es mir! Ach, wie bin ich dessen würdig, deine Göttliche Stim zu hören! Keine Klage soll mer über meine Löpsen kommen. Ich will alles hinführo geduldig leiden. Ja, Du bist ein guter Gott, Du hast mir durch sieben Jahre eine Hirschkuh gesandt, welche dich, mein Sohn Schmeizenreich, an ihrem Euter hat säugen lassen, damit du nicht darftes erhungern. Ein Wolf hat dich mit einem Schaaffehl [25r] versehn, das ich dich bekleiden konnte. Ich danke Dier dafür, mein Himmlischer Vater.

Schmeizenreich. Liebe Mutter, ich muß immer bethen: „Vater unser, der du bis in den Himmel.“ — Wer ist dann mein Vater?

Genuvefa. Mein liebes Söhnlein, dein Vater ist Gott. Er wohnt dort oben, wo Sonne und Mond scheid.

Schmeizenreich. Kennt mich dann mein Vater?

Jenuvefa. Freulich kend er dich und hat dich auch recht Hertzlich lieb. Er ist der reichste Herr; Himmel und Erde ist sein.

Schmertzzenreich. Wann mein Vater ein so reicher Herr ist, wie komt es dann, das er mir nichts gutes thut und in so großer Noth stecken läß, und besucht uns gar nicht?

Genevefa. Mein liebes Söhnlein, er läßt uns nur alhier ein wenig Noth leiden, damit wir bei ihm Himmel ewiglich in großer Freude leben können.

Schmertzzenreich. Ach, so hab ich dann ohne den Himmellischen Vater sonst keinen Vater auf dieser Erde? [25 v]

Genevefa. Sihe, mein lieber Sohn Schmertzzenreich, ich bin eine gebohrene Herzogin aus Prapand und war vermehlt mit Siegfried Palz Grafen onweid Trier, welcher mich und dich unschuldig befahl zu morden. Die barmherzigen Diener aber schenkten uns das Leben. Auf solche Art sind wir in dieses Siebenjährige Elend gerathten. Nach meinem Tode gehe durch diesen Wald in das nahe dabey liegende Schloß. Dort wohnt dein Herr Vater und sage ihm, das du sein rechtmäßiger Sohn bist und Genevefa deine Mutter war.

Schmertzzenreich. Ach, das es Gott erbarm, sind wir denn so gar verlassen?

(Die Kordine fällt.)

(Kasperl vor der Kordine. Jagdanstellung)

Kasperl. Hundo Sokerloth, ich hob schon wieder a Neu Dienst erholten; jetz bin ich a Nohtwächter und soll anstolt mochen zur Jogt, he da, auch soll ich die Bauern als Jogt Treuber bestellen. Es wird aber woll wieder langsam hergehn, wan die Bauern müßen auf die Prescherei kommen. [26 r]

Pimperl. Wo du dan wieder so lang steckts? Host du dann schon die Bauern Bestolt, Bruder Kasperl?

Kasperl. Jo warum? Hob noch ka zeut klobt.

Pimperl. No, was host den ktohn? Nix, Misthaufen, Tolketer. Ich hob schon die gonzen Gewehr puzt.

Kasperl. Und ich hob hob hob holt die Pulferhörner gefült.

Pimperl. Jo, Saufen bist gewest; jetz Ruf nur die Kerls heraus.

Kasperl. He, Pfafer Nickel, Reßla Paltzer, Rauß! Ihr mist alle zwa heund mit auf die Jogt.

Reßla Paltzer. No do etz hot ma a zeitlang Ruh gehot hot, hot ma, jetz werd sich dos verteufelte Kotergejeche wieder onheben.

Kasperl. Rauß, ihr verfaulten Kerl! Neckel, Palzer! — rauß! sonst hau ich euch, dos euch, dos ihr die schwerinoth krigt.

Nikel. Hinu, derworts och schund. Ich ho a müßen worten, bis ihr seit kommen, ir groben Herren Dengriche ihr! Ma post och immer, ja, ma hot sonst nischt zu thun, hot ma; ja no do hot ihr mich do ja. do schaut[?] mich holt[?] on; ja do bin ich ja, ihr Gestrenger Her Nosenweiß, ja, do do ja. [26 v]

Paltzer. Jnu pfue Teufel! Dos ist jo a getöhse, ols wenna Feuer oft den Doche hätte! Der word och schond die Zeit, hm. Ma hot sonst nischt zu thun als wie grode weder of dos schieß Gepresche zu ziehn. Hm, Hm, ihr Herrenleute hot ganzen Tog nischt für ols spocierren fohren und im dann Pusche remkriehen! Hm, hm, wie halt die gelestigen Ziegen, so seit ihr, Hm, hm.

Kasperl. Was, verdompter Mesthaufen, wos macht den ihr den ganzen Tag? im Wirtshaus sitzen, Brandwein saufen oder zu Haus ofn Backofen liegen die Bahn on Ofen in die Höh stengeln!

Pimperl. Oder ofn Weibern rumsiehn, die Trägen Esel, die!

Nickel. O, halt du bald dein Gosche, du böst salber keinen Menschen keinen Quörk nütze ols unsern Grofen zum Ausfrassen, ja und ma möchte noch immer s' Hütla führih obnahm, ja möcht ma, ja möcht ma. O na, Nickel ist ne a so tomtb, ja, ja.

Pimperl. Geld, was wos guts zum ropssen gäbe bei uns auf Schloß, wer Nickel der erste sein.

Nickel. Hi, du abscheulicher Karla, ho ich denn no jemanden was haßen met gehn? Dos ja semmer noch amol, ja hm, hm, ja. [27r]

Pimperl. Ich will euch zu kaim Krauthütter hoben. Of die letz könnten wir Kraut euch obkaufen!

Nickel (*schlägt Pimperl*). Do, do host du deiß! Bin ich a Krautdieb?

Pimperl. Ja, ja, wos ich gesogt hob, ist wor! Es wer nicht dos erste mohl. (*Pimperl wehret sich. Sie schlagen alle viir einander.*)

(*Siegfried komt herraus.*)

(*Licias, Wagao, Leander, Leondus Jagtfertig.*)

Siegfried. Nun wolan, meine getreuen Vasaallen und Unterthanen, so wollen wier uns mit einer Jagt erlustigen! Und haltet gute Ordnung, mir eine Freude zu machen.

Liecias. Alles soll nach dero höchsten Wunsche geschen.

(*Sie jagen. Die Hirschkuh komt in Vorschein.*)

Werrend der Jagt singt Kasperl und Pimperl ein Jagdlied)

IX. Aufzug.

Genuefa im Hintergrunde.

Der Graf findet Jenuvefa in der Waldhöle.

Siegfried. Ach Himmel, was ist das? — Bist du ein Geschöpft Gottes, so komm hervür.

Jenuvefa. Mein Herr, werffet mir euern Mantel herrein, damit ich kann meine Blöse bedecken. (*Der Graf würft den Mantel hinnein.*) [27v]

Siegfried. Ihr gleicht einem Frauzimmer. Aber sagt mir doch, was euch antreubt, das ihr auch in diese Felsenklupft begeben habt.

Genuefa. Die Uhrsache ist diese. Mein Herr wolte mich unschuldiger Weise lassen Tödten. Also hab ich mich, weil mir die Diener das Leben schenkten, in diese Klufft verborgen und wohne schon sieben Jahre in grüsten Elende.

Siegfried. Um Gottes Willen, wie heißt ihr, und aus welchen Lande seit ihr dann, und wie heißt euer Ehgemahl?

Genuefa. Mein Nahme ist Genuefa und bin gebürthig aus Prapant und war vermöht an einen Grafen mit Nahme Siegfried.

Siegfried. Ach Himmel! Ist das wol möglich, das ich euch hier in solchem Elende antreffe? O Ich glückseeliger Mann, bin ich das wol würdig, das ich euch noch einmal sehen kann? (*Kniet nieder*)

Um Christe Willen bitte ich euch, verzeiht mir, das ich euch unschuldig und ungehört verdammen konnte! — O du gotloser Golo, du bist an meiner ganzen

siebenjährigen Betrübniß schuld. — Liebe, gute Jenuvefa, wo ist dann unser Kind? Warscheinlich ist es aus Hunger gestorben. [28 r]

Genuvefa. Steht auf, liebster Ehgemahl Siegfried; ich hab euch schon längst alles verziehen. Auch ist mein und euer Kind noch am Leben und ist nur ausgegangen, Nahrung zu sammeln.

Schmerzenreich (*kommt*). Liebe Mutter, wer ist dann der wilde Mann, der bei euch steht?

Jenuvefa. Fürcht dich nicht, es ist dein lieber Vater! Geh hin und küß ihn die Hand.

(*Der Knabe küßt ihm die Hand*)

Siegfried. Ach du allerliebstes Söhnlein, komm, dein Ehlend soll ein Ende haben! Ach, glückliche Jagt! Ich hab mein unschuldiges Weib sammt unsern lieben Söhnlein gefunden.

(*Blößt ins Horn*)

Kommt herbey, meine lieben Diener.

Wagao. Was steht zu befehl, genädiger Graf?

Siegfried. Da sehet, was ich heut gefunden hab! Kennt ihr dieses Weib und Kind?

Wagao. Ich kenne sie zwar nicht, aber meine Andung wird mich nicht triegen. Es ist Genuvefa.

Siegfried. Ja, sehet, es ist euere unschuldige Frau, welche ich schon sieben Jahr für Todt beweinet habe. [28 v] (*Die Diener fallen Jenuvefa zu Füßen.*)

Wagao. Gott sey unendlich Dank gesagt, das wir unserer gute Frau und Mutter wieder ansichtig werden. Verzeihet uns, wir waren insgesamt unschuldig. Nur Golo und Meander haben euch in diß Ehlende gebracht.

Genuvefa. Stehet auf, meine gutten Unterthener; ich habe keinen Argwohn auf euch geführt.

Graf Siegfried. Aber wer waren die Mitleidsvollen Diener, welche meiner geliebten Frau das Leben geschencket haben?

Leondus. Genädiger Graf und Herr, mir und Leandern wurde anbefohlen, die liebe gute Frau zu ermorden. Wir konnten solches aber nicht thun.

Siegfried. Ich dank euch, meine lieben Söhne, ihr habt mir das beste Kleinod erhalten. Drum wollen wir nach Hause eulen! Du, Leander, mein bester Hofjäger, eule in voraus und bringe einen bespannten Wagen, meine Gemahlin abzuholen.

(*Kert sich zu Jenuvefa.*)

Kommt an meine Brust, meine unschuldige Ehgemahlin! Schon sieben Jahre hab ich solche Wonne nicht genüssen können.

Alle. Vivat! unser Hochgräfliches Haus blied von neuen auf. [29 r]

X^{ter} Aufzug.

(*Gräflicher Saal.*)

(*Siegfried, Genuvefa und die ganze Hofstadt.*)

Siegfried. Nun Herzallerliebste Gemahlin, so habe ich euch wieder in meinen Gräflichen Schloße samt meinen lieben Sohne. So wollen wir diesen Tag mit Freude vollenden. Befor aber wollen wir zuvor dem bösewichter Golo und Meander ihren verdienten Lohn zu wissen machen. Darum, Leondus, holle sie aus dem Kerker herbey.

(*Der Diener holt sie herbey*)

Golo, kennst du diese Frau?

Golo. Nein.

Siegfried. Meander, ist selbe dier bekannt?

Meander. Ach Gnade und Barmhertzigkeit! Es ist Genuvefa.

Siegfried. O, ihr Gotlosen böse wichter, welche unter der Sonne gefunden werden können! O ihr Abscheilligen Mörder, was soll ich euch für einen Tod anthun, um mich genucksam an euch rechnen zu können?

Golo und Meander (*kniehend*) Ach, gnädige Frau, wir bitten um Christe Willen, sie wollen um Gnade für uns bitten. [29 v]

Genuvefa. Liebster Schatz und Ehgemahl, verzeit doch unseren Feunden; so wie Christus am Stamme des heil. Kreuzes für seine Feunde gebethen hat, bitte auch ich für sie um Gnade und Barmhertzigkeit.

Siegfried. Liebste Genuvefa, diese Sache geth nicht alleine mich an. Mein Reuch würde solches mir Übel nehmen, weil ich solche Verbrecher ungestraft ließ.

Licias. Gnädigster Graf und Herr, wir können diesen Verbrechern keine Gnade bewilligen. Es würde in künftigen Zeiten gesagt werden, Golo und Meander sein Unschuldig gewest. Darum habe man ihn das Leben nicht nehmen können. Darum ist mein Rath, das mit diesen böse Wichtern das beste Mittel sey, sie nach ihren Verbrechen zu bestrafen.

Siegfried. Dieses soll sogleich in Erfüllung gehn. Darum, mein getreuer Kammerdiener Wagao, folge mir nach.

(*Geth mit Genuvefa und Sehmertzenreich und den Kammerdiener ab.*) [30 r]
(*Kasperl und Pimperl kommen ins Triater zu den gefesselten Verbrechern mit Hon.*)

Kasperl. No, Herr Hofmaster, ich glaubt, ihr hobt lust, Wohlforthten zu gehn. Ihr hobt jo an sockerrischen Rosenkrantz.

Pimperl. Bruder Kasperl, Golo ist gewiß an Schmiedt geworden, seit ich in nit gesehn hob, und Meander wird wieder sein Gesell sey, weill sie alle zwa Ketten tragen.

Kasperl. Na, tolketer Limmel, sind zwa Klöstzer [?] Bauern just rech vor euch. Ich hob mir gedocht, dos euch wird ofn die letz a so gehn; mit der Teuflerey konnt ihr noch schön um euere Gorgeln kommen.

Wagao. Hier, ihr böse Wichter, vernemmt euer wohl verdientes Uhrtheil:
Uhrtheil.

Ich, Palz Graf Siegfried bewillige, das die zwey Verbrecher Golo, gewesener Hofmeister, und Meander, sein boßhafter Diener, durch Henckers Hand hingerichtet werden sollen und mögen, und zwar Gollo wegen seiner Untreue, das er meine Gemahlin Genuvefa fälschlich eines Ehbruchs [30 v] beschuldiget und es so weit dahin gebracht, das ich meine unschuldige Ehgemahlin zum Tode verdampft hatte, soll er mit vier wilden Ochsen gevürtheilt werden und sein helfs Helfer Meander durch das Beil hingerichtet werden.

Kasperl. No schauts ihrs, das Dinck hot ich mir gedacht; denn wisset, ich war auch selbst schon bold a mol krimminal-Rath geworden, wonn ich hett Schreiben und lesen konnt; denn ich was die ganzen Exekucions-Uhrtheile auswendig.

Licias. Marsch, ihr böse Wichter, damit ihr euerren verdienten Lohn empfanget. (Gehen alle ab.)

(Andante.)

Siegfried (kommt heraus). Ach mich unglückseligen Mann. Kaum hab ich meine geliebte Genovefa ein paar Tage wieder in meiner Residenz, so muß ich mich schon in Witwerstand versetz sehn! Ach Gott, muß ich dann so geschwind dich verliehren! [31 r] Ach betrühte Stunde, ich dachte jetzt erst glückliche Tage zu erleben. Allein Gott hat es anders haben wollen. Ich bin ihrer auch unwürdig gewesen.

Wagao. Edler Graf, Genovefa ist schon im Herrn entschlafen. Was aber das erbarmungswürdigste ist, ist das, das die Hirschkuh nicht von ihrer Leiche weichen will und unaufhörlich schreit.

Siegfried. Ach Gott, erbarme dich meiner!

Schmerzenreich (kommt heraus). Lieber Hertzens Vater, was werden wir nun anfangen, weil wir jetzt keine Mutter haben?

Siegfried. Lieber Sohn, auf dieser Stelle, wo meine geliebte Genovefa sieben Jahre in Ellend zugebracht hat, will auch ich meine künftigen Lebens-tage beschließen.

Schmerzenreich. Gutter Vater, ich will auch dort bey euch verbleiben.

Siegfried. Mein liebes Kind, es wird dir zu viell werden, deine Lebens-zeit in Noth und Armuth zuzubringen.

Schmerzenreich. Ach nein, ich habe die Probe schon [31 v] Sieben Jahr ausgestanden.

Siegfried. Ach Gott, das ist ein gerechter Vorwurf. — Darum komm, damit wir die Leuche zu ihrer Ruhstätte begleiten.

(Zuletz wird das Parrade-Bette vorgestellt. Der Graf Siegfried und sein Sohn Schmerzenreich kniehen dabey und weinen. Eine trauerrige Partia wird gemacht.)

(Eende des Stücks,
den 28.^{ten} November vollendet 1828.)

Altschlesisches aus dem Breslauer Stadtarchiv.

Von Wolfgang Jungandreas.

Der mittelalterliche Briefwechsel der Stadt Breslau, auf den mich der ehemalige Direktor des Breslauer Stadtarchivs Prof. Dr. Wendt aufmerksam machte, ist eine Fundgrube nicht nur für den Historiker, sondern auch für den Germanisten. Er bietet eine reiche Auslese an mundartlichem und volkskundlichem Stoff, der bisher so gut wie unbekannt geblieben ist. Ein großer Teil der Briefe ist von ungeübter Hand geschrieben, jedenfalls von Leuten auf dem Lande oder aus den unteren städtischen Schichten, die der ostmitteldeutschen Kanzleisprache, wie sie in den größeren Städten Breslau, Görlitz, Liegnitz u. a. gepflegt wurde, fern standen. Schreiber und Absender sind in vielen Fällen verschiedene Leute. Zuweilen wird ein des feineren Deutsch wenig gewohnter Dorfgeistlicher für den Bauern oder Gutsherren eingetreten sein. Häufig wird hier die Mundart des Schreibers mit der im Absendeort üblichen Mundart übereinstimmen.

Als Proben gebe ich fünf Schriftstücke im Abdruck. Die ersten vier sind mundartlich bemerkenswert. Sie zeigen vor allem schlesisches a für ä (auch e, ä), was in der Kanzlei verpönt war. — Das an fünfter Stelle folgende Dirnenverzeichnis ist volkskundlich wichtig. Nr. I, ein des Alters wegen bedeutsames Schriftstück zeigt die Mundart der nördlichsten schlesischen Sprachinsel Posen. Das Breslauer Stadtarchiv hat noch eine Reihe anderer deutscher und von Deutschen geschriebener Briefe aus dieser Stadt, die heute in Polenhand ist. Nr. II enthält die Klage eines Landwirts über die den Breslauern zuliebe geschehene Zerstörung von Schutzanlagen seines Hofes und die Bitte um Entschädigung. Nr. III ist die breite, stilistisch wegen ihrer Umständlichkeit und der eingeschalteten rein mundartlichen Gespräche wertvolle Darstellung des Nickel Kretschmer, den man in Breslau grober Widersetzlichkeit bezichtigt hat. Nr. IV bringt die Klage eines „Hofemanns“ über die Roheit eines Junkers, der für angebliche Gewalttätigkeiten des Klägers Rache genommen hat.

I.

Posen 20. I. 1388

(Eine mittelalterliche Geldanweisung).

Dam erbern vnd weysem manne heinrich smeth czu braflaw
fol dar briff (!)

Meyn frunthlichin grrus (!) czu vor mit dinste liber here henrich
smeth ich bitte euch gor frunthlich alz meyn hern daz ir wol thut
vnd gabet defim hern her Mozcicz hern czu pozenaw das gelth
daz ich by dam rothe gelofen hobe LXXXII *marcis* dy hobith von
ym entphangen vnd hobe ym daz gelt czu braflaw gelobet czu gabin
dorum liber here bitthe ich euch daz ym daz gelt io werde bezzolet
von dam rothe wo daz nicht gefchege alle dan schode dan der her
worde hobin dan muſte ich ym bezzolen wy ha wurde ſprachin ¹⁾
dorunne bettich euch liber her daz ym daz gelt io bezzolet warde
wen mir groſſe doron leyt Nicht mer vffe deſſe czeit gebit czu mir
alle vage (?) alz czu ewerem frunde Gegabin czu poznaw an ſinthe
angnetis hobinde Noch gotis Geborth yn dam achte vnd achtelche
iore.

Von mir heinrich
Buchwalth Burger
czu poznaw

II.

Auras 30. IX. 1465.

(Eine Entschädigungsklage.)

Den Erfamen herrn Burgermeyſter Rotthmanne der ſtadt breſlaw
Meyn dinſt zuuor Erfamen herrn Noch dāme ir mir abegebranth
hōt meyn hōff czu gale ²⁾ Der do mich denne anerſtammeth iſt von
meynen vaterlichen vnd mutterlichen angeſelle ³⁾ vnd ſōſt nicht mee
denne do ſelbeſt habe czu meynem teyle / Och czweyffel ich *nicht*
ewch zey woll wyſſentlich das is geſchaen iſt vor dreyen Jōren
das dy rothmanne dy do ſelbeſt geſeſſen haben vnd etliche dy do
yczuntd ſyczen vnd och etliche aws der gemeyne begareth haben
von vnſin vater dem gott gnode vnd och von vns wir folden etliche
weren ⁴⁾ von vnſin hōffe gale ewch czu uolgefallen loſſen abebrechen
das wir denne gethon haben off ewer vor trāwen hot ir vns
ferrer ⁵⁾ gelobet do ſelbeſt zo eyn ſolches gefchege ſo ſolde vns

¹⁾ Vgl. in Schönwald O. S. ſprache „ſprechen“. ²⁾ Gohlau, Kr. Neumarkt,
Gahle, Kr. Guhrau? ³⁾ Erbschaft, zufallendes Erbe. ⁴⁾ Befestigungen. ⁵⁾ ferner.

weytter keyn schade von ewch vnd den ewern aws ewer stâtd¹⁾
nicht gefchaen das do vns nicht gehalten Jft / wy dame alles zey
 fo yrs denne vor ewer bestes irkanth hot vnd mir das meyne
 abegebranth hott ewch czu fromen zo bytthe ich ewch dâch das
 ir mir das meyne bezalen wolleth vnd solchen schaden richten so
 das gefchege wes ich ewch vnd den ewern denne wöfte czu dynen
 vnd fruntschafft czu dynen (!) dôrczu wer ich wylick vnd begare
 von ewch bey dem botthen eyne vorschrebene antwort Gegaben off
 Awrys am Montage noch Michaelys Anno *millesimo quadringesimo*
 LXV
 Lorencz Jenckwicz

III.

Guckelwitz, Kr. Breslau (?), Mitte des 15. Jhs.

(Entschuldigungsschreiben eines Landbewohners.)

Den Irgamen²⁾ weyfen hern czcu barffelawe³⁾ meyne libin
 herrnn czcu komme defer briff etc.

Meyn willigen dinst zcu vore Irfamen hern von barffelawe von
 ewrem getrawem dynner alfe ich awe⁴⁾ gottwil hoffe noch byn an
 ewrem getrawem dinste So bete ich ewch irfainen weyfen libin hern
 em gotis willen das ir wolt an san meyn enleynde vnde meyne
 cleyne kynnder vnde och meyne wirttyne⁵⁾ mit ir iczunt also
 gewant ift mit iren fweren genngen⁶⁾ so bethe ich ewch irfamen
 weyfen hern das ir daffalge⁷⁾ wollet betrachten do leth ewch
 meyne wirttyne och lon beten em gotis willin das ir wolt an san
 och ir groffes eneleynde das ir wirt⁸⁾ mochte komen czcu anthwert
 do beth sy ewch laytterlich⁹⁾ em gotis wile das her mochte komen
 zcu anthwert wy ir hwret¹⁰⁾ weyfen hern wy ich zcu groffem
 gebrechin komen bin dorch ewre dyner do^{ch} vnser dyner vnser
 elfter ift vnde her befelet so welle wir wenne wir armen stompper
 so sey wir bereyt so leder gotis mit off defmoles gar en bofe
 bewollin hot Irfamen hern hy czcu wormelden¹¹⁾ wy mechel vnser

¹⁾ Das übergeschriebene e (hôt, hôff, dâme, Jôren, dâch usw.) ist nicht als Umlautszeichen zu werten. ²⁾ statt Irfamen „ehrsamen“. ³⁾ Breslau.

⁴⁾ = ab „ob, wenn“. ⁵⁾ Frau. ⁶⁾ Sie ist anscheinend schwanger. ⁷⁾ dasselbige. ⁸⁾ Mann. ⁹⁾ mhd. liuterliche „aufrichtig“. ¹⁰⁾ höret.

¹¹⁾ Doch (?) unser Diener unser Ältester ist und er befiehlt, so wollen wir [es tun?]; denn wir armen Stümper [nicht anders können?]. So sind wir bereit — da [er] leider Gottes mir (?) diesmal gar in Bösem befohlen hat — ehrsamen H., hier zu vermelden ...

elfter namlichin gesprochen hot namlich vor dem rothawfe nickil wiftu ¹⁾ nicht wo cleyber feyn folde do habe ich gefprachen so ich haytte ²⁾ cleybers nicht gefan habe nw hot her michel vnfer elfter wider vmme ³⁾ gefprachin libir nickel gy hyn vnde foche cleybern ⁴⁾ ich bete dich vmme vnde fage ym der edil man iczunt wayk wirt ⁵⁾ das her welde komen das ir mocht bereyt warden das ir mocht wor drabin ⁶⁾ do habe ich gefprachin michel is och dirlobit ⁷⁾ von vnferen hernn das wir ym mogen vor drabin do hot her gefprachin iß ist gar dirlobit das her nicht mag wayk komen do byn ich allerirtyn gegangen vnde habe cleybern gefwcht do habe ich fen ⁸⁾ nicht konnt fynnden do byn ich gegangen herwor an den rynk do hot gestandynn Michel vnfer elfter do habe ich gefprachin ich kan cleybers nicht wynden so sprecht Michel weder vmme liber nickel loß hyn vnde foche yn noch en mol do byn ich geloffen vnde habe cleybirn wonnden ⁹⁾ vnde habe das cleybirn gefaget was mir vnfer elfter bewolen hot vnde habe gefprachin wenne dem also were alfe ir nwe bede reth nicht andirß wenne fye habin dy lobe ¹⁰⁾ dor obir gegan ¹¹⁾ spricht cleyber ich mag mete namen wan ¹²⁾ ich wil vnde ge hyn vnde wirt bereyt noch hot cleyber gefprachin ich mag iß thwen ¹³⁾ iß ist mir dirlobit wenne dwe schone nicht reyten weldest so welde ich namen cryfte adir en andirn do habe ich sto[m]pper gedocht reytestu nicht so dy dyner dy worde hymndene noch sprechin ¹⁴⁾ irfamen hern was sal ewch der dyner ¹⁵⁾ der ist weyge ¹⁶⁾ noch sottener bewalunge ¹⁷⁾ af fy denne gereth han do habe ich wolt wenen ich tethe gar wol so habe ich nicht gewoft leder gotis das mich clagelich worwurt han ¹⁸⁾ bethe ich ewch irfamen weyfen hern ym gotifwillen das ir wolt an fan meyn grossen eneleynde vnde meynen cleyn kynnder wy ir do horret ¹⁹⁾ do ich czcu kome das ist mir getraylichin leynt das ich nicht wortanden habe das mich en fottes ²⁰⁾ so horret ir dach irfamen weyfen hern wy ich czcu den sachin komen byn vnde hoffe awe got wil ir wart mir nicht

¹⁾ weißt du. ²⁾ heute. ³⁾ wiederum. ⁴⁾ geh hin und suche Kleiber!

⁵⁾ = weg wird „wegfährt“ (?) ⁶⁾ als Berittene vortreiben. ⁷⁾ ist es auch erlaubt.

⁸⁾ ihn. ⁹⁾ gefunden. ¹⁰⁾ Erlaubnis. ¹¹⁾ gegeben. ¹²⁾ nehmen, wen.

¹³⁾ tun. ¹⁴⁾ die würden hinterherreden. ¹⁵⁾ ergänze etwa „für große Wahr-

heiten sagen“. ¹⁶⁾ feige. ¹⁷⁾ auf solchen Befehl hin. ¹⁸⁾ daß sie mich

angeklagt haben. ¹⁹⁾ hört. ²⁰⁾ ein solches [betrifft].

das czcu fachin¹⁾ ir wart das thwen em gotfwil vnde war²⁾ mir
genadige hern feyn Do bete ich ewch irfamen weyfen hern vmme
ewer wofschrebene anthwert ceygers des briffes³⁾ do bete ich ewch
layterlich⁴⁾ vmme gotis wilin das ich vor ewch falbir mochte
komen mochte meyne anthwert vor ewch clagen das ich boßlich
dor czcu komen Nickel Cracemer⁵⁾ von gogelwecz

IV.

Klein Saabor, Kr. Neumarkt (?), Mitte des 15. Jhs.

(Gewalttat eines v. Diebitsch.)

Denwol genenten herren vnde Dem ganze rothe czu braflawe
Meyn dinft czu allir czeyt liben hern ich bette eych alß meyn
liben herren das ir mir woldet eyn glethe gaben durch dir kentniß⁶⁾
czu komen vor eyer libe vmbe meyn grof gewal⁷⁾ dy mir Junckyr
dibicz von lebena⁸⁾ hot geton vnd tut noch her hot mir meyn
weyp genomen awß dem bette genomen do zy Jn 6 wochen hatte
gelechen her hot zy yn eyn stok gefaczt vnde dy weyl ift das kinth
gesturben vnde zy czu nichten gemacht das weiß her gor wol vnd
ich och wy her zy vmbe dy zeyle⁹⁾ gebunden hot das hot zy nimer
vordinth vnde ich armer man dorczu her menet das ich ym gewalt
tethe Jich wil vor eyer libe komen mit ym vnde wil mich loßen
dir kennen¹⁰⁾ mit ym her hot mich von meynem allen vor treben
vnde mir meyn briwe¹¹⁾ genomen dy off dy erbe gehurten¹²⁾ wen
ich armer man eym walde vor keffen¹³⁾ ich kon nimanden wol
gewaren¹⁴⁾ alß eyner gut¹⁵⁾ man em endir¹⁶⁾

Andreas mico von cleyzn zober howeman

V.

Dirnenverzeichnis¹⁷⁾ um 1470. Breslau.

Item das feynn dy heymlichen hwren dy wir vff das mol
vonden haben vnde dy andern feyn noch yn der Exn (?)

¹⁾ etwa „zur Last legen“. ²⁾ werdet. ³⁾ inhaltlich etwa „die der
Vorzeiger dieses Briefes mir wieder überbringen soll“. ⁴⁾ aufrichtig. ⁵⁾ Vgl.
den Fam N. Kretschmer. ⁶⁾ um richterlicher Entscheidung willen. ⁷⁾ Gewalt.
⁸⁾ von Diebitsch auf Liebenau (Kr. Wohlau?). ⁹⁾ Säule. ¹⁰⁾ dem Urteilspruch
unterwerfen. ¹¹⁾ Besitzurkunden. ¹²⁾ gehörten. ¹³⁾ einem verkaufen wollte.
¹⁴⁾ recht Gewähr leisten. ¹⁵⁾ lies eyn guter. ¹⁶⁾ falsche Verschriftdeutschung,
in der Annahme, daß das a in andir mundartlich sein könnte. ¹⁷⁾ Ein Ver-
zeichnis der heimlichen Dirnen, wohl als Ergänzung zu dem der öffentlichen

Monch heße ¹⁾ vff der Juden gaffe ²⁾
 ffrantzze Botneryn ³⁾ vnde dy lange llyne
 wonen beide yn eym hawße vff der albuffer gaffe
 lleffelgans vor dem Tafchentor ⁴⁾
 Marifch ⁵⁾ vff der weiden gaffe
 Ewa dy mit Hanns Stregaw czuhelt
 Anna doctors tachter der eyn Stat dyner gewest ist dy ist wirtyn
 hynder dem pfarhoffe Marie magdalene vnde hot eyne czu ir ynne
 mit dem namen Anna der Vrfula Banckyn ⁶⁾ Son hot ir eyn kynt
 gemacht
 Barbara Casperyn vnde Bebe ⁷⁾ dy feyn beide yn eym hawße ym
 Seydenbewtel ⁸⁾
 kkethe dy wonet czu hanns pawln ym Seidenbewtel
 Dy Schillende ⁹⁾ heße vnde lene dy mit petern von Oche ¹⁰⁾ czuhelt
 wonen beide czu Steffan Rewffe ym Seiden[bewtel]
 Anna czu der Andres Schachten
 kkethe dy mit her(?) Johannessen messerer czuhelt
 Smalyn ¹¹⁾ vff dem Sande czu Bocke
 Sanderyn ¹²⁾ Cleblats fwelster
 hoe Gans ¹³⁾ czum treg . . . hinder herczog fridrichs hoff

Huren gedacht, das Paul Feit in diesen „Mitteilungen“ Bd. 13/14, S. 78/9 veröffentlicht hat. Beide Verzeichnisse wird kaum der Stadtbüttel verfertigt haben, wie dies ein Vergleich mit den voranstehenden von niedriger Sprache zeugenden Denkmälern lehren dürfte.

¹⁾ Hedwig Münch. ²⁾ Teil der Ursulinerstraße zwischen Stockgasse und Schmiedebrücke. ³⁾ Büttner. ⁴⁾ bei der heutigen Liebichshöhe. ⁵⁾ Marie + slaw. Suffix. ⁶⁾ vielleicht ein Angehöriger der Breslauer Patrizierfamilie Banke. ⁷⁾ Koseform zu Barbara? ⁸⁾ Beim heutigen Christophoriplatz. ⁹⁾ schielende. ¹⁰⁾ Aachen. ^{11) 12)} Frauen mit Familiennamen Schmal, Sander (Alexander). ¹³⁾ Vgl. bei Feit a. a. O. Dy alde hawgauß (richtiger gelesen hawganß) = Heugans = soviel wie „Liebchen fürs Heu“ (?).

Mundartliches und Volkskundliches aus schlesischen Grenzlanden.

Von Wolfgang Jungandreas.

Die Aufnahmen aus dem Petzer bringen neben ganz Neuem (Frau Holde, Flurnamen) auch manches aus anderen schlesischen Gegenden Bekannte. Wo der volkskundliche Wert zurücktritt, wird der mundartliche entschädigen. Die Mundart des böhmischen Riesengebirges (Petzer) fällt durch die Verdunkelung des gelängten mhd. a (in „Vater, Glas“) zu \bar{o} ¹⁾, durch die Infinitivendung der Verba auf -eln > -al besonders auf. Sonst stimmt sie im allgemeinen mit dem durch v. Unwerth „Die schlesische Mundart“ für das Böhmischeschlesische gegebenen Bild überein (anlautende Tenuis > stimmlose Mediae h, d, g, i, u oft > e, o usw.).

Von der Anhalter oberschlesischen Mundart werden hier zum erstenmal Proben veröffentlicht. Sie steht der von Wilhelmsau (in Galizien) besonders nahe, steht aber schon ferner der von Schönwald bei Gleiwitz oder gar der des Kuhländchens. Wie im Schönwäldischen und dem südöstlichen Teile des Gebirgsschles. wird -en zu -a verwandelt (lesen > $läfa$), mhd. i, u > e, o, l > l . Der e-Abfall ist stärker als in Schönwald, aber nicht so ausschließlich durchgeführt wie im Kuhländchen ($węjs$ „Wiese“, $loit$ „Leute“, $fajf$ „Seife“ — $fųętə$ „sagte“, $węldə$ „wilde“). Auch die starke Palatalisierung (Pfund > $fońt$) und die teilweise Vokalisierung des r ($wüəšt$ „Wurst“) verbindet Anhalt mit Schönwald. Das -f für -b in $kuéf$ „Korb“, $gléf$ „glaube“, $gələft$ „gelebt“ erinnert wieder mehr an Bielitzer Verhältnisse, ebenso $ěj$ „ist“ (auch in Wilhelmsau). Auffällig ist das konsonantische i in $štějń$ „stehen“, $šějń$ „schön“, kaj „kein“ (wie in Wilh.), $ué$ für mhd. ou ($kuéfa$ „kaufen“, $huép$ „Haupt“), die auch in Wilhelmsau und † Krzemienica (Galizien) wiederkehrende eigentümliche Wortstellung u. a.

¹⁾ Vgl. auch Friedrich Festa, Die schles. Mda. Ostböhmens (Beitr. z. Kts. Sudetendtsch. Mdartn 3, Prag 1926) § 15, 1.

I. Aus dem Petzer (Tschechoslowakei).

(Mundartsprecher = Vincenz Buchberger und Frau. Beide über 70 Jahre alt.)

Frau Holde ¹⁾. frau huldə, di hot ɔns ɛmr furçhtičh gəməcht, mɛm nɔldafosə ²⁾. tsɔm naia jürə fəata də eldrn tsɔ a kɛndan: „wen də kɛndr ne fɔlja, do nɛmt sə halt də frau huldə mɛt ont ŝtekt fē ais nɔldafos. wen fə ərčičh lain, do tut fa ništ; do brɛnt fa nōch wos mīt.“ do machta fə ɔns ɛmr furçhtičh ³⁾.

Der Nachtjäger. dos is dr nochtjɛjr gəwäst. a gin mid a hɔnda ai a bʉs — a jɛdr dʉt andrš baila ⁴⁾ —, a hɔt gəšɔsa mɛm gəwɛrə, a andr hɔd m anɔchgəɔn, on do hɔd a a firł fleišt tsɔm fanstr raigəšmiša. dos kɛnd fəat: „gī ok falts drtsū!“ ont dos hođ a nē — kē falts hođ a nē —. do hɔd am (er sich) dos fleišt wiđr mitgənoμα ⁵⁾.

Allerhand Aberglauben. dr mōnda tsait də laitə ⁶⁾.

fər fir, fɛmf jürn ɛs a kalə gəwäst. daʀ dʉt ŝɛmfa of a rība-tsoal, on do hɔd a s bɛn gəbroçha. daʀ ɛs afū onđärə gəwäst. — dr bérkgaist dār kon fiçh fərwandal wī a wīl. a kɔn a andr ŝtađür au ánnēm (!) — di (Leute) fila (sollten den Rubezahl) tsə rü lón! ⁷⁾

¹⁾ Bekannt ist bisher nur die Spillahulle und Popelhole. Mittelalterliche Belege bringt Klapper (Mitt. Bd. XVII).

²⁾ Nadelbüchse. Die Sprecherin stellte sich offenbar ein Faß(!) mit Nadeln vor. Das Wort kommt aber nur im Zusammenhang mit Frau Holde vor. Heute gilt nɔldabiksla. (Vgl. altschles. noldinvas dass.).

³⁾ Frau H., die hat uns immer ängstlich gemacht mit [ihrem] Nadelfaß. Vor Neujahr sagten die Eltern zu den Kindern: „Wenn die Kinder nicht folgen, da nimmt sie eben die Frau H. mit und steckt sie ins Nadelfaß. Wenn sie artig sind, tut sie ihnen nichts; da bringt sie ihnen noch etwas mit.“ Da machten sie uns immer ängstlich.

⁴⁾ Eine ähnliche Form findet sich im Bayrischen; Münchener Hs. Cgm. 583 Fol. 28 v (Mitte des 15. Jhs.) wann du peylft vnd peiffest (von einem Hunde). Nach Mittlg. von Herrn Georg Scharf, Breslau.

⁵⁾ Das ist der Nachtjäger gewesen. Er ging mit den Hunden in den Wald — jeder bellt anders —, er hat mit dem Gewehr geschossen, ein Mann hat ihm das Schießen nachgeöffit, und da hat er ein Viertel Fleisch zum Fenster hereingeschmissen (scil. wo die Leute saßen). Das [eine] Kind sagte: „Gib nur Salz dazu!“ und das hatte er nicht — er hatte kein Salz —. Da hat er sich das Fleisch wieder mitgenommen.

⁶⁾ Der Mond zieht die Menschen an.

⁷⁾ Vor 4, 5 Jahren ist ein Mann gewesen. Der schimpfte auf Rubezahl, und da hat er sich das Bein gebrochen. Der ist nicht ganz bei Sinnen gewesen. — Der Berggeist kann sich verwandeln, wie er will. Er kann eine andere Gestalt annehmen. — Die Leute sollten ihn nur in Ruhe lassen!

dr hélatswank¹⁾, Zauberbuch, das ein Mann in Großaupa vor 100 Jahren hatte. Kinder kriegten es in die Hand, nahmen es in die Kirche mit und lasen daraus. Bei ihrer Rückkehr fanden sie die Stube voll schwarzer Krähen. Da mußte das Buch rückwärts gelesen werden, und der Zauber schwand.

bai dr đāfə wɛʔt dr gaist šon gəbō^{ant} 2).

Brauch. bai dr huçhtsʔt bröçhta fə brüt ont ɓotr. do ɛs kē hɔnr ai am feçhta ɛštant³⁾.

wū anə laiçhə ɛs, do lén fə də bankə ɛm⁴⁾.

wen də laitə tsə gröbə gīn, ont fə gīn afu ɓatslawai fə, do wɛʔt ɛs anöchstarba⁵⁾.

də kloprjɔna kɔma klopan ɔbr šurn með a klopr⁶⁾.

šikla (Schuhe) šmaisa machen die jungen Mädchen am andreasōwʔt.

Folgendes Gebet (dos wáinachtsgəbātə) wurde im vorigen Jahrhundert im Petzer gesprochen: got sais gəðankt fir špais on đrank, dām liba gət, dārs gagān on bæšert hət! a andr mōl bæšers ɔns wīdr, bis o^u onfr letstəs endə! ɔma⁷⁾, ai gotəs nōma!⁸⁾

om ústrmōndičh do gīn fə šmekústan, də jɔna meɓ wáidaruta. Sie sagen dabei: šmekústrə ɛm a kōp! (tsɚšlo mr ken đōp!) šmekústrə ɛm də āga! (dođiba dūn fə fāga!) šmekústrə ɛm də nōfə! (içh bin gərant wī a hōfə). šmekústrə ɛms maul! (bis nē faul!) šmekústrə ɛm a naka! (fain də kuçha ɔgəbaka.) šmekústrə ɛm a rəkə! (dū best grūs on deķə.) šmekústrə ɛm də ūrn! (içh kɔm hait šon fə mūrñ.) šmekústrə ɛm də arma!

¹⁾ Höllenzwang.

²⁾ Bei der Taufe wird der Geist schon „gebannt“ (= durch geistlichen Segen vor dem Teufel gesichert). [Früher wurden die bösen Geister der Menschen in einen Sack (rantsa) gebannt und auf die Schwarze Koppe getragen.]

³⁾ Bei der Hochzeit brachten sie Brot und Butter. Dann gibt es keinen Hunger in einer solchen Ehe.

⁴⁾ Wo eine Leiche ist, da drehen sie die Bank um.

⁵⁾ Wenn die Leute zur Beerdigung gehen und laufen so in getrennten Gruppen, da wird einer hinterhersterben.

⁶⁾ Die Klapperjungen kommen [am Karfreitag] mit der Schnarre klappern.

⁷⁾ Bemerkenswerte Mundartform für „Amen“.

⁸⁾ Gott sei des (dafür) gedankt für Speis und Trank, dem lieben Gott, der es gegeben und beschert hat! Ein anderes Mal bescher es uns wieder, bis an unser Ende! Amen, in Gottes Namen!

(lōs dičh da kraitsr nō dərbarma!) šmekústrə ɛm a bauch! (s ɛs dr ālə gəbrauch.) šmekústrə ɛm a ǫrř! (wens wī dūt dɔ fōarř!) šmekústrə ɛm də dɛka bɛ'n! (içh kɔm nē goʳr alēn) šmekústrə ɛm də kniə! (s ɛs gut fər də flīə!) šmekústrə ɛm də woʷta! (mir fain gūdə kaməroʷta.) šmekústrə ɛm də fisə! (mainə šmekústr ɛs tsɔkrfisə.) šmekústrə ɛm də tsin! (içh wɔl mr wos fərdin.) šmekústrə ɛm də hendə! (dos šmekústrɪn nɛmɔ a endə)¹⁾. (ɛts ɛs goʳr! „[zu Ende]“ wurde mir gesagt).

Grußformeln. Früher (bei der Begrüßung): gəlóptsajjəfus-krist! Antwort: in ɛwikait āmən! Zu dem Hereintretenden: šimlkóma!²⁾ Zu dem Fortgehenden: ái(go)tsnōma!³⁾ (bei Verwandten wurde noch kɔmokwídr! hinzugesetzt). heute (beim Kommen und Gehen): grīsgót.

Scherzverse und -lieder. (Wenzel.) wentsl, štentsl, aifahomr, jör (jag) a gúkuk aus dr komr, jör a nē tsu wait, fonstə kriçhstə a nakiçh waip!⁴⁾

(Josef.) fef, bef, buf, hɛndr m ũwa nuf, ais bet nai, macht a hefla (n)ai⁵⁾.

(Spruch der Armen.) s ɛs ok gut, dos dr dūt on nɛmɔ kɛ gelt. do mist monçh oʳmr gəfelə frn raiçha fōʳn ai də helə⁶⁾.

¹⁾ Am Ostermontag gehen die Jungen mit den Weidenruten schmagostern (peitschen). Sie sagen dabei [während sie schlagen]: schmagostre um den Kopf! (zerschlag mir keinen Topf), schm. um die Augen! (Da drüben sägen sie), schm. um die Nase! (Ich bin gerannt wie ein Hase), schm. ums Maul! (sei nicht faul!), schm. um den Nacken! (Die Kuchen hängen am Brett an), schm. um den Rücken! (Du bist groß und dick), schm. um die Ohren! (ich komme heute schon aus Mohren = ON sdl. Petzer), schm. um die Arme! (Laß dich den Kreuzer nicht reuen!), schm. um den Bauch! (Es ist der alte Branch), schm. um den Hintern! (Wenn es weh tut, sag es!), schm. um die Oberschenkel! (Ich komme nicht ganz alleine), schm. um die Knie! (Es ist gut gegen die Flöhe!), schm. um die Waden! (Wir sind gute Kameraden), schm. um die Füße! (Meine Peitsche schmeckt zuckersüß), schm. um die Zehen! (Ich wollte mir was verdienen), schm. um die Hände! (Das Peitschen nimmt ein Ende).

²⁾ Schön willkommen!

³⁾ In Gottes Namen!

⁴⁾ Wenzel, Stenzel, Eisenhammer, jag den Kuckkuck (= fremden Kerl?) aus der Kammer, jag ihn nicht zu weit, sonst kriegst du eine arme Frau!

⁵⁾ Seff, Bef, Buff, hinter dem Ofen hinauf, ins Bett, macht einen Schmutzhaufen hinein.

⁶⁾ Es ist nur gut, daß der Tod kein Geld [für den Menschen] nimmt. Sonst müßte manch armer Kerl für einen reichen in die Hölle fahren.

Den faulen Mädchen wird in den Mund folgender Spruch gelegt:
pflaum', ičh fā dičh heṇa on koⁿ dičh nē dərleṇa. fol mr ok
ai mai maul! ¹⁾

(Anna.) „anla, machs dē^rla tsū! s kēmd a tsigōn!“ „het
an dočh ráigəlōn, s wōr jū mai mōn!“ ²⁾

Hirtenlied. brī, fáie^rla, brī! ičh hit nē ga^rn di kī. ičh
hit líbr dē alda(!) tsīja, dos ičh kōn baim faier lija. brī,
fáie^rla, brī!

(Vor dem Schnapstrinken.) brantwain, dū ēdlē^r drānk, wen
ičh dičh nē hō, do bin ičh krānk. brantwain, dū ēdlē folbē, du
machst mičh tsu ainēm(!) kolbē. on das(!) fol dainē(!) štrōfē fain:
marš, mit dīr ais šwa^rtsē lōčh hináin(!) (Dabei wird der Schnaps
„gekipp^t“).

(Der Floh.) s hupt a flūk tsōm fanstr naus. a brūčh a bēn,
a giṇ nē hēm, a giṇ ais ālē glockahaus on drēb di faula mēdē
naus ³⁾.

(Auf den Lumpensammler [lōmpamōn].) hódrlōmp, hódrlōmp!
dai fōk ęs krōmp. wen a wē^rt ful hōdan fain, wē^rt a wīdr wī
grōdē fain ⁴⁾.

(Auf den Schneider.) hōpsa, haifa, wīda^r wōs! wī dē kots a
šnaidr frōs! het ęčh nē drbai gēfasa, hetsē a šustr ā mēt frasa ⁵⁾.

2 Sprüche in den Eßschüsseln (halb hochdeutsch). 1) ęnfe
aldē hanē, di fēnt fičh nōčh am manē. 2) ęn dr šesl hōts an
šte^rn. nōčh am esn rūt man ge^rn.

wen dr kofē wulfl īs, do fain dē waibr frū, ferkēfa fē
dos ęndrbetē on lēn fičh ęf štrū ⁶⁾.

¹⁾ Pflaume, ich seh dich hängen und kann dich nicht erreichen. Fall mir
doch ins Maul!

²⁾ „Annchen, machs Türchen zu! Es kommt ein Zigeuner!“ — „Hättet
ihr ihn doch hereingelassen, es war doch mein Mann!“

³⁾ Es hüpf^t ein Floh zum Fenster hinaus. Er brach ein Bein, er ging
nicht heim, er ging ins alte Glockenhaus und trieb die faulen Mädchen hinaus.

⁴⁾ Haderlump, H.! Dein Sack ist krumm (faltig). Wenn er voller Lumpen
sein wird, wird er wieder stramm sein.

⁵⁾ Hopsa, heiße, wieder was! Wie die Katze den Schneider fraß! Hätte
ich nicht dabei gegessen, hätte sie den Schuster auch mitgefressen.

⁶⁾ Wenn der Kaffee billig ist, da sind die Weiber froh, da verkaufen sie
[sogar] das Unterbett und legen sich auf Stroh.

dr dauma gīd ai (oder: šiflt) dē pflauma, dr tsajəfənr hēpt sē ūf, dr mētlfənr mēst lə, dr gōltfənr frēst lə on dr kle'nə gīd on lōats m fōtr¹⁾.

ādam ond ēwa gīwa mēnandr nōch hēwa. ādam hod a kruk tsəršlōan, ēwa must dē širbē drōan. ādam krōg ais maifəlōch, ēwa šme's dē širbē anōch²⁾.

onr brūdr malčr da wul a raitr fain. dō hot a kēnə štīwal, dō kund a kenr fain³⁾.

ai bīlnikau (Pilnikau), dō is dr himl blau, dō danst dr tsijabōk mit lenr frau.

wištə grūsə bisa baisa, wištə grūsə hafa šaisa⁴⁾.

Schnurre zur Kennzeichnung eines liederlichen Haushalts:
„mutr, dr hōfrkarl wēl wuršt ho^un! — nu, wū ęsə den?“ „ai dr olmr lait sē, aim blōa šnupdūchə!“⁵⁾ (Erklärung: dos hot doch ke'nə o³rt!⁶⁾)

riul, riul raiə, wir fain dr kēndr draiə . . . (fēchtə dōmə dēnr hōts gənuək, wurde mir gesagt⁷⁾.)

Rätsel. (a rōtštēkla.)

1. s hēd ō dr want on hōd an kolčšnītə (kworkšnītə) ai dr hant⁸⁾.
(Die Kalkleiste zwischen je 2 Balken der Stubenwand).
2. wo^us hēd o^u dr want on hōd n ōrš fərbrant⁹⁾? (Die Bratpfanne.)

¹⁾ Der Daumen geht in die Pflaumen, der Zeigefinger hebt sie auf, der Mittelfinger mißt sie, der Goldfinger frißt sie und der kleine geht es dem Vater sagen.

²⁾ Adam und Eva gingen zusammen nach Hefe. Adam hatte den Krug zerschlagen, Eva mußte die Scherben tragen, Adam kroch ins Mäuseloch, Eva warf die Scherben hinterher.

³⁾ Unser Bruder Melchior wollte ein Reiter sein. Da hatte er keine Stiefeln, da konnte er keiner sein.

⁴⁾ Wirst du große Bissen essen, wirst du große Haufen machen.

⁵⁾ „Mutter, der Karl Hofer will Wurst haben! — Nun, wo ist sie denn?“ „Im Brotschrank liegt sie, im blauen Taschentuch!“

⁶⁾ Das gehört sich doch nicht!

⁷⁾ Ringel, Ringel, Reihe, wir sind der Kinder drei . . . (solche albernen Verse gibt es genug . . .).

⁸⁾ Es hängt an der Wand und hat eine Kalkschnitte (Quargschnitte) in der Hand.

⁹⁾ Was hängt an der Wand und hat den Hintern verbrannt?

Bruchstück eines Weihnachtsspiels, Kuhhirtenlied s. meine „Texte zur Gesch. d. schles. Mdaa.“ (für Seminarüb. am Deutschen Inst. d. Univ. Breslau. Als Mskr. gedruckt. Breslau 1931).

Sprichwörter. wār ēm murc̄ha frī ufštīt, fainə façə wūl ərġit. wār ēm murc̄ha laəə lait, fainə façə ēm betə blait. —
 mūrchaštōndə hōt ġolt aim mōndə. —
 ġūtšmeklan maçt bātlfeklan. —
 wār a šōda hōt, brauçt fir a špōt niçh(!) forçha. —
 wār tsəletst laçt, laçt om besta. —
 šleçt ġəfōrn ęs besr wī ġut ġəłōfa. —
 ɔf a grōp klōts ġəhīrd a darbr šlējl. —
 mēt ġəhāna, mēt ġəfāna. —
 fil hendə maçha ġəšwend a endə (ōbr fə frasa ā wōs!). —
 wār (ġut) šmērt, dār (ġut) fērt. —
 dos bēmla, wos siçh tsīn wil, tsait siçh falbr. —
 hūfart on štolts wekst ɔf ēm hōlts. — šerbə breña ġlik. —
 īr laitə, hit içh ok fir fremda laita on fir fremda hōnda: fremdə hōndə baisa on f. laitə bəšaisa ¹⁾).

Kalendersprüche. dr klēnə hurniçh špreçht ibr a grūsa: wen içh hetə ġəwalt wi du, līf içhs kolp drfrīsa ai dr kū ²⁾).

¹⁾ Wer am Morgen früh aufsteht, dessen Sache wohl ergeht. Wer am Morgen lange liegt, dessen Sache im Bette (= liegen) bleibt. — Morgenstunde hat Gold im Munde. — Leckerei bringt an den Bettelstab. — Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. — Wer zuletzt lacht, lacht am besten. — Besser schlecht gefahren als gut gelaufen. — Auf einen groben Klotz gehört ein schwerer Hammer. — Mit gehangen, mit gefangen. — Viele Hände machen schnell ein Ende (aber sie fressen auch was! [wie man oft scherzhaft hinzufügt]). — Wer gut schmiert, fährt gut. — Das Bäumchen, das in bestimmter Richtung wachsen will, wächst selber. — Hoffart und Stolz wachsen auf einem Holz. — Scherben bringen Glück. — Ihr Leute, hütet euch nur vor fremden Leuten und vor fremden Hunden: fremde Hunde beißen und fremde Leute betrogen. [Diesen Spruch prägte vor kurzem eine Frau Berauer im Petzer].

²⁾ Der kleine Hornung sagt zum großen: Wenn ich Gewalt hätte wie du, ließ ich das Kalb erfrieren in der Kuh. (Über die Bedeutung von „Hornung“ war sich die Mundartsprecherin nicht klar.) Vgl. die halbmundartigen Belege in diesen „Mitteilungen“ Heft IX, 2. 29, wo der „große H.“ den Januar, der „kleine H.“ den Februar bezeichnet. Genaueres darüber Siebs, Hornung. Mitt. Heft XI, 23—32.

wail kręstus nę eş en(!) a hęml gęfō²n, drwail misa dę laito hantška drōan¹).

ęf galę blait dę kę em štalę(!)²).

będr on ęaul. di epl fain faul. di birna fain grin. di me'dę fain šin. di jęna fain fetę on macha ais betę³).

tsu męrię gęburt tsin dę šwolma on di dęnrwętr fu⁴t⁴).

dr štanislaus šmest gręsę raus⁵).

Orts- und Flurnamen. ęltštöt Altstadt, dęnkldöl Dunkeltal, fręt Freiheit, gręsapę Großaupa, he'nršdruf Hennersdorf, hōnelbę Hohenelbe, dę buchę Jungbuch, klęnapę Kleinaupa, kęlbadruf Kolbendorf, ęf a kręma hębl nach Krummhübel, lęwna Langenau, mošdruf Marschendorf, nędrhōf Niederhof, nęmęföt Nimmersatt, betser Petzer, bęlnikau Pilnikau, ręarn Rehorn, šatslr Schatzlar, šwę'tsndöl Schwarzentel, dręutnau Trautenau, drębęwosr Trübenwasser.

ōbromfęitę bei den Abrahamhęusern, aldr andōnęs (Antonius), dę apę Aupa (Bach), dr ępęfol Aupafall im Riesengrund, bęrbark Berauerberg, blęgręnt Blaugrund, blęgręntwosr Bach (ebd.), blōhelę (= fęm blęgręnd afę nęm), blōšlök m., blōfęitę beim Blaugrund, dr bōdn bei der Riesengrundbaude, bu'nbark Brunberg, † bęch;lōch das heutige Grünbachtal, ai dr bęchđęlkę, dę gręsę bęchđęlkę, dę klęnę bęchđęlkę, bęšwęgla, dę dōftębauda Daftebauden (zu „David“?), fęnkabark b. d. Kreuzschenke, fęrštršlęjla n., frišlōch, dr grinboch neuere Bezeichnung (s. Buchenloch). Das Wort „Bach“ fehlt i. d. Mda., s grinbochđöl Grünbachtal, dę gręntflęnę (Berglehne), dę he'niję („Heuening“) Ort, an dem Heu „gemacht“ wird, dr hōwr hōwrgrōba (Graben), dę hęchę flekę („Heuening“), hęlakrentsę pl. = blōhelę, jęjrbark Jägerberg, dr jōnabōdm Jonaboden (vgl. den schles. Familiennamen John), jilchabark(!) Jülchenberg, kęlbrkōp „Heuening“ an der Geiergucke, kęalabark Karlberg (ehem. Bewohner hieß „Karl“), kōtsahętę Haus „Waldfrieden“ (früher K. wegen der vielen Katzen

¹) Solange Christi Himmelfahrt noch nicht vorüber ist, müssen die Leute Handschuhe tragen.

²) Am Gallustage bleibt die Kuh im Stalle.

³) Peter und Paul. Die Äpfel sind faul. Die Birnen sind grün. Die Mädchen sind schön. Die Jungen sind betrunken(?) und machen ins Bett.

⁴) Zu Marię Geburt ziehen die Schwalben und die Gewitter fort.

⁵) Der Stanislaustag bringt große Kartoffeln.

im Hause), klenáþamilø Kleinaupamühle, krøahibl beim Grünbach, dr krants bei der Kranzbaude (so gen., weil er den Braunkessel umsäumt?), dø kráittsšenkø Kreuzschenke, krølbark Krölberg (nach dem Anwohner?), krømélbøga, s lāničh (Simalahnich), lārbauda Lahrbauden, léntsabark Lenzenberg (Familiennamen Lenz?), dr léba-grøba („Löwengraben“) angeblich alte Goldgrube bei der Leischnerbaude, (dos es an gøltgrübø gøwäst. dø es afüfl gølt gøwäst, dosø dø štat fenédičh hon gøbaut), mølrbrøkø Brücke bei der Schölzerei (s. d.), dr mètzbark Mittelberg („Heuenuug“), dø nøfø (Bergnase?), bántabloⁿ Pantenplan (Hochebene), bétskrätšm altes Gasthaus im Petzer, fārwišø („Pferdewiese“?), bøla gut Gut im Riesengrund (s. u. ropsa gut) bølafürbríčh dass. („Pohl-en-vorwerk“) Besitzer: Pohl, s ropsa gut onts bøla gut on dø šeltsərái lain káfərs gristø gitr ont brøva m wiŋsta ai. „Raps-en-gut“. Besitzer: Dix. Der Besitzer der Schölzerei hieß dr mølršøltšø. Vgl. mølrbrøkø. rēčhtrbauda Richterbauden, rēčhtrwošr Bach ebd., rífabaudø Riesenbaude, ríflagrønt Riesengrund, ríflagrøntwošr Bach ebd., dø rüšø der Rosenberg vor der Schneekoppe, føgosrbaudø Sagasserbaude, dr šenkabuⁿ „Heuenuug“ bei der Geiergucke, dø šmidø Bergschmiede, dø šnikøpø Schneekoppe, dø šeltsərái (s. u. ropsa gut), šrēflbark Schröfelberg (Anwohner: Schröfel), dr fídafels in Groß-Aupa („Heuenuug“), štéⁿbødⁿ Teil des Brunnbergs, štirnla n. („Heuenuug“), štømpagrønt Stumpengrund (vgl. den Familiennamen Stumpe), đaišs løstgø^ata Teufels Lustgarten, đøngrābø tiefe Gräben, wimrbark Wimmerberg (nach dem Anwohner Wimmer), wimrbūš Wald ebd., tsébušwošr fließt mit dem „Richterwasser“ (s. d.) ins „Zehgrundwasser“, tségrønt Zehgrund (vgl. den Familiennamen Zeh), tségrøntwošr Bach ebd., tsíjarekø Ziegenrücken, tsínekrfløk „Heuenuug“ auf dem Pantenplan. Vgl. den Familiennamen Zinecker im Petzer.

II. Mundartproben aus Anhalt OS.

Aufgenommen im Januar 1932 und mitgeteilt von stud. phil. E. . . . H. Mundartsprecher: Theodor Hoinkis, Kolonist, geb. 1865 in Anhalt OS.

A. Die Wenkersätze. 1. em wønter fíja di trukna bléter eñ dar luft herim¹). 2. es hī^t glājčh uf tsu šněja, nučhta wī^t døs

¹) Der Gewährsmann Th. H. scheint durch die hochdeutsch vorgesprochenen Sätze hie und da beeinflusst zu sein.

watr wēder beser. 3. šüt(!) di kōla ina ōwa do de milch bālt
 koča wī't. 4. dār gutə ālde mōn [klop] ej met dam fā't
 du'chs ais gebroča ā en dos kāldē woşer gefōla. 5. (h)ār ej fūr
 fir ōdr fejšs wučha geštu'wa. 6. dos foir woę' tsu štüek, di kūča
 ſen jo unda gants šwū'rts gəbrit. 7. (h)ār ešt di ājer emr
 (eńda'r) o'ńe ſalts ā wī'ts. 8. di fis tūn mir ſo' wēj, ečh g'łef, ečh
 hō fi du'čhgərēwa. 9. ečh bēj baj dr bōf gəwāst a(!)hō es ir gəfū'e
 un ſej ſüetə ſej wī'ts ā irer tochter ſü'eń. 10. ečh wełs ā nē wēdr
 tūn. 11. ečh šlu' dečh gańst met dam kōčlufł um di ūen, du ſojdrek.
 12. wojn gējstu? dirfa wir met dir gejn? 13. es ſen ſłaečtə
 tsajta. 14. maj lējwes keńt blaj do unda'r(!) štējn, di bējfa gāns
 bajsa dečh to'ut. 15. du host am(!) majsta gəlirt an bist gūt gə-
 wāst, du dirfst jir'str na haus gējn als di ande'n keńder. 16. du
 bešt nō nečh grōs gənūk um āńjə floš wāń austutrinkja, du must
 jir'st nō etwas(!) waksa un grejsr wūen(!). 17. gēj bēj ſo' gūt an
 fūes dańjer ſwastr, li ſoł di klādjer fir di močr fjētečh nējn an met
 dar bir'st rān mača. 18. hest du ejn gəkant, do wī's anderš gə-
 kōma an es wje'r met ejm besr ſen. 19. war hot mir māńjen kuēf
 met dam flāš gəstōla? 20. (h)ār tāt ſo' āłs heta ſej ejm(!) tsum
 draša bəštōłt, ſej hons ober ſalfst gəton. 21. wāń hot (h)ar di
 noj gəšēčt ertsālt? 22. mā mus tečhtečh kēka, funst fəštejt har
 eńs nēj. 23. wir ſen ſwacł an wir dir'stən („dürstern“). 24. wī
 wir gāstern ōwets tsurik kōma, do wū'en dej ande'n ſo'n em bet
 an ſłifa ſo'n. 25. dar ſněj ej dīfə nāčht bai eńs lēja blēwa.
 26. heńder enferm haus štējn draj šejnə oplbuēm met rōta epl.
 27. kēnt ir nečh a mikēla uf eńs hūəra, nočhta gējn wir metłoma.
 28. ir dirft nēj ſo' kēntš ſen. 29. enfrə hēja ſen nēj ho'čh, di
 oīə'n ſen fējl hējer. 30. wifel fōńt wūəšt an wifel bro'ut wōłt ir
 hōn? 31. ečh fəštēj nečh ir mist a mikēla štüekə'r rējda. 32. hot
 ir kaj ſtikla ſājf fir mečh uf māńjem teš gəfōnda? 33. faj brūder
 der weł im(!) oirem guēta tswe šēńə hoifer baua. 34. dos wūə't
 kom ejm fom hiətsa. 35. dōs wūə'r rečht fon ejm! 36. woş ſitsa
 do fir fēgl uf dar mauer? 37. di būen hota fūmf(!) ōksa ā(!)nojn
 kij ā(!)tswełf klīnə šof fuə'r dos duəf gəbročht, di wułta ſej fə'kuēfa.
 38. di loit ſen hoit ołə hēsa uf dam falt an hān. 39. gēj nur dar
 braunə hońt tūt dr nečhts(!). 40. ečh bē met dān loita dōheńda
 ewer di wējs eńs kūen gəfūen.

Wiegenliedchen. hušu, hušu, faufa, s katsła węł nę maufa, s heñdla węł nę hōła joen. węns wōł bālt em fotr foen. fotr werts em jājgər foen, jājgər werts ersīsa, s wert dečh nęma grīsa ¹⁾.

Anhalter Spottvers. untə(!) šoltsa šopa do gęjts loštečh tsū, tanst dar pōlnšə öksa(!) męt dar doitsa kü ²⁾.

Proben aus einer Anhalter Dichtung, 1924 von Pastor Treutler (Trebnitz) mitgeteilt und von mir nach den Angaben von Herrn Tr. in die Siebssche Lautschrift übertragen.

lost mečh rejda, fuit! — frint, weła eūs šteła for göts āga. ka lig soł də štoñt fęrgifta, šten tswiša gōt an eūs. hon wər a šult . . . fən eufə fętər mit šwērt an als roiwər kōma? hot fə dār lantfieršt falbər gərūfa. wös hon fə gęfoñda? a wist fo šut an laičha! ne menš, ne tir, fo hot krīg an pest gəwist. hon fə den eñfər faibəršdūf gəbaut, an də āndər dūfər en dər roñt an hon də fełdər gəroit, hon nöch irər fętər ört gəläft, hon dam fiəšta gān, wös lain e, en troi an gəhöfam an fən gəačht gəwāst ol də jür-höñdər t lang, an hot dōs lant gəblit, wo də doitsa tsügęgrifa hon, wī nī tsuför. e dər hös ne kōma als a flüch fi r gətōnəs önräičht. hon en irn dan gröñd dərhalda, fən en irn tsum wōłštant kōma. wūr do hös, wūr a nait, do werš firwerts gəbröcht. wełtas afo hon də pölər, dech nist tün. wūr ābər kłin dər hös an kái gəför ³⁾.

der götlestrunk hon fə mečh ögəkłoit, nutst ka wədərēt. głoin dech nūr, wo də šuft flüärn an wös fə głoin weła. fə train mečh furt fo dərham, furt en dər(!) fiärn, də himlwaitə fiärn; en də

¹⁾ H., h., s., das Kätzchen will nicht Mäuse fangen, das Hündchen will nicht Hasen jagen. (Wir) Werden es wohl bald dem Vater sagen. Der Vater wird es dem Jäger sagen, der Jäger wird es erschießen, es wird dich nicht mehr begrüßen.

²⁾ Unter des Schulzen Schuppen, da geht es lustig zu, da tanzt der polnische Ochse mit der deutschen Kuh.

³⁾ Laßt mich reden, Vogt! — Freund, wir wollen uns vor Gottes Augen stellen. Keine Lüge soll die Stunde vergiften, [soll] stehen zwischen Gott und uns. Haben wir (eine) Schuld . . ., sind unsere Väter mit dem Schwert und als Räuber gekommen? Der Landesherr hat sie selbst gerufen. Was haben sie gefunden? Eine Wüste von Schutt und Leichen! Kein Mensch, kein Tier [war da], so hatte Krieg und Pest gewüstet. [Da] Haben sie dann unser Seifersdorf (= heute Kozy bei Bielitz, Herkunftsort der Anhalter Bauern) gebaut und die

tsips, en dös wēldə gəbiə^rk, wēlas mečh firn, en də fərbanuək. hot ęrs hīərts gəbrucha, dār jomə^r 1).

anderen Dörfer in der Runde und haben die Felder gerodet, haben nach ihrer Väter Art gelebt, haben dem Fürsten gegeben, was sein ist, in Treue und Gehorsam, und sind all die Jahrhunderte lang geachtet gewesen, und das Land hat geblüht, wo die Deutschen zugegriffen haben, wie nie zuvor. [Da] Ist der Haß als Fluch für getanes Unrecht gekommen. [Sie] Haben in Ehren den Boden bewahrt, sind in Ehren zum Wohlstand gekommen. Da war der Haß, war Neid, daß wir es vorwärts gebracht [hatten]. Sie wollten es so haben, die Polen, doch nichts [wollten sie] tun. Der Haß war aber klein und keine Gefahr [vorhanden].

1) Der Gotteslästerung haben sie mich verklagt. [Da] Nützt keine Widerrede. [Sie] Glauben doch nur, was die Schufte sagen und was sie glauben wollen. Sie treiben (?) mich von der Heimat fort, fort in die Ferne, die himmelweite Ferne; in die Zips, in das wilde Gebirge, wollen sie mich führen, in die Verbannung. Der Jammer hat ihr das Herz gebrochen.

Herbeikochen einer Hexe im 16. Jahrhundert.

Von Wolfgang Jungandreas.

Die gesundheitschädigende Hexe durch Kochen herbeizuzaubern, war ein Brauch, der für verschiedene Gegenden Schlesiens bezeugt ist 1). Kühnau nennt (in unseren „Mitteilungen“ Bd. VII, Heft XIII, S. 90 ff.) zwei Fälle aus Woitz bei Ottmachau und Reichenau bei Kamenz. Dr. Marx, Mitarbeiter am Schlesischen Wörterbuch, gab mir für Schönau und Kittelwitz OS. zwei Belege aus seiner demnächst erscheinenden Arbeit über Volksmedizin, auf die ich hiermit dankend Bezug nehme. Er vergleicht auch Adolf Wuttke, Der deutsche Volksglaube der Gegenwart (1925) § 417. Die Berichte haben Folgendes gemeinsam: Eine des Zauberns kundige Frau im Dorfe hat die Kuh (Kühe) einer anderen Frau behext, sodaß die Milch blutig wird (bzw. auf der Oberfläche blaue Flecke bekommt). Die blutige Milch kocht man nun in einem Topf und verwendet dazu siebenerlei Holz beim Feuern (oder man läßt Stecknadeln mitkochen). Die Frau, die dann zur Tür hereinkommt (und den

1) Vgl. Kühnau, Schlesische Sagen III unter „Notkochen“ (SS. 37 f., 85 und 86, Anm., 91 f., 95 f., 188 f., 222 f.), Klapper, Schlesische Volkskunde S. 215, Peuckert, Schlesische Volkskunde S. 82/83 („Butterhexen/Abwehrzauber“).

Topf vom Herd rücken will), ist die Hexe. Ihr soll man nichts aus dem Haushalt leihen. — Ein sehr frühes Zeugnis für diesen Aberglauben fand ich in einer Handschrift des Breslauer Staatsarchivs, auf die mich Staatsarchivrat Dr. Gollub (Breslau) aufmerksam machte, der mir bei der Entzifferung einiger schwer lesbaren Textstellen freundlichst zur Seite stand. Es handelt sich um das Repertorium 21, Fürstentum Brieg, Ortsakten Groß Kniegnitz, Kr. Nimptsch (!), IV, vom 4. VII. 1573. Der Absender des Briefes, um den es sich hier handelt, ist Christoff Adler schreyber zu groß knygnitz, der Empfänger nach gütiger Mitteilung von Dr. Gollub der herzogliche Hauptmann Caspar von Senitz, ein milder, aufgeklärter Mann. Aus einer Bemerkung auf der letzten Seite kann man schließen, daß in der darauffolgenden Gerichtssitzung eine gütliche Schlichtung des Streitfalles angestrebt worden ist (nach Dr. Gollub). Ich lasse nun den Text des Schreibens, soweit es für uns volkscundlich von Interesse ist, folgen.

Edler Geltrenger Erenvelder wolbenampter großgontiger Herr Heuptman, Nach dem E(wer) g.(naden) Mir vnd Meym weybe, auff anklage des baders zu groß knygnitz, als heutthe eynen tagk ernennet hatt, mit Ihm für E. G. zu erscheinen, wiew Ich mich hyrume alles schuldigen gehorlams verhalten haben vnd erscheine hiemit Inn gehorlamfter vnderthenigkeit, Inn Demutt bittende E. g. wolle das gonttige einlehen haben vnd Ihnen den bader dahyn haltenn, das ehr mit feynem weybe mich vnd die Meynen mit feinen zunottigen¹⁾ klagen ferner vnbetruebet lasse denn Myr²⁾ nicht bewußt, das Ich Ihme vnd den feynen Im kleintlen all meyn lebtage zu nahe kommen sey, das er aber furgibet Mein weyb habe sein weyb ein Zeuberyn oder pilweyffe³⁾ genennet, hat ehr auch zuvor bey den gerichtten zu knygnitz genuglam gehöret, das Mein weyb weder⁴⁾ Ich Ihm solches gestendigk. werdens E. g. auch auß der gantzen Handlung Mit Ihnen Meines verhoffens nicht befinden können das weder Ihme noch den feinigen Irgendt ein spott bewisen worden sey, do aber sie Ihrer selber nicht vorfchonen wollen (den Ich noch heuttigs tags alles gutts gönne) do kan Ich nicht dawider, vnd wil mich für E. g. noch kegen Inen entschuldiget habenn vnd bitt zum freundlichsten sie wollen Ihr selber vorfchonenn⁵⁾ vnd sich nicht muttwilliger

¹⁾ zudringlichen.

²⁾ Ergänze: ist es.

³⁾ Vgl. Brsl. St.- u. U.-B. Hs. I F 250, 17v (Ende des 14. Jhs.) dy vngloubin an en han als peleweis vnd mulkenfelerynnen vnd die vff den brockffberg varen, ferner Klapper, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. XVII, 44 ff. In Gryphius, Gel. Dornrose heißt die Mutter Salme eine Bileweeße.

⁴⁾ noch.

⁵⁾ der Bader und seine Frau sollten sich selbst schonen.

weyße Inn eyn böße geschrey bringen Inn spott vnd schande setzen. — Es ist aber diese Handlung Mit Ihnen allenthalben also beschaffen das Mein weyb Inn meynem abwesen¹⁾, do Ich Inn Meines Herrn pfarherns gelcheffte zur Schweintz gewesen, erlerneth²⁾ worden ist, Ihrem vorterbten Ryndvieh zuhelfenn, Mit kochung derselben gemolcken Milch die halber blut gewesen ist, allein sie solt dazumal nichts weggleihen denn es würde die Zeuberyn durch diß kochen also geengftet, das sie würde kommen Müffen, vnd do Ihr oder sonst Iemand(s) anders wes gelihen würde, were solch Ihr kochungk vorgebens (das wie das weybes volck sonderlich fur andern waß vorwitzigk) vnd weyl meyn weyb die Ihrer kranken kue auch gerne helfen wolt, also versuchet vnd die Milch am heftigsten feutt vnd kochet, kompt des baders sohn vnd bringet eine Meusefalle, welche meyn weyb nicht annehmen wyl, weil sie weiß daß Ich zuvor dieselb dem bader geschenckt, baldt schicket die baderyn Ihre Magdt noch warmem wasser, das als³⁾ Ihr vorlaget wordenn, wirdt sie widerumb gefendet noch warmer lauge. entlich kommet die baderyn selber eylet dem Herde zu, Nympt vngegrußt vngebetenn, allein Mit diesen wortten, Ich Muß myr ein wenig feuer nehmen, etlich kolchen feuer⁴⁾ vnd geht damit davon, welches meyn weyb mit verwunderung ansihet, vnd weiß nicht waß sie ahier dencken sol, das die baderyn Inn die schule⁵⁾ noch warmem Waffer vnd lauge schicket, auch entlich selber kompt vnd aldo bey diesem geköchte feuer holet, Bessert aber gott lob sich an Ihrer kue⁶⁾, daß sie nicht mehr als zuvor blutt sondern Milch von Ihr gibet vnd Melcken lest, Als aber gedochtes Meynn Ehweyb von der Nachbaryn die solch Ihr kochen erfahren gefroget wordenn, ob auch Iemandt kommen were Inn der Zeit vnd Ihr wes abborget, hat sie angezeigt, das die baderynn Ihren sohn zu Ihr geschickt mit eyner Meusefalle vnd Ihre Magd noch warmem wasser vnd lauge, Entlich aber wer sie selber wie Oben vormeldt noch feuer gelauffen kommen.

In dem Briefe wird dann weiterhin gesagt: daraus, daß die Badersfrau gekommen sei und daß zufällig die blutige Milch auf dem Feuer gestanden habe, wolle diese und ihr Mann folgern, daß man sie für eine Zauberin und „pilweisse“ halte, obwohl das Kochen der Milch aus ganz harmlosen Gründen geschehen sei. Er, der Schreiber, fände es zwar auffällig, daß die Badersfrau, die vorher nie etwas geliehen habe, auf einmal hintereinander ihnen so das Haus einliefe. Aber er wolle die Sache auf sich beruhen lassen, denn er wünsche nur Ruhe und Frieden.

1) Abwesenheit.

2) (von Nachbarn) angewiesen worden ist.

3) lies: als das.

4) einige glühenden Kohlen.

5) der Schreiber ist wohl Lehrer.

6) ihre Kuh erholt sich aber.

Die Jagdhans-Sage in Alt-Reichenau, Kreis Landeshut.

Von Georg Scharf.

Wer von Alt-Reichenau durch das Neumühdörfel nach dem Sattelwalde geht, auf der ersten großen Wiese aber, dem „Liebersdorfer Kirchsteige“ folgend, links abbiegt, kommt bald durch eine tiefe Schlucht, durchs sogenannte „Kipalöch“. An der tiefsten Stelle dieser Schlucht, die von hohem landschaftlichen Reiz ist, steht eine Buche, die sich kurz über dem Erdboden in fünf oder sechs Stämme teilt, es ist die „Jõthonsbuche“. In ihrer Nähe befand sich früher eine kleine Einzäunung, die jetzt der Zeit zum Opfer gefallen ist, das Grab des Jõthons. Von ihm gilt eine Sage, die jetzt im Aussterben ist. Ältere Leute, die sie noch kennen, reden nicht gern davon; vereinzelte Einwohner mittleren Alters kennen sie wohl nur noch teilweise, und die jüngeren wissen nur noch den Namen. Ich gebe die Sage nach den Erzählungen meiner Eltern; manche Einzelheiten habe ich von alten Leuten erfragt.

Jõthons (das heißt „Jagdhans“) war ein Förster in Alt-Reichenau, eigentlich hieß er Johann Joseph Stritzky; er wohnte in der nach der Kolonie Krähendörfel führenden Bräuergasse, und da hat man vor einigen Jahren beim Abbruch eines alten Hauses einen Degen gefunden, der ihm gehört haben soll, und der jetzt im Bolkenhainer Heimatmuseum ist. Jõthons hat zu Lebzeiten die Leute geschunden und geärgert, ja, er soll — so erzählt man — seinen Bruder erstochen oder erschlagen haben. Er bereute zwar seine Tat und stiftete eine Glocke für die katholische Pfarrkirche zu Alt-Reichenau. Man soll noch heute an einer der Glocken die Inschrift „Johann Joseph Stritzky“ sehen können. Als Jõthons 1737 starb, begrub man ihn auf dem Kirchhof. Aber er fand keine Ruhe, er kam wieder und belästigte die Leute. Auch stieg er allnächtlich außen am Kirchturme zu den Glocken hinauf, zu deren einer er ja Pate war. Es heißt: „er hatte schon drei Hufe, hätte er noch den vierten bekommen, so hätte man ihn nicht fangen können.“ Vor ungefähr fünfzehn Jahren, als der Kirchturm noch den alten Anstrich hatte, konnte man die Eindrücke sehen, die Jõthonsas Hufe hinterlassen hatten. Nun hatte zu jener Zeit die evangelische Gemeinde von Alt-Reichenau in Pastor Scholz einen sehr klugen Seelsorger, der u. a. auch die schwarze Kunst konnte. Der bannte den unruhigen Geist in eine Flasche. Das Einfangen des Geistes ging so vor sich: Der beherzte Glöckner postierte

sich auf Anordnung des Pastor Scholz am Glockenfenster¹⁾, durch das Jõthons allmächtig zu den Glocken kam; er sollte auf ein Zeichen des Pastors vortreten und zum Fenster hinausschauen. Pastor Scholz stand am Fuße des Turmes. Als nun Jagdhans, wie gewohnt, zu mitternächtlicher Stunde am Turme hinaufstieg und nicht mehr weit vom Glockenfenster entfernt war, trat der Glückner hervor, Jõthons stürzte ab und in die Flasche hinein, die der Pastor unten bereit hielt. Sie wurde verschlossen und versiegelt. Am nächsten Tage fuhr man damit hinaus in den Wald. Zwei Pferde waren nicht imstande, den Wagen, auf dem die Flasche mit Jõthonsa lag, wegzuziehen, erst vier Pferde brachten ihn weg. Im Kipaluche, an der tiefsten Stelle der oben beschriebenen Schlucht am Fuße des Sattelwaldes, wurde die Flasche vergraben und der Ort durch eine einfache Holzeinfassung bezeichnet.

Aber auch da fand Jõthons noch keine Ruhe. Er verscheuchte noch bis vor kurzer Zeit — mit dem Zaune ist dann auch der Spuk verschwunden — die Holz- und Beerenweiber; die sahen zu gewissen Stunden, zum Beispiel auch in der Mittagsstunde zwischen zwölf und eins, eine Gestalt in einer roten Jacke umherstreichen²⁾.

Mein Großvater (mütterlicherseits) befand sich eines Nachts in der Nähe des Grabes auf dem Ansitz, Mitternacht war bereits angebrochen, Totenstille herrschte, kein Lüftchen regte sich, es war heller Mondschein. Da war ihm, als ob es mit Sand oder kleinen Steinchen rund um ihn herumwürfe. Er legte diesem Geräusch zunächst keinen Wert bei. Das Rascheln hörte aber nicht auf. Dazu kam, daß der Hund, ein großer, scharfer Vorstehhund, ihm winselnd und jaulend zwischen die Beine kroch und sich nicht beruhigen ließ. Nun wurde auch mein Großvater unruhig, er zog es schließlich vor, nach Hause zu gehen. Als er aus dem Bannkreis heraus war, wurde auch der Hund wieder ruhig. Meine Großmutter schalt, als sie von diesem Erlebnis hörte; sie meinte, es könne dem Großvater noch mal etwas passieren, wenn er im Kiepenloche jage.

Meine Großmutter (väterlicherseits) sammelte in der Mittagsstunde im „Kipaluche“ Reisig. Sie kam dabei auch in die Nähe von Jõthonsas Grab, und da mit einem Male wußte sie, die im Walde jeden Weg und Steg auf das genaueste kannte, nicht mehr, wo sie war und fand sich erst nach langem Umherirren plötzlich — es piff auf dem Alt-Reichenauer Sägewerk gerade eins — zurecht.

Ein anderes Mal, sie sammelte wieder Holz, sah sie einen sehr schönen, starken Ast, der sich zur Hälfte innerhalb der bewußten Einzäunung befand. Sie zog an diesem Ast, der zwar nirgends festhakte, sich aber auch nicht wegziehen ließ; da ertönte eine Stimme: „S'is meine!“ Der Ast lockte aber zu sehr, meine Großmutter zog ein zweites Mal und abermals ertönte die Stimme, jetzt schon lauter: „S'is meine!“ Noch immer ließ sich meine Großmutter nicht abschrecken, sie zog noch ein drittes Mal, mit demselben Erfolg; der Ast rührte

¹⁾ In Alt-R. liegen der kath. und ev. Friedhof nebeneinander rings um die kath. Kirche herum; die ev. Kirche hat keine eigene Glocke, bei Anlässen der ev. Gemeinde wird die Glocke der kath. Kirche geläutet.

²⁾ Vgl. hierzu W. E. Peuckert, Schles. Sagen, Jena 1924, S. 172/73, in: Deutsch. Sagenschatz.

sich nicht, da erscholl wieder die Stimme, nun um ein Beträchtliches lauter und nachdrücklicher als vorher: „S'is meine!“ Nun erst verzichtete die unerschrockene Frau auf den Ast, Jōthons ließ sich eben sein Eigentum nicht nehmen.

Dies sind einige der letzten Streiche, die Jōthons im „Kīpaluche“ den Leuten spielte. Seit dreißig Jahren ist derartiges nicht mehr vorgekommen. Aber heute besteht immer noch eine gewisse Achtung vor jenem Revier und seinem Herrn. Man spottet nicht über diese Dinge, sie werden mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu behandelt und erzählt, man warnt den Spaziergänger, sich durch Spott-rufe Jōthonsas Zorn zuzuziehen.

Dieser „Jōthons“ wird einem Jäger und Gärtner böhmischer Herkunft, namens Johann Stritzky gleichgesetzt. In den „Bemerkungen zu Alt-Reichenau an der katholischen Pfarrkirche in allen Verhältnissen und Zeitumständen überhaupt und insbesondere . . . aufgenommen 1814 . . .“¹⁾ von Pfarrer Romanus Rother heißt es:

1814. „Johann Joseph Stritzky, Förster, Kleingärtner²⁾ und Gerichtsscholz, ein zu seiner Zeit unter dem gemeinen noch abergläubigen Volke höchst gefürchteter Mann, wurde 1736 beyder Aemter entlaßen, streifte, im Glauben des Volkes, bald in der Luft, bald auf- und unter der Erde brodtloß herum, und starb endlich d : 1 ten Juny 1737, wurde zwischen der Kirche und dem Thurm begraben, ist wieder auferstanden, und endlich in das sogenannte Kiepenloch begraben worden. Dato noch höret man dergleichen alberne Reden von den alten abergläubigen Menschen vom Stritzky. Ein Grund, welcher mich bewog, seinen Begräbnißplatz, welcher hoch mit Schutt und Steinen angefüllt war, völlig zu reinigen und denselben zum Begräbnißorte meiner Mutter zu bestimmen. Johann Joseph Stritzky wurde 70 Jahre alt. In der Absicht bemerkte ich obenan die Volkserzählung, um meine Herrn Nachfolger aufmerksam zu machen, ob dieselbe sich noch lange so unter dem Volke vom Stritzky erhalten werde!“

Eine zweite urkundliche Erwähnung des Stritzky fand ich in einem Schöppenburg von 1676 aus Alt-Reichenau³⁾. In einem Kaufkontrakt aus dem Jahre 1715 heißt es da: „ . . . Beystände seynd gewesen, auf der Verkäufferin ihre Seite . . . auf des Kauffers seithe aber Hannß Stritzke Jäger allda.“

Von 1720 bis 1729 ist besagter Johann Joseph Stritzky Gerichtsverwalter oder Scholz in Alt-Reichenau. Nachweisbar ist dies aus dem erwähnten Schöppenburg; da heißt es (S. 356) am Schlusse eines Kaufvertrages aus dem Jahre 1720: „So beschrieben Vor Hannß Stritzken Gerichts Scholtzen z. Reichenaw den 20. Marty 1720.“

Sämtliche Kaufverträge zwischen 1720 und 1729 haben diesen Vermerk.

¹⁾ Herrn Pfarrer Bernert in Alt-Reichenau danke ich, daß er mir freundlichst gestattet, die genannte Chronik einzusehen.

²⁾ Kleingärtner und Großgärtner sind damals übliche Bezeichnungen der kleinen Grund- und Hausbesitzer, Kleingärtner entspricht dem heutigen „Häusler“, Großgärtner dem heutigen „Stellenbesitzer“.

³⁾ Im Breslauer Staatsarchiv unter Rep. 39 Fürstentümer Schweidnitz und Jauer S. 315.

1728 verkaufte der Vater Johann Joseph Stritzke sein Grundstück seinem Sohne Johann Joseph St. Auf S. 438 des Schöppenbuches findet man den Kaufvertrag, der überschrieben ist: „Kauff Johann Joseph Stritzke umb seines Vatters Niederhauß und Kleingarthen. Datiert am 7ten Xbris (Octoberis) A^o 1728.“ Als Vater wird genannt: „Johann Stritzke Scholtz und obrigkeitlicher Förster alda.“

In der Bränergasse scheinen öfters berüchtigte Leute gewohnt zu haben. So erzählt man, daß ein Räuberhauptmann namens Kahl dort gehaust hat, von ihm gilt noch die Redensart: „Kahl, Kahl, änder dich! Du bist verdunnert liederlich!“ So sagt man heute zu jemandem, der einen sehr flotten Lebenswandel führt.

„Vom Dom umzingelt“?

Ein Beitrag zur schlesischen Wortforschung.

Von Otto Marx.

„Aber wenn, vom Dom umzingelt,
Meine Laura euch zerknickt,
Und in einen Kranz geringelt
Thränend ihrem Dichter schikt —“

Diese vorher nicht verstandenen Verse in Schillers Gedicht „Meine Blumen“ (vom Jahre 1782) sind durch zwei Aufsätze von Th. Siebs in diesen „Mitteilungen“ (Bd. 17 (1915), S. 118 ff. u. 213 ff.) völlig geklärt worden. Danach besagen die Worte „vom Dom umzingelt“ ganz einfach: (Die Veilchen sind) „vom Duft umgeben“. Eine längere Abhandlung von Friedrich Kauffmann, die zeitlich zwischen den beiden Aufsätzen liegt, bringt sachlich dazu nichts Neues. Er nimmt (Zeitschr. f. deutsche Phil. 47, 10; 1916) auf den ersten Aufsatz der „Mitteilungen“ Bezug, ohne den Namen seines Verfassers zu nennen und dessen Verdienst um die Deutung der Stelle hervorzuheben, kommt von der ästhetischen Seite der Gedichtbetrachtung her zu dem schon vorliegenden Ergebnis und unterbaut dann diese Feststellung durch eine sprachliche Untersuchung. W. v. Unwerth geht (Paul u. Braune, Beiträge 42, 121 ff.; 1916) auf die Abhandlungen beider Gelehrten ein und erhärtet die von Siebs herausgestellte Bedeutung des mhd. Wortes toum = „Dampf, Dunst; Geruch, Duft“ durch den Hinweis auf Beispiele aus dem Althochdeutschen. Dasselbe Jahr (1916) bringt noch eine Untersuchung über das Vorkommen von doom im Alt- und Neufälischen von

Th. Frings (Beiträge 42, 249 ff.) und einen kurzen Nachtrag des selben Verfassers auf S. 561 ebd. Er stellt den Bedeutungskern von doom als „stark riechender Dunst“ heraus. Damit ist die Literatur über diese Frage genannt.

Über die Verbreitung des Wortes „Dom“ in Mundarten scheinen bisher noch keine Arbeiten vorzuliegen. Nur einige Mundartenwörterbücher führen es an. Deshalb will ich den Versuch machen, sein Vorkommen für Schlesien festzustellen. Eine Beobachtung bei Mundartaufnahmen ließ in mir die Vermutung aufkommen, als sei das mhd. toum in unserer Provinz noch anzutreffen. Diese Annahme schien mir von vornherein nicht ganz unberechtigt, da das Wort außer im Oberdeutschen auch in den mitteldeutschen Gebieten, aus denen die Siedler unseres Landstrichs kamen (vgl. W. Jungandreas, Besiedlung Schlesiens . . . S. 140 ff.), noch heute vorhanden ist. (Vgl. Crecelius, Oberhessisches Wb., S. 246 ff. u. Spieß, Beitr. z. einem Hennebergischen Idiotikon, S. 39). Ich führe hier einige gelegentlich aufgezeichnete, unbeeinflußt gesprochene Sätze aus Schönau (Abkürzung Sch^o) und Kittelwitz (Ki), Kr. Leobschütz, in einer bestimmten Reihenfolge an. — In der Schreibung der Mundarttexte folge ich den Anweisungen, die Siebs in den „Mitteilungen“ (Bd. XII, S. 1 ff.) niedergelegt hat. Zu beachten ist dabei noch folgendes: ø° ist ein einheitlicher Laut, der zwischen kurzem geschlossenem ø und offenem o liegt; Sperrdruck bedeutet, daß das betreffende Wort oder die Silbe den Ton trägt; (Ki): dort vorkommend, aber nicht in Kittelwitzer Ma. angeführt.

I. Sch^o. wən dər mōnt ən tøm hōd, (= fəçhə dəkə wōlka rənsrəm), dɔ krīgbr ai dar nēçstə tsait rān. — monçhə šprəçhə dərfirə ō: dər mōnt hōd ən hōf. (Wenn der Mond einen „Tømm“ hat, (= solche dicke Wolken ringsrum,) da kriegen wir in der nächsten Zeit (= demnächst) Regen. — Manche sagen dafür auch: der Mond hat einen Hof.)

II. Sch^o. øndər dər sɔnə əfa tøm. (afɔ šprəçhə fə, wən baim fɔnəøndərgənə afɔ a haufa šwɔ'tsəs gə wɔlkə əs.) (Unter der Sonne ist ein T.. (So sprechen sie (= so sagen die Leute), wenn beim Sonnenuntergang so ein Haufen schwarzes Gewolke ist.) Vgl. dazu: Schnellewalde, Kr. Neustadt: s ɪəfa tøm ɛm də sɔnə¹). (Es ist ein

¹) Alle Mitteilungen betreffs Schn. verdanke ich Herrn Friemel, Breslau.

T. um die Sonne.) — Sch^o. wən də sɔnə aɔ ɛn tɔm tsofomatsit, dɔ rānts. (Wenn die Sonne so einen T. zusammenzieht, da regnets, näml. abends oder am nächsten Tag). — Sch^o (u. Ki). də sɔnə gɪt ɔndər; monɕmɔl gɪt lə ai a tɔm. (= dɔ əs aɔ ɛnə wɔlkabankə.) (Die Sonne geht unter: manchmal geht sie in den T. (= Da ist so eine Wolkenbank.) Ebenso: Sch^o (u. Ki). də sɔnə kriɕt ai a tɔm; dɔ rānts. (Die Sonne kriecht in den T.; da regnets.) Vgl. Schnellew.: də sɔnə kriɕt ai a tɔm; dɔ weʀtʃ mɔʀnə ran. (Die Sonne kriecht in den T.; da wirds morgen regnen.)

III. Sch^o. də naisə (oder: s naiswosər) fetst ɛn tɔm uf. (Die Neiße (oder: das Neißewasser = die Glatzer Neiße) setzt einen T. auf.) — wən siɕ ɛm də ũdər ɔnd də naisə a tɔm uffetst, dɔ rānts. (Wenn sich um die Oder und die Neiße ein T. aufsetzt, da regnets.)

Wir haben hier das Wort „tɔm“ in verschiedener Bedeutung. Unter I wird das den Mond umgebende dichte Gewölk als T. bezeichnet und gelegentlich auch dem Mondhof gleichgesetzt, entweder in Verwechslung dieser Wettererscheinung mit dem Mondhof oder nach Analogie, weil kein anderes Wort dafür zur Verfügung steht. In diesem Falle könnte man geneigt sein, das Wort T. als das mhd. toum aufzufassen und als „dunstige, neblige Luft“ zu deuten. Bei II wird auch bei der Sonne diese Erscheinung beobachtet. Der Mundartsprecher (Frau Marie Marx geb. Frömel) erklärt sie als „Haufen schwarzes Gewölk“ und umschreibt sie auch mit „Wolkenbank“ (in Schnellewalde: Wolkenwand) unter der Sonne. Auf eine Nachfrage erhalte ich die Zusatzklärung: „Die Sonne geht abends in den Damm; da ist schon der westliche Himmel bis auf den Horizont mit Wolken bedeckt, aber erst bei Sonnenuntergang.“ (Mitteilung von Frl. E. Marx.) Die Beispiele unter III zeigen „tɔm“ als Dunststreifen oder Nebelbank, die sich vormittags bildet und in einer gewissen Höhe in der Gegend der Neiße (nordwestlich) oder der Oder (östlich) am Horizont scharf absetzt. Alle diese Wettererscheinungen deuten auf Regen hin.

Bei der Erklärung des Wortes haben wir mit zwei Möglichkeiten zu rechnen. Entweder wird diese Erscheinung nach ihrem Wesen benannt und fügt sich so ganz gut ein in die Bedeutungsreihe des mhd. toum = „Dunst“: dunstige, neblige Luft (was auch dann auf die Wolken übertragen sein könnte), oder die äußere Form

ist für die Bezeichnung maßgebend geworden. Eine kritische sprachliche Untersuchung des Wortes wird uns Klarheit bringen.

Zunächst ist zu bemerken: Erschwerend für die Deutung von *tōm mag* auf den ersten Blick der Umstand sein, daß das Wort in anderer konkreter Bedeutung, als Deminutiv und in verbaler Ableitung in Sch^o nicht vorkommt. Nur im übertragenen Sinne erscheint es mit der speziellen Bedeutung „auf dem Posten sein“ in zwei Lautformen: a) *ōm tōmə fain*; b) *də hēs ōm dōmə fain!* (Da heißt es, am Damme (= auf dem Posten) sein!) — *ma's imər ōm dōmə!* (Man ist immer auf dem Posten = man steht dauernd in anstrengender Arbeit.) Anders in der Gegend von Weidenau-Jauernig: of m *tomə fain* = munter sein; Alt-Reichenau, Kr. Landeshut, nach Mitteilung von Herrn cand. phil. Scharf: munter, gesund sein. — Im ersten Falle der Redensart haben wir es, nach meiner Erkundigung, mit der Aussprache älterer Leute zu tun; das zweite Beispiel gibt die jetzt überwiegend gebrauchte Form wieder, wobei es dahin gestellt sein mag, ob wir hier Assimilation an den vorhergehenden Nasal oder Einwirkung der nhd. Schriftsprache zu sehen haben. Der vorherrschende konsonantische Anlaut des Wortes ist t, was Beispiele aus dem Nachbardorfe Ki bestätigen, wo *tōm* und sein Deminutiv auch noch in ihrer ursprünglichen Bedeutung erhalten geblieben sind. (Ki: *ōm miltōmə nōf . . .* = am Mühl-(teich)damme hinauf . . — bis *ōfs tamla, wə də rība štī'n.* = (Mit der Rübenscharre kratzt man das ganze Unkraut ab) bis aufs Dämmlein, wo die Rüben stehen.) Bei Schnellewalde ist noch die Flurbezeichnung „*ōm tūmə*“ (am Damm = alter Teichdamm) anzutreffen.

Wir sehen rein äußerlich aus der Wortvergleichung, daß hier das nhd. Wort „Damm“ vorzuliegen scheint. Es ist jedoch noch nachzuprüfen, ob nicht ein Zusammenfall von mhd. *tam* und *toum* in dem Worte *tōm* möglich ist, wie es für die Ma. aus der Gegend von Weidenau-Jauernig durchaus denkbar wäre. Dort kann (nach freundl. Mitteilung von Dr. W. Jungandreas) *tōm*, m., das sowohl „Damm“ als auch „Wolkenbank“ bedeutet, lautgesetzlich auf mhd. kurzes a und den Diphthong *ou* zurückgeführt werden. Wir müssen nun die Lautverhältnisse unseres Gebietes, der Südwestgrenze Oberschlesiens (nördlicher Kreis Leobschütz), prüfen, um festzustellen, welches die mhd. Grundlage für dieses Wort ist.

T im Anlaut entspricht der mhd. Tenuis t (westgerm. d), die sich auch in diesem Gebiet des Gebirgsschlesischen abweichend von der nhd. Schriftsprache durchweg erhalten hat¹⁾. Die Wirkung dieses Lautgesetzes zeigt sich auch bei den meisten Fremdwörtern, die in die Ma. übernommen werden. (Vgl. Sch^o. fə^rtəfntí^rn, verteidigen; teləkátéswō^rn, Delikatessen; teptát, Deputat; teškrí^rn, diskutieren; tātsm, Dezem; Ki: də^r / tečnt, Dechant.) Wir haben für unsere Gegend dafür auch Belege aus dem älteren Schlesisch. Ein Neustädter Arzt, Christ. Neander (Neumann), der in der Sprache seines 1625 zu Neiße gedruckten Pestbüchleins starke Einschläge der schles. Ma. aufweist, schreibt regelmäßig t im Anlaut (vertunckelung; tunckel (S. 45)²⁾. Zu den Besonderheiten der Lautformen erwähnter Gegend gehört die Entwicklung des mhd. kurzen a zu geschlossenem o, außer vor Dental und n, was zu v. Unwerths Untersuchung (ebd. S. 93, § 136) noch nachzutragen ist. Der Nom. Sing. hat in unserem Sprachgebiet, im Gegensatz zu anderen Gebieten der schles. Ma., auch in geschlossener Silbe in vielen Wörtern, die im Inlaut Doppelkonsonanz besaßen, besonders vor m, l und öfters vor Dentalen, Vokalkürzung³⁾, wohl in Analogie zu den mehrsilbigen Formen, wofür v. Unwerth (a. a. O. S. 63) Belege für das Glätzische und mittelschlesische Gebiete beibringt. Die Vokaldehnung von „tüm“ (Schnellew.) in den beiden angeführten Verwendungen ist also durchaus normal: in allen anderen Fällen tritt dort „tóm“ auf. Die u-Entwicklung aus mhd. kurzem a ist nur eine Besonderheit eines kleinen Gebietes bei Schnellewalde (vgl. Glogauer Kreis = Diphthongierungsma.: tūom) und fällt mit der aus mhd. uo manchmal zusammen⁴⁾. Wir werden uns für unser Wort auch in diesem Falle für die mhd. Grundlage tam entscheiden können. (Vgl. Schn. šwom.) Mhd. ou kommt hier nicht in Frage, da es in Sch^o vor m zu langem, geschlossenem o (bōm, trōm), in Ki und Schn. zu ō entwickelt ist. Abschließend sei noch bemerkt, daß das

¹⁾ Vgl. W. v. Unwerth, Die schles. Ma. in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. Erweiterte Neuausgabe. Breslau 1931. S. 4, S. 42 (§ 56), S. 43 (§ 58), S. 48 (§ 66).

²⁾ Christophorus Neander, Kurtzer Und Einfaltiger bericht . . . Neustadt. Gedruckt zur Neyss, 1625.

³⁾ Vgl. dagegen von Unwerth, a. a. O. S. 63 (§ 98).

⁴⁾ Vgl. Fr. Festa, Die schles. Mundart Ostböhmens I. Prag 1926, S. 45 (§ 35) und S. 23 (§ 14) Anm. 2.

Wort *tom* von der Mundart sprechenden Bevölkerung in Sch^o selbst als „Damm“ gedeutet wird. Daneben begegnet uns in Sch^o und Ki das gleichlautende Wort „*tom*“ (dumm), dessen *o* auf mhd. u zurückgeht, und das daher für unsere Untersuchung ausscheidet.

Zusammenfassend ist zu sagen: nach Prüfung der Lautverhältnisse haben wir in allen Beispielen in *tom* das nhd. Wort „Damm“ vor uns. Es bezeichnete neben dem aus Erde aufgeworfenen Damm auch den langgestreckten, einem Damm ähnlichen Dunststreifen über Flußläufen und Wolkenbildungen gleicher Form und konnte dann auch für anders geformte Wolkenbildungen, die gleichfalls auf Änderung des Wetters deuteten, in Ermanglung eines passenden Ausdruckes gebraucht werden.

Wie die Wortsammlung im Archiv des Schles. Wörterbuches und das in Beiträgen zum Schles. Wb. schon veröffentlichte Material beweisen, ist das Wort „Damm“ in ganz Schlesien anzutreffen. Das nördliche Gebiet der Provinz kennt fast durchweg das Substantiv und sein Deminutiv in der Bedeutung „die zum Damm aufgeworfene Erde“, jedoch meist als Deminutiv zur Bezeichnung der Kartoffelzeilen, und hat dazu das vb. „dämmeln“ (= einen Damm = die Zeilen aufwerfen) bewahrt. Das vb. scheint im südlichen Ma.-Gebiet verloren gegangen zu sein (vgl. Sch^o u. Ki: *də rība ɔnd də katofan haifan* (häufeln)), wie auch das Substantiv und sein Deminutiv dort stark zurücktraten oder ganz verschwanden und dann durch andere Worte ersetzt wurden. (Vgl. Sch^o u. Ki: *də rība-*, *katoff-tsailə*; pl.-a). Dagegen hat das südliche Gebiet der schles. Ma. das Wort „Damm“ in der Bedeutung „dichter Dunststreifen, Nebel-, Wolkenbank, Wolkenansammlung“ ausgebildet, was für das nördl. Gebiet nicht zu belegen ist. Für Grunau bei Kamenz bezeugt Rother¹⁾ für die oben genannte Wettererscheinung die Ausdrücke „Wand“, „Popel“ (bei der Sonne) und „Hof“ (beim Monde). Damit gewinnen wir einen Anhaltspunkt für eine Grenze von „Damm“ in der speziellen Bedeutung „Wolkenwand“. Dialektgeographische Untersuchungen mögen das Damm- und Wandgebiet schärfer abgrenzen. Meine Absicht war es nur, zu untersuchen, ob bei Bezeichnung dieser Wettererscheinung ein mundartliches „Dom“ vorliegt. Das ist zu verneinen. Eine Stütze findet dieses

¹⁾ Rother, Die schles. Sprichwörter u. Redensarten, Breslau 1928, S. 16 u. 19.

Ergebnis durch einen Beleg im Rheinischen Wb. von J. Müller (I, 1231), das die Wendung verzeichnet: „Wann de Sonn honger em Damm ongergeht, geht se och h. em D. op“. Wie die Verbreitung von „Damm“ in dieser Bedeutung im gesamten deutschen Sprachgebiet ist, bleibt örtlichen Untersuchungen vorbehalten, da die Mundartenwörterbücher über dieses Wort nur unzureichende Auskunft geben. Sollten meine Ausführungen noch weitere Belege für das Wort „Damm“ einbringen oder zu ähnlichen Untersuchungen im Gebiet der schlesischen Ma. anregen, so wäre damit ein wertvoller Beitrag zum Schles. Wb. gegeben.

Beabsichtigte und unbeabsichtigte Münzsymbolik.

Von Gotthard Niemer.

Die Wahrheit des Sprichwortes „Geld regiert die Welt“ beweist sich nicht allein in der Wirtschaft, im Handel und Verkehr, sondern in ebenso starkem Maße in der Kulturgeschichte und Volkskunde. Das ist natürlich; denn seit ihrer Erschaffung wurde die Münze zu einem Kulturgut, mit dem jeder einzelne notwendigerweise in Berührung kommen mußte. Der Staat, der das geprägte Geld eingeführt hatte, um ein einheitliches, überall gültiges Zahlungsmittel zu besitzen, konnte nicht verhindern, daß das Volk in der Münze bald mehr als einen bloßen Wertmesser sah. Der Schutz durch Götter und Priester, die Beanspruchung des öffentlichen Glaubens und ein auf Heiligkeit, Recht und Ehre gerichteter Charakter haben der Münze von Anfang an etwas Übernatürliches, Heiliges mitgegeben. Beachtet man diesen ursprünglich engen Zusammenhang des Geldes mit Religion und Götterkult, so versteht man, wenn anfangs Götterbilder oder göttliche Symbole (Tiere als Vertreter der Gottheit, heilige Geräte u. dgl.) im Gepräge der Münze erscheinen. Daneben treten — wie bei Griechen und Römern — mit starker lokalpatriotischer Betonung die volkstümlich überlieferten Gestalten der Sagen und Fabeln. Von den sagenhaften Helden aus war es dann nur noch ein kurzer Weg zu den geschichtlichen Persönlichkeiten und Vorgängen.

Wenn man die Köpfe von Fürsten und Königen erst verhältnismäßig spät auf Münzen abbildet, so hängt das mit der Vorstellung zusammen, daß man „das heilige Rund der Münze“ für die Gottheit freihalten zu müssen glaubte¹⁾. Das erste Königsbild auf Münzen ist der Kopf Alexanders des Großen. Er wird aber bezeichnenderweise auch erst nach dem Tode des zur Gottheit verkörperten Herrschers zum Münzbild. Auch in Rom galt — abgesehen von einigen Auswüchsen — das Bildnis als „Sondergut des gottgleichen Herrschers“. Ein Fortleben dieser volkstümlichen Anschauung erblickt F. Friedensburg in der Tatsache, daß auch noch heutzutage die Münzen von Republiken — sofern es sich nicht, wie bei der gegenwärtigen Hindenburg-Gedenkmünze, um Jubiläums- oder Erinnerungsmedaillen handelt — im Gepräge fast niemals das Bild des Staatsoberhauptes aufweisen.

Wie stark gerade die Religion das Gepräge des Geldes beeinflusst hat, läßt sich noch weiterhin durch das ganze Mittelalter hindurch an den zahllosen geistlichen Münzbildern und -aufschriften nachweisen. Freilich macht hier nicht mehr wie im Altertum die Gottheit dem Fürsten das Münzbild streitig, aber die Einwirkung des kirchlich-religiösen Typenschatzes ist jetzt so stark, daß weltliche Münzbilder zeitweise so gut wie ganz verschwinden. Seit Karl dem Großen findet sich während des ganzen Mittelalters das Kreuz fast als regelmäßiges Bild der einen Münzseite. Zur Zeit der Sachsenkaiser erscheinen dann die heilige Jungfrau auf Münzen und gleichzeitig die vielen Heiligen oder deren Symbole. Und noch im 15. Jahrhundert, wo auch die persönliche Abbildung des Heilandes häufig wird, schreibt die Stadt Ulm auf ihre Schillinge: „Facta est moneta ista in Christi nomine amen“²⁾.

Es ist nach den bisherigen Feststellungen wohl verwunderlich, wenn wir erfahren, daß in den schriftlichen Kulturdenkmälern des 8.—13. Jahrhunderts das Geld nur selten erwähnt wird, und wo es geschieht, mit mehr oder weniger verächtlicher Geringschätzung³⁾. Dafür gibt es zwei Erklärungen. Zunächst ist zu berücksichtigen,

¹⁾ F. Friedensburg, Der Einfluß des Volkstümlichen auf das Gepräge der Münze. Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. XIII—XIV, 1911/12, S. 268.

²⁾ F. Friedensburg, Die Münze in der Kulturgeschichte. Berlin 1926, S. 83.

³⁾ F. Friedensburg, Die Symbolik der Mittelaltermünzen, Teil III, Berlin 1922, S. 311.

daß sich in Deutschland der endgültige Umschwung zur Geldwirtschaft erst nach der Entdeckung Amerikas, also vor rund einem Jahrtausend vollzog. Daraus folgt, daß die Verwendung der Münze im Mittelalter eine noch recht unbedeutende und beschränkte Rolle gespielt haben muß. Was konnte denn auch damals ein reicher Mann mit barem Gelde anfangen? — Was er zum Lebensunterhalt brauchte, warf in reichem Maße sein Grund und Boden ab, für dessen Bewirtschaftung er seine Hörigen bestenfalls mit Naturalien bezahlte. Da außerdem jede Geldausleihe oder -anleihe gegen Verzinsung als sündhafter Wucher galt, so gab es keine Möglichkeit, sein Vermögen anders als in Dienstleuten, Acker und Vieh anzulegen. Dazu kommt noch, daß auch der Handel wenig auf Bargeldverkehr eingestellt war, sondern fast durchweg mit Silberbarren arbeitete. Aber auch abgesehen davon, daß man im Mittelalter für Bargeld keine Verwendung hatte, widersprach es obendrein dem guten Anstand, gemünztes Geld zu besitzen¹⁾.

Und schließlich dürfen wir eins nicht übersehen: Das Mittelalter, das so sehr von der Kirche und ihrem Dogma beherrscht wird, hat — entsprechend der neutestamentlichen Warnung: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ — im Gelde immer eine Gefahr für das Seelenheil gesehen. Bei dieser anscheinend gleichgültigen oder gar ablehnenden Haltung dem Gelde gegenüber überrascht es, daß das Volk trotzdem an dem Gepräge seiner Münzen regen Anteil genommen hat. Wie kommt das? — Der mittelalterliche Mensch hat eine uns heute kaum mehr verständliche Vorliebe für Geheimnistuerei und Verschleierung. Jeder Stand, jede Gemeinschaft hat gewisse geheimnisvolle Abzeichen und Verkehrsformen, die sie streng bewahrt. In allen möglichen und unmöglichen Äußerungen und Erzeugnissen der Natur- und Geisteswelt erblickt oder vermutet man heimliche Anspielungen, versteckte Offenbarungen und mögliche Vorbedeutungen. „Umgekehrt liebt es das Mittelalter aber auch, in seine Erzeugnisse hineinzugeheimnissen, was irgend hineingeht: vom Buchschmuck bis zum Kirchenbau ist nichts willkürlich gewählt, alles sorgfältig erwogen, ein tiefer Sinn schlummert oft noch in der unscheinbarsten Verzierung. Diesen Sinn erschließt nur ein Schlüssel, da er nur auf einen Gegenstand

¹⁾ F. Friedensburg, Symbolik III, S. 324.

gerichtet ist: die Religion ist in irgendeiner Beziehung der letzte Inhalt aller dieser Geheimnisse“¹⁾.

Es liegt im Begriff „katholisch“ (*καθολικός* = das Ganze betreffend), daß es der Kirche nicht nur auf eine räumliche Weltumspannung ankommen konnte, sondern vor allem auf die Erfassung und Durchdringung des gesamten Geistes- und Kulturlebens. Kein Wunder also, daß die ganze mittelalterliche Kunst von vornherein unter dem Einfluß der Kirche steht. Wenn nun die Kunst nicht mehr Selbstzweck ist, sondern sozusagen zu einem Mittel der Gottesverehrung wird, so ist ohne weiteres klar, daß der Münzeisenschneider als Kind und Künstler seiner Zeit in seinen Entwürfen bewußt oder unbewußt wiedergab, was die Kirche dachte und forderte. Damit entfremdete man die Münze in gewissem Sinne ihrer ursprünglichen Bestimmung; denn man legte nicht mehr allzu großen Wert darauf, im Münzbild Heimat und Wert des Geldstückes auszudrücken, das Notwendigste, was das Gepräge einer kursierenden Münze enthalten muß, sondern schuf an Stelle eines Wertmessers und Zahlungsmittels ein „Sinnbild des Glaubens“.

Es wurde schon angedeutet, daß man beeinflusst durch Christi Lehre dem Gelde eine böse, unheilvolle, von Gott trennende Macht zusprach, was ganze Sekten und Orden zur völligen Ablehnung und Verschnähung des Geldes bestimmte. Da man aber die Münze als notwendiges Übel hinnehmen mußte, war es immerhin angebracht, dieses „*Verbum diaboli*“, wie sie Luther nennt, durch Bild oder Schrift zu heiligen und somit unschädlich zu machen.

Mag nun einerseits die kirchliche Weihe, ein Heiligenbild, der Name Gottes oder eines Engels, irgendein Bibelspruch, ein mystisches Zeichen oder Ähnliches der Münze nach dem Volksglauben übernatürliche Kraft verliehen haben, so ist es andererseits begreiflich, daß der schriftunkundige Mann des Volkes in der oft scheinbar sinnlosen Aneinanderreihung von Buchstaben, Zahlen und Zeichen ein heiliges Geheimnis vermutet haben wird. Wer sollte auch dahinter kommen, was der Münzer absichtlich in sein Prägebild hineingeheimnisst hat, wenn nicht, wie meist auf Gemälden und Bildwerken, irgendwelche dürftigen Anhaltspunkte dafür gegeben sind? — Und selbst da, wo man auf der richtigen Spur zu sein

¹⁾ F. Friedensburg, *Symbolik* I, S. 1.

meint, wird sich nie mit Gewißheit sagen lassen, daß ein Trugschluß ausgeschlossen ist.

In dieser Tatsache finden wir nicht nur die Antwort auf die Frage, was dem mittelalterlichen Menschen trotz seiner Geringschätzung des Geldes die Münze so wert macht, sondern hier liegen auch die Wurzeln des mannigfachen Geldaberglaubens, mit dem ich mich an anderer Stelle ausführlich auseinandergesetzt habe¹⁾.

Eine aufzählende Gruppierung der Münzbilder und -symbole verschiedener Zeitalter würde nicht im Sinne dieser Arbeit liegen. Es sei aber darauf hingewiesen, daß bei einem zeitlichen oder regionalen Vergleich der zahllosen Münzbilder bald größere Einförmigkeit, bald stärkere Mannigfaltigkeit der Gepräge auffällt. Diese Tatsache hängt mit der zeitlich und örtlich verschieden betriebenen Münzpolitik zusammen. Im (klassischen) Altertum ist der Bilderreichtum nahezu unerschöpflich²⁾. „Im Mittelalter haben die häufigen Erneuerungen der Münzen aus fiskalischen Zwecken einen häufigen Wechsel des Münzbildes notwendig gemacht, weil die Münze des einen Jahrgangs sich auffällig von den entwerteten Geprägten der früheren Jahrgänge unterscheiden sollte“³⁾. Eine Parallele aus der Neuzeit bieten zu dieser Erscheinung die vielen Inflationsmünzen, bei denen aber längst nicht in diesem Maße das Münzbild wechselt. Denn heutzutage ist man möglichst bestrebt, die Gleichförmigkeit des Münzbildes zu wahren, wenn auch vom künstlerisch-ästhetischen Standpunkt aus sich manches gegen die Nüchternheit unserer modernen Prägebilder einwenden ließe.

Obwohl, wie es naheliegt, die Schlichtheit und Eindeutigkeit eines Münzbildes die spielerische Volksphantasie von vornherein ausschalten müßte, beweisen uns gerade wieder zwei Beispiele aus unseren Tagen, daß der mittelalterliche Hang zum Geheimnisvollen und Rätselhaften auch heute noch nicht ausgestorben ist.

¹⁾ G. Niemer, Das Geld. Ein Beitrag zur Volkskunde (Wort und Brauch, Bd. 21). Breslau 1930.

²⁾ Vgl. hierzu: H. Buchenau, Grundriß der Münzkunde II: Die Münze in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart (Aus Nat. u. Geist. 657). Berlin 1920.

³⁾ A. Luschin von Ebengreuth, Grundriß der Münzkunde I: Die Münze nach Wesen, Gebrauch und Bedeutung (Aus Nat. u. Geist. 91). Berlin 1918, S. 14.

Unsere silbernen Fünfmarkstücke lassen auf der Rückseite eine knorrige Eiche mit vielen Ästen erkennen. Die Eiche war von jeher das Symbol deutscher Kraft und Standhaftigkeit. Deshalb erblickt man in ihren Ästen die sinnbildliche Darstellung der deutschen Länder. Doch links, links oben und rechts ragen aus dem Blättergewirr drei verdorrte Äste heraus. Sie bedeuten — so heißt es allgemein — die uns entrissenen Gebiete Elsaß-Lothringen, den nördlichen Teil von Schleswig-Holstein, Westpreußen, Oberschlesien und Posen. Man spricht auch davon, daß die Franzosen über diese Symbolik ungehalten seien und das Münzbild beanstandet hätten. Soweit die Volksmeinung.

Eine Anfrage bei dem Künstler des Entwurfs, Prof. M. Dasio-München, ob er in seinem Münzbild diese Symbolik bewußt habe zum Ausdruck bringen wollen, ergab folgende überraschende Antwort:

„Die vox populi hat schon recht gehabt mit den Ästen an der Eiche; allerdings nicht so, daß jeder Ast auf der Landkarte seine Stelle hat. Ich möchte Sie aber noch auf eine Sache aufmerksam machen, die zwar im Bremer Senat wohl bekannt ist, aber der Allgemeinheit doch wohl entgangen ist: Auf der Reichsmünze zu 3 M. und 5 M., die zur Erinnerung an die Gründung von Bremerhaven von mir im Auftrag des Reichsfinanzministeriums gemacht wurde, befindet sich eine symbolische Darstellung. Bremerhaven wurde von Bremen gegründet, um einen Weg auf eigenem Gebiet ans Meer zu bekommen und so die Kette zu sprengen, die Preußen auf die Weser legen konnte. Das ist auf der Münze in ganz unauffälliger Weise von mir angedeutet dadurch, daß das dargestellte Schiff die als Ornament um die Münze gelegte Kette durchstößt . . . Auf meinen übrigen Reichsmünzen, Jubiläumsmünze Nordhausen z. B., sind die Gründer der Stadt angebracht, auf der Magdeburger Gedächtnismünze nur die Ansicht Magdeburgs aus der damaligen Zeit.“

Decken sich in dem ersten Beispiel in erfreulicher Weise die Absicht des Künstlers und die Meinung des Volkes, so hat der folgende Fall gerade durch den Gegensatz zwischen künstlerischer Absicht und gedeuteter Auslegung viel böses Blut gemacht.

Durch einen Kollegen gelangte ich in den Besitz einer Postkarte, auf der merkwürdige, mir völlig neue Behauptungen über die Symbolik im Gepräge unserer Fünf- und Zehnpfennigstücke aufgestellt waren. Da für den Inhalt dieser Flugschrift niemand verantwortlich zeichnete, hatte ich zunächst keine Gelegenheit, Näheres über die Entstehung und Begründung jener Ansicht zu erfahren. Durch häufige Umfragen erfuhr ich aber bald, daß die Flugschrift von völkisch gesinnten Kreisen verbreitet worden ist.

Ich wandte mich also durch Vermittlung an die Spionageabteilung der NSDAP., von wo aus mir aber leider bis jetzt keine Aufklärung zuteil geworden ist.

Inzwischen hatte ich von Prof. Waldemar Raemisch-Berlin, der die Rückseite der Zehnpfennigstücke entworfen hat, neben einer ausführlichen Erklärung seines Entwurfs zwei weitere Flugblätter zugesandt bekommen, die nicht anonym waren. Für das eine zeichnete die NSDAP., Ortsgruppe Seidenberg O/L., das andere ist im Selbstverlag von Ernst Hettstadt in Eisenach erschienen und verrät in seiner Schlußbemerkung, daß für seinen Inhalt eigentlich „Ludendorffs Volkswarte“ verantwortlich ist. Die Flugschrift lautet folgendermaßen:

Geldstückpostkarte.

Kennst Du die 8 jüdischen und freimaurerischen Zeichen unserer 10- und 5-Pfennigstücke?

1. Die Wertangabe steht auf einem Viereck, das bedeutet den Kubus der Freimaurer, das Zeichen der höchsten Vollkommenheit, zugleich einen Stein zum Tempelbau Salomonis; der Tempelbau ist das Symbol für die Aufrichtung der Judenherrschaft über die ganze Welt, siehe Talmud.
2. In diesen Kubus ragen in Linksrichtung 4 Eichenblätter; in Deutschland dreht sich von der Bohrwinde und der Kaffeemühle an alles nach rechts, — der Jude schreibt hebräisch von rechts nach links; dies ist das jüdische Siegeszeichen; denn nicht der Franzose, der Engländer oder der Amerikaner hat den Weltkrieg gewonnen, sondern der Jude; 4 Eichenblätter 4 Kriegsjahre.
3. Die Rückseite zeigt, oberflächlich betrachtet, den Segen der Landwirtschaft. Die Kreuzung der Ährenhalme und ihrer Stützen ergibt ein gleichseitiges Dreieck, dieses ist die Freimaurerkelle.
4. Rechts von diesem Dreieck hat jeder Ährenhalm eine Stütze = 3 Stützen, die heilige Zahl der Juden 3.
5. Links vom Dreieck hat die obere Ähre 2 Stützen, die mittlere keine, die untere 1 Stütze = das freimaurerische Klopfzeichen¹⁾.
6. Die Kreuzung der Halme und Stützen bildet 22 verschobene Quadrate, Rhomben, sie bedeuten das jüdische Alphabet mit 22 Buchstaben, das deutsche hat 25 Buchstaben.
7. Das Carreau, das durch die Kreuzung gebildet wird, ist das Muster des musivischen Fußbodens, der vor jedem Logen- und Synagogen-Altar liegt.
8. Auf der Vorderseite sieht man zwischen den Worten Deutsches Reich und Renten- oder Reichspfennig rechts und links je einen Judenster. Derselbe Stern ist siebenfach im Thüringischen Staatswappen. Ebenfalls ist der Judenster in Wasserzeichen einer Anzahl Inflationsgeldscheine.

¹⁾ Zweimal Klopfen — Pause — einmal Klopfen. (Anm. d. Verf.)

Dasselbe Papier mit demselben Wasserzeichen Juden- oder Davidstern hatte bis vor kurzem die Bahn- und die Postbehörde als behördliches Briefpapier. —

Dies alles zeigt, wie tief der Jude und der Freimaurer (der künstliche Jude) in unsrer deutschen Wirtschaft steckt. Willst Du mehr wissen, dann lies Ludendorffs Volkswarte (Post-Bezugspreis monatl. 1,06 RM.), aus der Vorstehendes zum Teil entnommen ist.

Die Frage, auf welche sicheren Unterlagen sich diese Behauptungen stützen, beantwortete die Schriftleitung von „Ludendorffs Volkswarte“ sehr oberflächlich durch zwei kurze Literaturnachweise ¹⁾ sowie durch die Bemerkung: „Die Geldstückpostkarte ist uns bekannt. Sie wird von einer uns befreundeten Seite in Ulm vertrieben.“

Die NSDAP., Ortsgruppe Seidenberg O/L. gab mir nachfolgenden Bescheid:

„Auf Ihre Anfrage . . . teile ich Ihnen mit, daß das Flugblatt, 'Kennst Du das Zeichen?' nicht von der Ortsgruppe der NSDAP. Seidenberg ausgearbeitet ist. Die Vorlage zu diesem Flugblatt ging uns im Herbst vorigen Jahres ohne Angabe des Herausgebers zu. Wir haben damals nur die Vervielfältigung vorgenommen, und da Flugblätter, die zur Verteilung gelangen sollen, den Herausgeber aufweisen müssen, haben wir mit unserem Namen unterschrieben . . . Es dürfte nicht schwer sein, die positiven Unterlagen, auf die sich die im Flugblatt ersichtlichen Behauptungen stützen, zu ergründen. Meines Erachtens ist es nur nötig, an Hand von Büchern und Schriften, die Ihnen in Ihrem Beruf sicher zugänglich sein dürften, festzustellen, ob die mit dem Münzbild im Zusammenhang gebrachten Juden- bzw. Freimaurerzeichen den Tatsachen entsprechen. Ist dies der Fall, dann fällt es einem bestimmt schwer, nur an eine Deutung zu glauben . . . Ich glaube jedenfalls nicht an einen Zufall, sondern nehme vielmehr an, daß das Münzbild mit Absicht diese Zeichen erhalten hat. Was man aber letzten Endes mit derartig versteckt angebrachten Zeichen bezwecken will, wird man wohl nicht so leicht erfahren können.“

Wenn man dieser skeptischen Einstellung die sachlichen Erklärungen der beiden Künstler gegenüberstellt, so erweist sich der Widerspruch zwischen künstlerischer Absicht und hineingeheimnisster Symbolik als sehr beachtenswert.

Prof. O. H. W. Hadank-Berlin, von dem das Bild auf der Vorderseite des Fünf- und Zehnpennigstückes stammt, schreibt:

¹⁾ Die magischen Zeichen der Freimaurerei (in: Deutsche Wochenschau vom 4. 12. 27). Erich Ludendorff, Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse. München 1931. (In dieser Schrift sind die Zehnpennigstücke und ihre symbolisch gedeuteten Prägebilder überhaupt nicht erwähnt.)

„Sie werden sich entsinnen, daß die Einführung der Rentenmark in sehr kurzer Zeit beschlossen und demgemäß auch durchgeführt werden mußte. Hierbei ergab sich auch die Notwendigkeit der Ausprägung von Hartgeld für die Pfennigwerte. Im Jahre 1923 erschien eines Tages der Reichskunstrat, Herr Dr. Redslob, in meinem Atelier und teilte mir mit, daß er noch am gleichen Tage eine Sitzung in dieser Angelegenheit habe. Er bat mich, ihm Entwürfe für die Vorderseite der Münze auszuarbeiten, weil sonst erfahrungsgemäß irgendein belangloser Entwurf hierfür verwendet werden würde. Da für die Rückseite der Münze bereits ein Modell von Professor Raemisch vorlag, blieb für mich nur der Entwurf der Vorderseite übrig.

Für die Ausarbeitung dieses Entwurfs hatte ich eine Zeit von etwa 1½ Stunden zur Verfügung. Ich hatte damals einige Skizzen ausgearbeitet und Herrn Dr. Redslob übergeben, und aus diesen Skizzen wurde dann von den zuständigen Stellen diejenige ausgesucht, die jetzt noch für die Vorderseite der Reichspfennigstücke verwendet wird; allerdings zeigte damals der Entwurf die Aufschrift 'Rentenpfennig', die dann erst später von der Münze in 'Reichspfennig' abgeändert wurde.

In diesen 1½ Stunden war es mir selbstverständlich gar nicht möglich, derartig tiefgründige Überlegungen anzustellen, wie man die vielen jüdischen Symbole in den Entwurf hineingeheimnissen könnte; dies war mir um so weniger möglich, als mir die Bedeutung der Symbole, wie sie jetzt vielfach verbreitet werden, überhaupt unbekannt waren. Mir ist jedenfalls nur der Davidstern bekannt gewesen, von dem ich noch nicht einmal weiß, ob er 5- oder 6strahlig ist, und diesen habe ich auch nur dadurch kennengelernt, daß ich einmal bei einem anderen meiner Entwürfe, der einen Stern enthielt, darauf aufmerksam gemacht wurde, daß man annehmen könnte, es handelte sich um den Davidstern. Ich erwiderte damals darauf, daß man bei einem Stern ja immer nur die 5- oder 6-zackige Form wählen könnte, und daß er in dem einen Falle für den Davidstern, in dem andern Falle für den Sowjetstern ausgelegt werden könne. Im übrigen bemerke ich, daß sich auf dem Münzbild zwischen der Schrift ja überhaupt kein Stern, sondern eine Rosette befindet, die also mit dem Davidstern überhaupt gar nichts zu tun hat.

. . . Bei der Notwendigkeit, einen verhältnismäßig langen Text und die Wertziffer möglichst deutlich auf dem kleinen Format der Münze unterzubringen, blieb nur sehr wenig Raum für irgendwelche schmückenden Formen. Aus dieser Notwendigkeit heraus entstand die Begrenzung der Fläche, die die Wertziffer trägt, durch ein auf die Spitze gestelltes Quadrat. Der freibleibende Raum zwischen den geraden Seiten des Quadrats und der kreisförmigen Beschriftung wurde durch die 4 Eichenblätter ausgefüllt; diese Eichenblätter sind absichtlich etwas gebogen, um eine Überleitung von der eckigen Form des Quadrats zu dem Kreisrund der Münze herzustellen. Weder die Richtung der Blätter noch irgendein anderer Teil des Münzbildes hat irgendwelche symbolische Bedeutung . . .

Ich möchte betonen, daß ich gar keine Veranlassung habe noch jemals haben würde, bei solchen Angelegenheiten jüdische Symbole zu verwenden, sondern daß ich diese, wenn sie mir bekannt wären, selbstverständlich vermeiden würde, da ich selbst nicht Jude bin und auch keine jüdische Propaganda zu treiben brauche.

Es ist mir bekannt, daß gerade jetzt wieder allerlei Unsinn über diese „Symbolik“ der Münzbilder verbreitet wird. Sie werden dem (obigen) Bericht entnehmen können, daß auch nicht eine dieser sinnlosen Deuteleien, von denen ich nicht weiß, wer sie in die Welt setzt, zu Recht besteht, sei nun von dem Davidstern oder von dem Kubus als dem Grundstein des Tempels Salomons oder den nach links übergreifenden Eichenblättern und dergl. die Rede. Meine Ausführungen werden Sie davon überzeugen, daß es sich bei allen Versuchen, die einzelnen Bestandteile der Münzen in jüdische Symbole umzudeuten, um eine antisemitische Hetzpropaganda dümmster Art handelt, die jeder tatsächlichen Grundlage entbehrt.“ —

In diesem Zusammenhang möchte ich kurz darauf hinweisen, daß das mysteriöse, neuerdings als Freimaurerkubus gedeutete Viereck im Mittelalter mannigfach als Münzbild verwendet wird und auch hier einen bestimmten symbolischen Sinn hat. Da man sich nach alter Anschauung die Erde viereckig vorstellte, so galt in der kirchlichen Mystik das Viereck und die Zahl Vier als Symbol für die Welt im Gegensatz zur heiligen Drei der Gottheit. Am häufigsten findet sich das Viereck als Einfassung des Münzbildes verwendet und wird (ähnlich wie bei unseren jetzigen Zehnpfennigstücken) „als auf dem Kopf stehender Rhombus gezeichnet, der am Rhein und in Westfalen noch bis zu Ende des 13. Jahrhunderts häufig ist. Zuweilen ist es einfach und schmucklos, meist aber mehr oder minder reich verziert und verschnörkelt . . . Diese Zusammenstellung zeigt, daß die beliebte Erklärung der einen oder anderen dieser Figuren als Würfel oder Wecken nicht stets und ohne weiteres sicher ist“ . . .¹⁾.

Die als Trennungszeichen oder Raumfüllung aufzufassende „Rosette“ zwischen „Deutsches Reich“ und „Reichspfennig“ auf der Vorderseite des Fünf- und Zehnpfennigstückes kann schon deshalb unmöglich als „Judenstern“ gedeutet werden, weil sie aus sieben Punkten besteht und nicht — wie der Davidstern, der aus zwei ineinandergeschobenen gleichseitigen Dreiecken gebildet wird — sechsstrahlig ist. Sterne dieser Form sind als Münzbilder im Mittelalter übrigens nicht selten, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie irgendeine Beziehung zu dem heiligen jüdischen Symbol haben, das man später als den „Schild Davids“ deutete. Es gibt ja auch viele Münzen mit hebräischen Buchstaben.

¹⁾ F. Friedensburg, Die Symbolik der Mittelaltermünzen, Teil I, Berlin 1913, S. 21 ff.

Wie das Fortleben griechischer und hebräischer Schrift auf Münzen in der abergläubischen Vorstellung seine Erklärung findet, daß Gottesnamen, wenn sie „*τῆ οἰκεία διαλέκτω*“ ausgesprochen werden¹⁾, eine gewisse zauberische Kraft ausströmen, so ließe sich ein ähnlicher Grund vielleicht auch für die Vorliebe des Davidsternes annehmen²⁾. Diese Vermutung ist um so naheliegender, als sich im 13. Jahrhundert auf zahlreichen Münzen ein fünfzackiger Stern findet, der unter dem Namen „Pentagramm“, „Drudenfuß“ oder „Siegel Salomonis“ im Aberglauben als Abwehrzauber gegen böse Geister eine beachtliche Rolle spielt.

In ähnlich scharfer Weise wie Prof. O. H. W. Hadank wendet sich Prof. Waldemar Raemisch gegen die ihm untergeschobenen geheimnisvollen Absichten:

„Als im Jahre 23 die deutsche Mark stabilisiert wurde, war geplant, daß für das erste Jahr der Stabilisierung die deutsche Landwirtschaft Garantie für die neue Währung übernehmen sollte (daher Roggenwährung). Für das zweite Jahr der Stabilisierung, also vom Ende des Jahres 24 ab, sollte dann die deutsche Industrie diese Garantie übernehmen, wobei dann die wieder neu zu schaffende Münze einen entsprechenden Hinweis auf die Industrie zeigen sollte.

Im ersten Falle also wurde von seiten des Direktoriums der neugegründeten Rentenbank bei Schaffung der neuen Münze ein Hinweis auf die Landwirtschaft gewünscht. Das Direktorium wandte sich an den Reichskunstwart Dr. Redslob mit der Bitte, einen Künstler mit dem Entwurf der Münze zu betrauen. Als ich den Auftrag erhielt, tauchte im Zusammenhang von „Roggenwährung“ und „Landwirtschaft“ wie von selbst „Roggengetreide“ auf. Wird oder wurde doch bis vor kurzen noch in Deutschland fast ausschließlich Roggen gebaut, daher wohl auch der Name „Deutsches Getreide“. Viel Zeit wurde mir für den Entwurf nicht gelassen, denn das Geld mußte in kürzester Zeit herausgegeben werden. Innerhalb 3 Tagen mußte der Entwurf vorgelegt werden. Er ist dann ohne jede Bemängelung und ohne jegliches Dreinreden von irgendeiner Seite angenommen und ausgeführt worden.

Zur Gestaltung der Idee möchte ich folgendes sagen: Die Roggenpuppe, wie sie der Landmann bei der Ernte aus den einzelnen Garben zusammensetzt, stellt sich dem unbefangenen Auge doch unbedingt als etwas Pyramidenförmiges dar. Nun folgt als zweites das Hinzufügen der Ähren, als drittes die Halme. So ergibt sich wie von selbst eine Abstraktion dadurch, daß ich die Ähren heruntersetze, um das Münzenrund schöner zu füllen. Die Lösung der Halme war

¹⁾ Adolph Franz, Die kirchlichen Benediktionen, Bd. II, S. 535.

²⁾ Vielleicht ist aber dieser sog. Judensterne, der ja noch heute — besonders in Süddeutschland — als Wirtshauszeichen beliebt ist, auch eine Anspielung auf den Stern der Heiligen drei Könige, die die Schutzpatrone der Pilger und Wanderburschen sind.

für mich selbstverständlich, denn durch das Kreuzen derselben wurde ein rein münztechnischer Effekt erzielt: eine geraute Fläche, die mit den Ähren gut zusammengeht und sich auch in der Hand gut anfühlt, eine Sache, die bei Münzen sehr wichtig ist. Eine Münze darf sich nicht glatt anfühlen.

Da die Komposition dieser Roggenpuppe rein gefühlsmäßig in das Münzenrund hineingesetzt wurde, sind natürlich die Ähren beiderseits ungleich, was noch deutlicher wird, wenn man das Münzbild auf den Kopf stellt. Dadurch ist nun eine ebensolche Ungleichheit der Halme (die nur Gedankenlosigkeit als Stützen sehen kann) entstanden. Aber gerade durch diese, übrigens sehr beabsichtigte zarte Unregelmäßigkeit wird das Münzbild naturhafter, lebendiger und frischer in der Wirkung, und der Stilisierung wird das Starre genommen. Ein Münzbild hat nicht nur als Einzelnes schön zu sein, es muß auch in mehreren zusammengetan seine Wirkung tun. Ein Beispiel hierzu geben die wundervollen antiken Münzen (die Athener Eule, die Ähre usw.) sowie die mittelalterlichen Brakteaten. Legen Sie nun eine ganze Anzahl solcher 5- und 10-Pfennigstücke auf den Tisch, in Reihen oder auch ungeordnet, so wird das immer gut aussehen — geradezu wie ein Kornfeld wird es ausschauen.

Die Ungleichheit des Münzbildes nun ist es, die den Anlaß zum „mystischen Hingeheimnissen“ gegeben hat. Dazu kann ich nur sagen: wenn ich mir dieses alles hätte ausdenken sollen, was dem armen Münzbild angehängt wird (in der sehr kurzen Frist, die für die Lieferung des Entwurfs gestellt war), ich wäre wohl heute noch nicht mit meinem Entwurf fertig. Übrigens wurde seinerzeit dieses Münzbild als „Roggenadler“ bezeichnet: der Münzbuchstabe: Kopf, die Ähren: Flügel, die Jahreszahl: Klauen. Jedenfalls eine bessere und fantasievollere Bezeichnung als all der fanatisch-krampfige, lächerlich-dumme Unsinn, den gewisse Leute über diese Münze in die Welt gesetzt haben.

Im allgemeinen widerstrebt es mir, über Entstehung und künstlerische Ausführung irgendeiner Idee mich so ausführlich zu äußern. In diesem Falle jedoch, da er ja die große Allgemeinheit betrifft, bin ich gern Ihrem Wunsche nachgekommen und habe so mein Geheimnis preisgegeben, wie diese Münze entstand. Wird es nun den gewünschten Erfolg haben?“ — — —

Nach all diesen erläuternden Einzelheiten, die durchaus den Anspruch auf ein ehrliches Bekenntnis machen, kann man als objektiver Beurteiler schwerlich eine Erklärung finden, die das Entstehen und Verbreiten jener „mysteriösen Symbolik“ rechtfertigt, zumal die Beantwortung der Frage nach den sicheren Unterlagen bewußter Behauptungen noch aussteht. Mag nun die Ansicht, die soviel Unruhe und Zwietracht gestiftet hat, vielleicht auch ehrliche Überzeugung einer Anzahl deutscher Volksgenossen sein, Volksmeinung ist sie nicht. Immerhin ist sie aber für die Volkskunde ein interessanter Beitrag, da sie erneut — wenn auch gewiß mit einer besonderen Absicht — den Hang des Deutschen zum „Geheimnisvollen“ offenbart.

Volkskundliches aus Weinberg Kreis Liegnitz.

Von Arthur Zobel.

Weinberg (1304 Mai 20 SR 2791 Vinberc; 1306 Okt. 16 SR 2814 Winberc; 1316 Nov. 26 SR 3633 Wienberge; 1316 SR 3583 fals. Weynberg) liegt an der Wütenden Neiße (1316 SR 3583 Thobeneisse), gehört zum Kirchspiel Schlaup (Kreis Jauer) und war dem Kloster Leubus zinspflichtig. Der zwischen W. und Sch. liegende Schlauphof war bis 1810 eine *grangia* des Klosters, ebenso wie Arnoldshof (bis 1636 Beerhoff = *curia Bavaria*) bei Seichau. Die Mundart gehört zum Gebirgsschlesischen der Vorgebirgs-
gegenden, die Diphthongierungen und Apokope des e aufweisen. Vgl. von Unwerth § 2 u. ö.¹⁾. — Die Sagen sind auch im Satzbau unverändert wiedergegeben. Verweise auf Kühnau meinen ähnliche Motive.

I. Flurnamen.

s nīdər'dʳf das Niederdorf (auf Crayn zu); s iēbər'dʳf das Oberdorf (auf Schlauphof zu); ai dr krim in der Krümme = Straße zwischen Ober- und Niederdorf; s gasla das Gäßlein = Verbindungsweg; də hōlə gosə die hohle Gasse = Hohlweg nach Kossendau; di plintsə Plinze (Plinse) = linker Zufluß der Wütenden Neiße; dr lachagrōba der Lachengraben; di genfətərəkə die Gänsetränke; di kutšabrikə die Kutschenbrücke (auf dem Wege nach Schlauphof); im aŋər im Anger; uf dr koi auf der Koy < sl. gay = Ackerstücke; di šulwišə die Schulwiese; tsum šlāgə naos zum Schlage hinaus = Wiesen auf Crayn zu; uf m pūsbergə auf dem Buschberge; im kroapušə im Krähenbusch; im iēbər'pušə im Ober(en)busche (zu Schlauphof); s kófihaos das Kaffeehaus = Sommerhaus (Pavillon) im Walde bei Schlauphof.

¹⁾ Sieh auch die Texte in „Die Verneinung im Schlesischen“, Wort und Brauch, Heft 18.

II. Ortsnecknamen:

gult waemričh Gold-Weinberg; kwork brämričh Quarg-Bremberg (Kr. Jauer); štešlāop Stein-Schlaup (Kr. Jauer); dirhinōšd⁴rf Dürr-Hennersdorf (Kr. Jauer); grōphe⁴nsd⁴rf Grob-Herrmannsdorf (Kr. Jauer); tum fō kroi dumm von Crayn (Kr. Liegnitz).

III. „Dorfpresche“

1. über Crayn.

də^r šultsə šlachd-a kolp, də^r bekə^r dā^r nōms holp hōbə^rlant nōms gəkrifə klōfə dā^r wq^r bifə ⁵ kēničh fōk tsə^r foəresə naos hā^rtəl dučhts wī^ran grūsə maos ru^m dā^r hod-an breta hut švo^rts fōt(ə) a wīə^r fə^r də^r fun gut hōwmā ho^dn lotsija šū^h ¹⁰ herma gōtlip fōtə: fik də^rn ok tsu.

Der Scholze schlachtete ein Kalb der Bäcker der nahms halb Haberland nahms Gekröse Klose der war böse König sah zur Feueresse hinaus Hartel(t) dachte, es wäre eine Große-Maus (= Ratte) Runge der hatte einen breiten Hut Schwarz sagte, er wäre für die Sonne gut Hofmann hatte einen latschigen Schuh Hermann Gottlieb sagte, fick dir ihn nur zu.

2) über Weinberg (Oberdorf).

1--4 wie vorher, nur andere Namen.

də^r bēšn būg-an lādə^r kucha ješkə dā^r hots bal gərucha jrdōn kōm mi^dnə^r fucht^l raos bochhāldə^r šprō^h: swi^rt niš(t) draos.

Die Bähnschen buk einen Lederkuchen Jäschke der hatte es bald gerochen Jordan kam mit einer Fuchtel (= Gerte) heraus Buchhalter sprach: es wird nichts draus.

IV. Sagen.

1. Der Nachtjäger (der Plinzenreiter).

Plinze sieh Flurnamen. — Kühnau, Schlesische Sagen II, S. 452 ff., I, S. 337 ff.

dof-is gəwāst no^h m kri^jə fipsč^h. alfo do if-a / dō hōd-a dam klin^kə^t — də^r lāpt ho^etə nō, nī[?] / nē, dār-if do^h tūt — dau hōd-a s kups^l ¹⁾ gəborčht [gəburkt]. dos hōd-a fi^h wīdə^r gəhult. un-dō hon fə fūlanə gəplo^pə^t mi^dnandə^r, un-dō if-a nō^r(t) dri^bə^rə^h gəⁿa un^d wī a nō^rtə q̄ də^r plint^sə kimt, do kim^d-ə^bnt fō unda ru^w-a ra^etə^r gə^rita. do mēnd-a imə^r: s wq^r grōdə wī ba^e də^r kafal^ri, wens kumando „grā^bm“ kimt. fū giⁿs ib^r-a grō^ba dri^bə^rə^h

¹⁾ kups^l Kopfseil = Tragband, das über den Nacken gelegt und an die Handgriffe der Radwer geschlungen wird.

und-ae dē šdroečhær naē / doš klirtē. dos fārt / dos hōd-a gants
 bāšēda gāfān, ōbær baē dam raētær kin kup. und-ō īf-a dærnōrtē
 andærn tāks / a funtičh / fān gāda. dō wuld-a dē špūr fičha.
 ōbær-a hōd nišd gēfunda.

Das ist gewesen nach dem Kriege (18)70. Also da ist er, da hat er dem
 Klinkert — der lebt heute noch, nicht? nein, der ist doch tot — dem hat er
 das Kopfseil¹⁾ geborgt. Das hat er sich wieder geholt. Und da haben sie solange
 geplappert miteinander, und da ist er darnach drüber(her)ein gegangen und wie
 er darnach an die Plinze kommt, da kommt eben von unten herauf ein Reiter
 geritten. Da meinte er immer: Es war gerade wie bei der Kavallerie, wenns
 Kommando: Graben! kommt. So gings über den Graben drüber auf und in die
 Sträucher hinein, daß es klirrte. Das Pferd, das hat er ganz bescheiden (= genau)
 gesehen, aber bei dem Reiter keinen Kopf. Und da ist er darnach andern
 Tages / ein Sonntag / sehen gegangen. Da wollte er die Spur suchen. Aber
 er hat nichts gefunden.

2. Die Ziege mit dem gläsernen Euter.

aem gasla²⁾ — wen dē hīnær dær šmīdē nim gīst — do kimd-
 im tselwē aē dær nacht moičhmōl dē tsijē mim glēšærna oētær.

Im Gäblein — wenn du hinter der Schmiede (hi)num gehst — da kommt
 um zwölf in der Nacht manchmal die Ziege mit dem gläsernen Euter.

3. Aufhocken.

Kühnau I Nr. 566.

wōčh dičh ok ni im tselwē durčhs dʷrf, do hug dr is krima-
 fila³⁾ ūf ōdær is lačhakolp³⁾ begān-dær.

Wag dich nur nicht um zwölf durchs Dorf, da hockt dir das Krümmen-
 Füllen auf, oder das Lachenkalb begegnet dir.

4. Leichenzug.

Kühnau I S. 367 ff.

aē iēbær-kroi kumđ baē dær latagrübē imær-a laēčhatsūk mid
 ūba fila ōnē kup. s šēčht!

In Ober-Crayn kommt bei der Lette(n)grube immer ein Leichenzug mit
 sieben Füllen ohne Kopf. Es scheucht!

5. Der Crayner Graf.

Kühnau I S. 465.

dær kroīær grōf, dār-īf aō imær fuʷt widær gækum, nu! und-ō
 hon-fa gēbont und-ō honfū mič seks fār'n naos gēfūr'n uwa golgō-

¹⁾ Sieh Anmerkung 1 S. 214.

²⁾ Sieh Flurnamen.

³⁾ Sieh Flurnamen.

berk. und-ō hon di seks färə bāl ni də'tsoin. wār wis / fə hon-a fir'laçhtə druf gətsaəbət: wens aə ništə ūba wōr, wōr's doçj fir švir. ma wis ju ni / ma kōn aə kin menša nimə froin.

Der Crayner Graf, der ist auch immerfort wieder gekommen, nun! Und da haben sie ihn gebannt, und da haben sie ihn mit sechs Pferden hinausgefahren auf den Galgenberg. Und da haben ihn die sechs Pferde bald (= beinahe) nicht erzogen. Wer weiß, sie haben ihn vielleicht drauf gezaubert. Wenn(s) auch nichts oben war, wars doch sehr schwer. Man weiß ja nicht, man kann auch keinen Menschen nicht mehr fragen.

6. Trommelschlagen.

(Weinberg liegt im Gebiet der Schlacht an der Katzbach.)

Kühnau I 32—35.

wen le faen friər nō lms gana aə dər naçt / dō is dər fējər šdin gəbliba un-di trumln hon gəšpilt. und-ō is aə dər hōla gosə fir'baə gətrumlt. un-dan hō-dər fējər ēs gəšloin un-dō is fir'bae gəwäst.

Wenn sie (= die Leute) sind früher nach Liegnitz gegangen in der Nacht, da ist der Seger stehn geblieben, und die Trommeln haben gespielt. Und da ist es in der Hohlen Gasse vorbei getrommelt. Und dann hat der Seger eins geschlagen, und da ist es vorbeigewesen.

7. Der Franzosennagel.

Nägel schlagen: Kühnau III Nr. 1634.

wif amōl aem d'rfə brantə / dō is baə šmidə klōfa fir'baegə-floin. do hots gəhisa di frantsofa oðər də špānjər hon draçtsa a(n) noidl gəšloin. do wirts imər nī bren.

Wie es einmal im Dorfe brannte, da ist es (sc. das Feuer) bei Schmiedeklossen vorbeigeflogen. Da hat es geheißen, die Franzosen oder die Spanier haben (18)13 einen Nagel (ein)geschlagen. Da wird es immer nicht (= nie) brennen.

8. Graurock.

Kühnau III Nr. 1689.

im šdēndl tom¹⁾ do hon fiçj a pōr mīd-a fantsa gəhaon und bēdə faenlə tūd gəwäst. und-ō lōəť ma wen mər ótwenđ oðər fostə hon, do fə'jōəts. do špriçhd-an štimə: grōrōk, grōrōk, menər fēle is kē rōt.

Im Stein(lein) — Damm da haben sich ein Paar mit den Sensen gehauen, und beide sind sie tot gewesen. Und da sagt man, wenn wir Advent oder Faste(nzeit) haben, da verjagts (sc. einen). Da spricht eine Stimme: Graurock, Graurock, meiner Seele ist kein Rat.

¹⁾ FN bei Schlaup.

9. Das schwarze Weib.

baem pūšberkroetšə if imər-a grūsəs švoʹrtsəs waəb gəkum un-do hotšə an deklkurb in-a šniwaesəs trətučh əgəbunda unđ hōd-aŋ bəgānt a loęta əę dər nacht unđ hōđ ništə gəfōət, ništə, kē weʹtla. un-do honfə ličh gəfəʹt.

Beim Buschbergkreuz ist immer ein großes, schwarzes Weib gekommen, und da hatte sie einen Deckelkorb in ein schneeweißes Tragetuch eingebunden und hat (= ist) auch begegnet den Leuten in der Nacht und hat nichts gesagt, nichts, kein Wörtlein. Und da haben sie sich gefürchtet.

10. Freimaurer.

Kühnau II 564. III 253 ff.

a wōʹr hald-a fraemoiər un-dō əʹr dər nōʹrtə gəšdʹrva wōʹr — om ūwa imgəfunka — do hođn dər taewl gəhult. unđ baem bəgrīębnis īf-an švoʹrtsə taobə miđgəfloin.

Er war halt ein Freimaurer, und da er darnach gestorben war — am Ofen umgesunken —, da hat ihn der Teufel geholt, und beim Begräbnis ist eine schwarze Taube mitgeflogen.

11. Stiftskanzler Otto von Leubus.

Kühnau I Nr. 488 (Kanzler ohne Kopf).

a) do īf-aę loifs (loips) a kanslər kaʹl óto gəwāst, a šdifts-kanslər. a īf ačtsahundəʹt tswēndraesčh gəšdʹrva aem āldər fō draenfečtsičh jōʹrn. dō mūf-a wul fu im fimfirtsičh rim gəbūʹn faen / nenē / fimachtsičh gəbūʹn — ō ičh wis nī — a īs hāl draenfečtsčh jōʹr āld gəwuʹn. na un-dār wōʹr aem šlaophowə un-dār hōđ imər gəfōət: „wen dər tōt ničh wēr, wolt ičh maęn šlaophōf fo šēn baŋ wī dās paradīs“¹⁾. un-dār hōđ-očh s gulđnə mesgəwand əę šlaop mitəgəbrucht fo loifs. un-dār hođ-an hunt fəʹkaoft nō loifs mi-draę klina hunda. un-dār hund-īs mid-a klin hunda aę īnər nacht fō loifs ribər kum / imər ībər də ođər dʹrčh. nī / dō mūf-a dočh draemōl rībərundnībər gəšwuma faen / aę īnər nacht / is-fōl enk wōʹr faen. — dan hōd-a nō a fāʹt gəhot, dof-īs tswēnfirtsičh jōʹr āld gəwuʹn un-do honfə s lōn šdarva.

b) a hōd-aŋ n mētrésə gəhot. dos wōʹr bitnər šnaedəʹš tərēfə. dī wōntə ju wū jetšə dər bekər īs. dos haos hō-dočh dər kanslər, baŋ lōn. un-dər dīnər kutšər īf amōl midr aę də līms gəfūʹn un-dō hōđfəs aem baočhə gəšnītn un-dər kutšər hōđ gefūʹn wī tulə unť fərīkt un-dō hōđfə ličh ols ful gəšisa. un-dər kanslər hōđ

¹⁾ Nachahmung der Hochsprache.

gofōt: tærf, wī ričs dæ den? nū flenđ fæ: dæʳ kutšæʳ . . . un-dō kōm dæʳ grōdæ un-dō fōtæ dæʳ kanslæʳ: keʳl, wī has-du den gæfāʳn, das tærfel hađ fičl ja daenswēn alæs ængəšisn.

c) uft hōda dodrim bæ a draę fičtn gæfasa unđ hōd-a bučl gəhot unđ gəšrim, unđ bæ dæʳ platānjæ hon-a dæ grōfæwaębæʳ ač fitsa gæfān un-dī hon dočl fu an fičl gəhot, anə gætsēčhtæ fičl, dō honfæ dočl s grōfærečt gəhot. dō honfæ fičl an tsijæ halđ dʳfa. unđ wen fæ faen lēnksmæʳ gækum, dō hon dæ andæʳn s grōs wegə-grōst — un-dō honf(ə) a kanslæʳ fitsa fān ōnə kup. a lōf ač əm bučlæ ōdæʳ šrip.

a) Da ist in Leubus ein Kanzler Karl Otto gewesen, ein Stiftskanzler. Er ist achtzehnhundertzweiunddreißig gestorben im Alter von dreiundsechzig Jahren. Da muß er wohl so um siebenundvierzig herum geboren sein — nein, nein, siebenundachtzig geboren — o, ich weiß nicht — er ist halt dreiundsechzig Jahre alt geworden. Na, und der war im Schlauphofe, und der hat immer gesagt: „Wenn der Tod nicht wäre, wollt ich mein Schlauphof (neutr.) so schön bauen wie das Paradies.“ Und der hat doch das goldene Meßgewand in Schlaup mitgebracht von Leubus. Und der hatte einen Hund verkauft nach Leubus mit drei kleinen Hunden. Und der Hund ist mit den kleinen Hunden in einer Nacht von Leubus herübergekommen, immer über die Oder durch. Nicht, da muß er doch dreimal herüber und hinüber geschwommen sein, in einer Nacht! Es soll eigen wahr sein. — Dann hat er noch ein Pferd gehabt, das ist zweiundvierzig Jahre alt geworden, und da haben sie es lassen sterben.

b) Er hat auch eine Maitresse gehabt. Das war Bittner Schneiders Therese. Die wohnte ja, wo jetzt der Bäcker ist. Das Haus hat doch der Kanzler bauen lassen. Und der Diener, (der) Kutscher, ist einmal mit ihr in die Liegnitz gefahren, und da hat sie es im Bauche geschnitten, und der Kutscher hat gefahren wie toll und verrückt, und da hat sie sich alles voll geschissen. Und der Kanzler hat gesagt: „Theresel, wie riechst du denn?“ Nun flennt(e) sie: „Der Kutscher . . .“. Da kam der gerade, und da sagte der Kanzler: „Kerl, wie hast du denn gefahren, das Theresel hat sich ja deinetwegen alles eingeschissen“.

c) Oft hat er da(her)um bei den drei Fichten gegessen und hat ein Buch gehabt und geschrieben. Und bei der Platane haben ihn die Graseweiber auch sitzen (ge)sehen, und die haben doch so eine Sichel gehabt, eine gezeichnete Sichel, da haben sie doch das Graserecht gehabt. Da haben sie sich eine Ziege halten dürfen. Und wenn sie sind langsamer (= später) gekommen, da haben die andern das Gras weggegrast — und da haben sie den Kanzler sitzen sehen ohne Kopf. Er las in einem Buche oder schrieb.

Nr. 7, 8, 9 und 11 erzählte die alte Lange Anna, die die Geschichten vom Stiftskanzler von ihrem Vater (um 1820 geboren) gehört hat. — Von den an Flurzeichnungen haftenden Erscheinungen erzählen sich die Leute öfter.

Wann bekommt Breslau sein Volkskunde- und Heimatmuseum?

Von Walther Steller.

Schon öfters ist es beklagt worden, daß Breslau kein Volkskunde- und Heimatmuseum im engeren Sinne besitzt. Unser Museum für Kunstgewerbe und Altertümer mit seinen reichen Beständen hat wohl schöne Ansätze zu einem solchen, verfolgt sonst aber andere Ziele und Aufgaben. So ist es bedeutsam, daß gerade der verdienstvolle, langjährige Leiter dieses Museums, Professor Dr. K. Masner, sich in unseren „Mitteilungen“ für den Gedanken eines Volkskunde-Museums in Breslau mit Nachdruck eingesetzt hat¹⁾. Manches ist auch dank seiner Fürsorge eingebracht worden, ruht aber leider auf Grund der heutigen Anordnung ungenutzt in Schränken und Magazinen. Ich habe in meinen volkskundlichen Vorlesungen und Übungen an der Universität und in öffentlichen Vorträgen seit Jahren auf die Notwendigkeit eines Volkskunde-Museums in Breslau hingewiesen. Es sei gestattet, hier die Worte zu wiederholen, die zu diesem Punkt bei der Einweihungsfeier des Deutschen Instituts der Universität (am 26. Juni 1929) gesprochen wurden: „. . . so drängen sich Aufgaben und Wünsche heran und verlangen gebieterisch und mahndend ihre Erfüllung. Uns Schlesiern sind diese Aufgaben noch von besonders lebenswichtiger Notwendigkeit als dem deutschen Stamm, der Vorposten und Bollwerk ist gegen das Drängen der slawischen Flut. So sei verstattet, noch ein Letztes zu erwähnen, dessen Verwirklichung wohl noch in einiger Ferne bleiben muß, so notwendig es auch ist. Es ist dies: Ein schlesisches Volkskunde- und Heimatmuseum, das in überragender Form eine anschauliche

¹⁾ Masner, K., Neue Aufgaben der schlesischen Volkskunde. Mittlgn. der Schles. Ges. f. Volkskunde Bd. VII (Heft 13) Breslau 1905, S. 1 f. Auch Görlich, A., In zwölfter Stunde. Mittlgn. der Schles. Ges. f. Volkskunde Bd. XXX, Breslau 1929, S. 255 f.

Darstellung des schlesischen Volkstums bringt und eine willkommene Ergänzung darstellt zu den geistigen Äußerungen schlesischer Literatur und Volkskunde. Andere deutsche Landschaften haben eine solche Schau ihrer Wesenheit in musealer Form. In Schlesien haben wir eine große Zahl lokaler, oft recht guter Heimatmuseen, aber es fehlt der Hauptstadt Breslau ein Volkskunde- und Heimatmuseum, das beherrschend über den lokalen Heimatmuseen steht. Für die Forschung hat sich dieser Mangel schon oft als fühlbare Lücke erwiesen. Das Volkskunde- und Heimatmuseum der schlesischen Heimat und des schlesischen Volkes wäre von der Volkskunde aus zu leisten in engster Fühlungnahme mit dem Museum für Kunstgewerbe und Altertümer und der Siedlungsgeographie. Es bedeutet ein hervorragendes Forschungsinstrument und ist zugleich eine werbende Repräsentation des schlesischen Volkes und der schlesischen Landschaft Schlesisches Gut muß Schlesien erhalten bleiben.“

Ich habe inzwischen außer unseren Heimatmuseen eine große Anzahl von in- und ausländischen volkskundlichen, kulturkundlichen und ethnographischen Museen mit der bewußten Absicht studiert, wie ein schlesisches volkskundliches Museum lebensvoll zu gestalten wäre; u. a. in Nürnberg, München, Berlin, Halle, Bremen, Volkskunstmuseum Dresden, Basel, Wien, Amsterdam, Rom, Leeuwarden, Salzburg und Budapest.

Das Volkskunde-Museum soll eine gesamte Überschau über das schlesische Volkstum bringen, soweit dieses musealer Darstellung fähig ist. Sitte und Brauch mit ihren Besonderheiten im Kreislauf des Jahres, sei es zu kirchlichen oder weltlichen Festen, z. B. Bräuche bei Aussaat und Ernte, der Brauch des Sommersingens, des Todaustreibens mit seinen mannigfachen Abwandlungen, das maskierte Umherziehen zum Dreikönigstag, in der Adventszeit oder zur Fastnacht. Die merkwürdigen Gestalten des „Reinerzuges“ aus Krampe bei Grünberg, den die Breslauer zum ersten Mal beim großen Trachtenzug vorigen Jahres zu sehen bekamen, haben ihnen zu ihrem Erstaunen gezeigt, daß noch manches Eigenartige im schlesischen Volksbrauch lebendig ist. Die museale Darstellung müßte die Masken und Kostüme des Schimmelreiters, des Fleckelmans, des Popelmanns usw. auf Holzfiguren in charakteristischen Gruppen zeigen; der Brauch selbst wird durch eine kurze Beschrei-

bung mit Angabe von Ort und Zeit gekennzeichnet und durch farbige Lichtbilder, die den Hauptschaukasten umgeben, veranschaulicht. So wird jedem Besucher ein lebensvolles Bild des Brauches vermittelt. Eine weitere Aufgabe des Museums wird es sein, charakteristische Stände und Berufe der schlesischen Heimat mit ihren besonderen Werkzeugen, Abzeichen, Bräuchen und hierzu gehörigen Geräten herauszustellen; auch hier werden Lichtbilder*) die Art der Arbeit und die Verwendung der Geräte, die in den Schaukästen zu sehen sind, erläutern.

Als Beispiele nenne ich den Grünberger Weinbau — auch hier bietet sich sofort ein besonderer Erntebrauch an, „Kitsche und Kater“ genannt; sodann die Handweberei des Eulengebirges und anderswo; das Spinnen am Rade, ja sogar die Handspindel ist in Schlesien noch im Gebrauch. Hier drängen sich ethnographische Parallelen auf, die im Gegenständlichen oder in lichtbildlicher Wiedergabe zu berücksichtigen wären, und entwicklungsgeschichtliche Linien, die den Arbeitsgang von seinen primitivsten Anfängen bis zur Übernahme durch die modernsten Maschinen erkennen lassen.

Auch im Aussterben begriffene Berufe werden so der geschichtlichen Erinnerung verbleiben. Der neuzeitliche Lastkraftwagen hat in jüngster Vergangenheit den Beruf des Fuhrmanns, des Frachters, zum Verschwinden gebracht; deutlich war er in seiner Kleidung unterschieden, so daß sofort zu erkennen war, ob er aus dem Gebirge stammte, wie Gerhart Hauptmanns Fuhrmann Henschel, oder aus dem oberschlesischen Schönwald oder aus dem sudetenschlesischen Kuhländchen, dessen Frachter einen charakteristischen Dreispitz trugen.

Zusammenordnungen der Gerätschaften, z. B. der Feldbestellung — es handelt sich vor allem um die Handgeräte —, des Fischereibetriebes, der Imkerei, der Jagd usw. werden einmal einen Eindruck von den landschaftlich gebotenen Lebensbedingungen vermitteln, sodann aber in ihrer Verschiedenheit die in der Art des

*) Die Anordnung der durchscheinenden Lichtbilder geschieht immer sachlich gruppiert an den Fenstern oder auf den von unten erleuchteten Kästen; das volkskundlich-ethnographische Museum in Budapest kann hierfür vorbildlich sein.

Bodens begründete, andere Zweckbestimmung verraten und auch ethnologisch bedingte Unterschiede erkennen lassen. Diese werden in unserem ostelbischen Gebiet noch von besonderer Bedeutung für die Siedelungskunde. Daß eine solche museale Gestaltung der Lebensgüter schlesischer Landschaft auch auf das Problem der benachbarten slawischen Volkskulturen trifft, erscheint selbstverständlich.

Die verschiedenen Hausbau- und Siedlungsformen im Lichtbild und im genau maßstabmäßig nachgebildeten Modell, bauliche Stilformen, Türen, Tore und Inneneinrichtungen — diese in originaler Wiedergabe — bilden eine weitere Abteilung des Museums. Hierbei wird mancherlei Historisches mit zu berücksichtigen sein, z. B. Leuchtkamine, die „schwarze Küche“, Kienspanhalter, Öllampen etc.

Erfahrungsgemäß bilden die Volkstrachten in ihrer Farbenpracht und ihrem Schmuck, in ihren Abstufungen von der Alltags- und Arbeitskleidung bis zur Kirchentracht und Hochzeitgewandung und mit den oft eigenartigen Trauervorschriften hinsichtlich der Kleidung, stets einen recht dankbaren und gern gesehenen Raum eines Volkskunde-Museums. Und ebenso ergiebig für ein museales Erfassen des Volkstums und seines Wesens, soweit es sich im Gegenständlichen äußert, ist das reiche Gebiet der Volkskunst, von der einfachsten Schnitzerei, die am alltäglichen Geräte haftet, bis zu den selbständigen Formen echter Volkskunst wie Adventskronen und -pyramiden, Glasbildern (Hinterglasmalerei), Heiliggeisttauben u. a. m. Da auch die Motive der Glasbilder — sie sind für den Herrgottswinkel bestimmt — zumeist religiösen Inhalts, Darstellungen von Heiligen oder des Kreuzifixus, sind, so berühren wir hier bereits das Gebiet der Volksfrömmigkeit und des religiösen Brauches; Amulette, Votive, Weihgaben und Weihebilder würden diese Abteilung füllen. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, den Inhalt und die Anordnung eines Breslauer Volkskunde-Museums erschöpfend*) darzustellen; sie verfolgen den

*) U. a. wäre noch zu erinnern an Modelle von Holzkirchen, an die nur noch in geringer Zahl vorhandenen hölzernen Glockentürme in Niederschlesien, an eine Sammlung von Gebildbrotten, von Ofenformen, Spielzeug usw.

Zweck, auf die Notwendigkeit einer solchen musealen Schau unseres Volkstums erneut hinzuweisen.

Besonders dankenswert ist es, und ich möchte es im Zusammenhang dieser Zeilen besonders betonen, daß auch Herr Landeskonservator Dr. Grundmann, wie er in seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen gezeigt und in einer in den „Schlesischen Monatsheften“ (November 1932) veröffentlichten Darlegung seiner Pläne und Absichten wiederholt hat, diesen Gebieten des Volkstums unserer Provinz seine Anteilnahme entgegenbringt. Hier kann eine enge Zusammenarbeit nur Segen stiften. Bei meinen Reisen in der schlesischen Landschaft habe ich oft, vor allem von der einsichtigen Lehrerschaft, den Wunsch nach einer Stelle gehört, die gefährdete Güter der Volkskultur sammelt oder von Amts wegen erhält. Für die geistigen Schätze und die literarischen Belege haben wir seit dem Winter 1927/28 das Volkskundliche Archiv im Deutschen Institut eingerichtet. Die museale Sammlung und ihre vollwertige, selbständige Ausgestaltung haben wir auch damals nicht übersehen. Wir sind aber der Meinung, daß sich hier nur etwas dem Wert der Sache Angemessenes gestalten läßt, wenn die Unterstützung und Anteilnahme der gesamten Landschaft und der Behörden gesichert ist. Unsere Mitarbeiter am Archiv und die Helfer der Landesstelle Niederschlesien des Deutschen Volkskunde-Atlas¹⁾ würden eine organisatorische Grundlage auch für die notwendige Mitarbeiterschaft an dem neuen Unternehmen darstellen. Das Archiv birgt bereits eine große Zahl von Lichtbildern, und die Landesstelle des Deutschen Volkskunde-Atlas schafft eine eingehende Bestandsaufnahme volkskundlichen Gutes und somit die Grundlagen jeder musealen Gestaltung. So hat u. a. die Frage (Nr. 33) nach allgemein volkstümlichen weltlichen Festen eine große Zahl von Angaben eingebracht. Sie zeigen, daß an Sitte und Brauch im Kreislauf des Jahres noch vieles in Schlesien vorhanden ist. „Reinern“ und „zampern“ ist aus zahlreichen Orten Schlesiens belegt, so daß sich auch für Schlesien eine solche Museums-Abteilung darstellen läßt,

¹⁾ Vgl. Steller, W., Der Deutsche Volkskunde-Atlas. Mitteilungen Bd. XXX (1929) S. 247. Ders., 1. Bericht der Landesstelle Niederschlesien. Mitteilungen Bd. XXXI/XXXII (1931) S. 346 ff. Ders., 2. Bericht. Mitteilungen Bd. XXXIII (1932) S. 238.

wie sie das Volkskunde-Museum in Halle in vorbildlicher Weise lebensvoll und malerisch gestaltet hat. Die Frage (Nr. 38) nach den verkleidet oder maskiert auftretenden Personen im Martinsumzug liefert hierzu Material. Auch das Vorhandensein von schlesischen Gebildbrotten ist bereits durch die Atlas-Arbeit erfaßt u. a. m.

Daß der volkerzieherische Nutzen einer solchen Übersicht des eigenen Volksgutes für Erwachsene und Schüler bedeutsam wäre, ist gewiß. Auch für unsere wissenschaftliche Arbeit in der schlesischen Volkskunde hat sich der Mangel einer umfassenden und geordneten sachkundlichen Übersicht schon oft fühlbar gemacht. Darüber hinaus aber hat das Volkskunde-Museum in Breslau eine kulturpolitische Aufgabe zu erfüllen. Südostdeutsches Land ist ein Kampfplatz ringender Volkskulturen, von dem Ausgang dieses Kampfes hängt die politische Gestaltung der Zukunft ab. Polen hat sein „polnisches“ Museum in Kattowitz zu einem machtvollen kulturwerbenden Faktor ausgestaltet, und Ähnliches gilt von dem aus der österreichischen Zeit stammenden Prager Museum. Beuthen hat die Gefahr erkannt und unter großen Opfern der Gemeinde den Kampf aufgenommen; am 24. Oktober 1932 ist das Heimatmuseum in Beuthen eröffnet worden. Das sollte für Breslau ein Wahrzeichen und eine Mahnung, ein Vorbild und ein Ansporn sein. Breslau kann nicht genug tun, um seiner Verpflichtung, der Mittelpunkt und das kulturelle Rückgrat Schlesiens zu sein, gerecht zu werden. Die Notwendigkeit hierfür ist da, auch Wege und Ziele liegen klar und unverrückbar fest, und es fehlen auch nicht die Helfer am Werke. Nach Breslau richten sich die Blicke des gesamten schlesischen Volkstums, diesseits und jenseits der für das schlesische Sprach- und Stammestum zu eng gezogenen Grenzen. Es ist der Beruf der schlesischen Hauptstadt geworden, das großschlesische d. h. das gesamte schlesische Stammesgebiet zu betreuen; aber immer mehr noch muß diese Berufung und die hierin liegende Verpflichtung Gemeingut der kulturverantwortlichen Gemeinschaft unserer Bevölkerung und unserer Behörden werden. Im Kampfe der Kulturen entscheidet sich das Geschick Ostdeutschlands und damit das Geschick Deutschlands überhaupt.

Der deutsche Volkskunde-Atlas. Landesstelle Niederschlesien.

2. Bericht November 1932.

Von Professor Dr. Walther Steller.

Dem zweiten Bericht über die schlesische Arbeit am Atlas der deutschen Volkskunde stelle ich den Dank der Landesstelle Niederschlesien an alle Mitarbeiter voran. Er gilt allen Damen und Herren, die den zweiten Fragebogen ausgefüllt zurückgesandt haben, und besonders allen denen, die der schlesischen Arbeit an diesem gesamtdeutschen Werk auch durch ihre Beantwortung des dritten Fragebogens die Treue bewahrt haben. Er gilt auch den Herren Schulräten, die nach wie vor die Vermittlung der Fragebogen unterstützt haben, und Herrn Studienrat Dr. Münch in Münsterberg, der außer eigener Mitarbeit es sich bereits seit dem ersten Fragebogen angelegen sein ließ, eine größere Anzahl seiner Schüler zu verdienstlicher Mitarbeit auszubilden und heranzuziehen. Die Bereitwilligkeit, mit der die schlesische Lehrerschaft unserem Ruf zur Mitarbeit Folge geleistet hat und ihre Zeit, Arbeitskraft und Kenntnis freiwillig in den Dienst der Sache stellt, beweist ihre starke Einsicht in den Wert volkskundlicher Sammlung und Forschung und ihre Liebe zum heimatlichen Volkstum.

Dem Dank muß ich eine Bitte zufügen. Obgleich die Fragebogen, die einen beträchtlichen Wert darstellen, nur an Damen und Herren verschickt worden sind, die uns ihre Mitarbeit zugesagt hatten, ist beim zweiten Fragebogen, auch trotz ausgesandter Mahnbitte, etwa ein Zehntel nicht zurückgekommen; d. h. nicht nur der Aufwand an Druck und Geld ist umsonst und der Verwendung an anderer Stelle entzogen, sondern — und das ist das Schwererwiegende — die mit diesen Fragebogen versehenen Orte

fallen bei der Gesamtbearbeitung aus. Ich richte daher an alle Mitarbeiter die dringliche Bitte, den angenommenen Fragebogen als eine innere Verpflichtung aufzufassen, ihn auch zu beantworten; andernfalls bitten wir, ihn der Landesstelle umgehend wieder zurückzuschicken, damit er an anderer Stelle verwendet werden kann. Die Zahl der Fragebogen ist so berechnet, daß bei einer lückenlosen Beantwortung wohl eine genügende Übersicht erreicht wird; aber aus Gründen der Sparsamkeit ist die Zahl nur so knapp bemessen, daß kein einziger Fragebogen entbehrt werden kann. Da die Berliner Zentralstelle das Material sofort bearbeitet, müssen die Termine eingehalten werden; zu spät nachgelieferte Antworten können unter Umständen nicht mehr mit einbezogen werden und sind somit wertlos. Ich bitte, diese Zusammenhänge zu beachten und erinnere noch einmal an den Arbeitsgang. Die Landesstelle Niederschlesien hat die Verteilung der Fragebogen für dieses Gebiet übernommen und sendet nach einer bestimmten, vorgeschriebenen technischen Behandlung die beantworteten Bogen umgehend an die Zentralstelle Berlin zurück. Hier wird das eingegangene Material fortlaufend von zeichnerisch und volkscundlich geschulten Kräften kartographisch verarbeitet. Es braucht nicht betont zu werden, daß hierfür nur rein wissenschaftliche Ziele in Betracht kommen. Dieses kartographisch arbeitende volkscundliche Institut steht ebenso wie die Veröffentlichung der Karten in engster Verbindung mit der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft). Die bei der Landesstelle Niederschlesien verbleibenden Durchschriften stehen wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung. Sie entziehen nicht Material, sondern bieten Stoff, der auf anderem Wege gar nicht oder nur mit großen Mühen erreichbar wäre. Sie werden, ebenso wie die bereits veröffentlichten Karten, in der Landesstelle jederzeit gern zur Einsicht bereitgestellt. So haben in den vergangenen Monaten einige Herren, Lehrer des Landkreises Breslau, sie interessierende Fragen eingesehen, sich Auszüge gemacht, um das so Gewonnene dann in pädagogischem oder volkscundlich wissenschaftlichem Zusammenhange zu verwenden. Das ist ja ein Hauptzweck dieser erstmalig 1927 von uns begonnenen Arbeit, aus der Volkskunde der Gegenwart Material zu sammeln. Diese Aufgabe kann aber nur erfüllt werden, wenn alle hierbei helfen; wir können nur das geben, was uns zur

Verfügung steht. Wir bitten daher, uns über die Fragebogen hinaus Volkskundliches in Wort und Bild zuzusenden, unbeschadet eigener Veröffentlichung oder anderweitiger Verwertung. Nur dann erreichen wir unser Ziel, wenn es uns gelingt, eine Gesamtüberschau über das schlesische Volksgut der Gegenwart zu gewinnen.

Es wird unsere Mitarbeiter am Volkskunde-Atlas und die Leser der „Mitteilungen“ sicherlich interessieren, etwas über die technische Gestaltung des Gesamtwerkes zu erfahren. Hierüber berichtete kürzlich der Leiter der Berliner Zentralstelle Dr. Eduard Wildhagen¹⁾. Das Bearbeitungsgebiet umfaßt das zusammenhängende, europäische deutsche Kulturgebiet, d. h. Deutschlands, Österreichs, Luxemburgs, der Tschechoslowakei und Siebenbürgens; die Schweiz und Ungarn kommen in Kürze hinzu. Aus über 20 000 Belegorten dieses Gebietes strömt ein Material von vielen Millionen Einzelantworten zusammen. Diese Zahlen zeigen so recht die von uns immer betonte Notwendigkeit, die Antworten des uns zukommenden Teiles vollständig und gründlich zu geben; muß es doch unser Bestreben sein, in diesem Wettbewerb der einzelnen deutschen Landschaften die Eigenart des schlesischen Stammestums möglichst deutlich darzustellen. Die Zentralstelle verdankt ihre Eingänge den 36 Landesstellen, die in ihrer Leistung naturgemäß von der freundwilligen Mitarbeit der Beantworter abhängig sind.

Nachdem die Auszeichnung eines Probefragebogens vorangegangen war, der Hannover, Westfalen, die Rheinprovinz, Hessen-Nassau und Sachsen umfaßt, liegen nun bereits zahlreiche Auszeichnungen und Veröffentlichungen für das Gesamtgebiet vor. Sie sind im Maßstab 1 : 1 000 000 und 1 : 2 000 000 gehalten. Diese Formate sind photographische Reduktionen der Grundaustragungen, die über der Topographischen Übersichtskarte des Deutschen Reiches auf rund 260 Blättern im Maßstab von 1 : 200 000 vorgenommen werden. Die Karten wollen zunächst die genaue kartographische Wiedergabe der Antworten sein, also den Befund wiedergeben. Jede Interpretation der Antworten ist daher bisher absichtlich vermieden worden. Die Karten sollen wohl gut lesbar sein, aber keine Deutung oder Erklärung vorwegnehmen, deshalb ist

¹⁾ Wildhagen, E., Der Atlas der deutschen Volkskunde. Forschungen und Fortschritte Nr. 14. 10. Mai 1932, S. 180.

jede Linienziehung unterblieben. Sie wahren strengste Objektivität. Selbstverständlich sollen die Ergebnisse der Volkskunde-Atlas-Karten einmal zu anderen Karten und ihren Linien in Beziehung gesetzt werden¹⁾. Sie werden neben ihrer Aufgabe, eine Bestandsaufnahme volkstümlichen Gutes der Gegenwart zu sein und somit in typologischer Auswahl die Hauptgestaltungen unserer Volkskultur zu zeigen, (man hat dafür den Ausdruck „Kulturmorphologie“ geprägt), in Beziehung gesetzt werden mit den Tatsachen der politischen Geographie durch Vergleich mit historischen Kartenwerken, mit rein geographischen Elementen, wie z. B. Bodengestaltung und Klima, mit wortgeographischen Darstellungen und den Karten des Sprachatlases. Es ist das Ziel, zur Erkenntnis der Kräfte zu gelangen, die an der Gestaltung unseres Volkstums mitarbeiten, das Dynamische zu erfassen, und es werden sich Gesetzmäßigkeiten erkennen lassen, nach denen diese Kulturbewegungen erfolgten, ein Abbild des Kulturlebens in seiner Gesamtheit und Tiefe mit Einschluß der wirkenden Kräfte — „Kulturbiologie“.

Bereits die vorliegenden Karten locken zu Vergleichen, vor allem mit Karten des Sprachatlases. Der Verlauf der Grenze von „Korn als Bezeichnung für die Gesamtheit des Getreides“ geht auffällig mit der bekannten Begrenzung niederdeutschen Sprachgebietes, der sog. Benrather Linie zusammen, und auch die Linie, die das Hauptgebiet umgrenzt, in dem der Montag Unglückstag ist, nähert sich ihrem Verlauf. Jedoch „solche Parallelen sind billig, wenn sie so unmittelbar ins Auge fallen“, wie Wildhagen mit Recht in seinem Bericht meint. Aber auch sie sind, vor allem für einen weiteren Kreis, sicherlich von Interesse, sie bestätigen empfundene und anderweitig festgelegte Trennungslinien durch neue kulturelle Erscheinungen. Aber wir wissen, daß eine Fülle von neuen Fragen aus den Karten des Atlases aufsteigen werden. Ist es ein volkskundliches, ein psychologisches Problem, wenn die Auszeichnung der „Kinderfeste“, eine Karte, die als ein Unterteil von Frage 33: „Welche weltlichen Feste werden als allgemeine volkstümliche Feste am Ort gefeiert?“ entstanden ist, mit Ausnahme von Württemberg ein fast leeres oberdeutsches Gebiet zeigt,

¹⁾ Hübner, A., Der deutsche Volkskunde-Atlas. In „Deutsche Forschung“ Heft 6. S. 44f. Berlin 1928. Steller, W., Der deutsche Volkskunde-Atlas. Mitteilungen Bd. XXX (1929) S. 247f.

daneben eine dichte Belegung von anderen Teilen Deutschlands, vor allem Sachsens?

Die Zentralstelle hat die zunächst vielfachen Schwierigkeiten (galt es doch sowohl methodisch als auch technisch ganz neue Anforderungen zu meistern) in überraschend kurzer Zeit gelöst, so daß in weniger als einem Jahr nach der Materialsammlung des ersten Fragebogens bereits eine größere Anzahl von Karten veröffentlicht wurden.

Bis zum 8. November 1932, dem Zeitpunkt, an dem dieser Bericht in Druck geht, liegen bereits 65 Karten vor.

Im folgenden gebe ich eine Übersicht über die bisher veröffentlichten Karten. Die Charakterisierungen können keine Ausdeutung des Materials darstellen, sondern nur skizzenhaft eine allgemein gehaltene Inhaltsangabe bringen. Wo es möglich ist, sollen die schlesischen Besonderheiten in den Vordergrund gerückt werden. Die Karten liegen im Maßstab 1:2 000 000 vor; einzelne Punkte zeigen daneben Auszeichnungen im Maßstab 1:1 000 000.

1. Frage 2: Bezeichnet man mit „Korn“ eine bestimmte Getreideart und welche? 1 Karte 1:2 000 000, 4 Karten 1:1 000 000.

Das Kartenbild gibt zunächst die Antwort, daß die Bezeichnung „Korn“ in Ostpreußen und in ganz Mittel- und Süddeutschland überwiegt. In Süddeutschland grenzt sich in Württemberg von Stuttgart bis zum Bodensee ein Gebiet für „Dinkel“¹⁾ ab, das im Westen an ein badisches „Roggen“-Gebiet grenzt, während im Osten sich zwischen das bayrisch-österreichische „Roggen“-Gebiet ein Streifen schiebt, in dem „Korn“ die Gesamtheit des Getreides bezeichnen kann, aber auch für Weizen und Dinkel oder auch für Roggen oder Weizen gebraucht wird. Ein schmales Gebiet, das zeigt, daß dort der Begriff gänzlich unfest ist. Siebenbürgen zeigt einhellig diese Bezeichnung für „Weizen“. In Norddeutschland, abgesehen von Ostpreußen, überwiegt die Bezeichnung für die Ge-

¹⁾ Der Dinkel, *triticum spelta*, auch Dinkelweizen genannt, eine Weizenform, bei der die Hülsen sich in der Reife nicht vom Korn lösen und die Ährchen getrennt an der Ährenspindel stehen. Grimm, Deutsches Wörterbuch Bd. II Sp. 1178. Der große Brockhaus Bd. IV (1929) S. 784. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch Bd II Sp. 218.

samtheit des Getreides, Ostfriesland zeigt „Gerste“, die Moor-
 gegenden von Frisothe über Vechta und Haase bis zur Ems
 „Hafer“. Die Karte versucht auch, den gelegentlich vorkommen-
 den anderen Varianten gerecht zu werden, wie Spelt oder Mais,
 Roggen und Weizen, Roggen und Gerste, Roggen und Hafer, Weizen
 und Gerste, Weizen und Hafer und andere Zusammenfassungen.
 Diese Zeichen treten jedoch im Gesamtbild der Karte nicht hervor.

2. Frage 9: Ziehen Kühe, Ochsen und Stiere mit dem
 Kummel oder mit dem Brustblatt oder mit dem Joch?
 1 Karte 1 : 2 000 000.

Dieses Blatt zeigt ein sehr reichhaltiges Kartenbild.

Frage 10: Ziehen die Pferde mit dem Kummel oder
 mit dem Brustblatt? wird für Schlesien dahin beantwortet, daß
 das Kummel überwiegt, vereinzelt Kummel und Brustblatt ver-
 wendet wird. 1 Karte 1 : 2 000 000, 4 Karten 1 : 1 000 000.

3. Frage 11: Wird a) der Geburtstag oder b) der
 Namenstag oder c) werden beide Tage gefeiert? d) wird
 weder Geburtstag noch Namenstag gefeiert?

Das Kartenbild (1 Karte 1:2000000, 4 Karten 1:1000000)
 erweckt zunächst den Eindruck, als ob sich die Trennung der
 Gebiete auf Grund der konfessionellen Unterscheidung ergäbe.
 Wenn auch im überwiegend evangelischen Norddeutschland und in
 überwiegend evangelischen Teilen Mitteldeutschlands (z. B. Sachsen)
 die Feier des Geburtstages durchaus vorherrscht und sich der
 Brauch, den Namenstag zu begehen, im katholischen Rheinland
 und Westfalen, in Bayern und Österreich, Siebenbürgen in ge-
 schlossenen Gebieten zeigt, so ergibt sich doch bei näherem Zu-
 sehen, daß die Sitte ihr Eigenleben führt, das, wohl ausgehend
 von konfessioneller Bedingtheit, anderen Einflüssen gefolgt ist.
 So wird in ganz Oberschlesien der Geburtstag gefeiert, daneben
 stehen nur Zeichen, die besagen, daß Geburtstag und Namenstag
 begangen wird; dazu kommen im übrigen Schlesien Angaben, daß
 es üblich ist, bei Protestanten den Geburtstag, bei Katholiken den
 Namenstag zu feiern. Mit der Grenzlinie genau setzt längs
 Schlesien und Sachsen deutlich der Unterschied ein, daß drüben
 der Namenstag, gelegentlich auch beides, diessseits der Grenze der
 Geburtstag gefeiert wird. Im Westen und Süden gegen Bayern
 und Österreich erscheint die Grenzlinie nicht; hier ist ein un-

gebrochenes Gebiet der Feier des Namenstages. Eine genaue Nachprüfung süddeutscher Gegenden, etwa der Umgebungen von Würzburg, Nürnberg, Stuttgart wird weitere Aufschlüsse bringen.

4. Frage 17: Wer holt oder bringt die Kinder? hat eine sehr verschiedenartige Beantwortung erfahren. Die Volksfantasie ist hier überaus erfindungsreich, und die Ausdrücke verraten eine zwiespältige Stellungnahme zu dem Ereignis der Geburt, innerliche Frömmigkeit und äußerliche, die Frage danach ablehnende und ausweichende Erklärungen, die an Gleichgültiges anknüpfen.

Festzustellen ist, daß immer noch der „Storch“ überwiegt; auch dort, wo sein Amt sehr stark von der „Hebamme“ übernommen ist, tritt er benachbart oder zusammen mit ihr auf. Verschiedene Vögel bewerben sich um seinen Dienst: die Eule, die wilde Gans, die Maigans, der Schwan, der Kranich, der Fischreiher, die Krähe, der Geier, der Kuckuck, der Rabe, der Pelikan, der Raubvogel, der Habicht, die Möwe, die Dohle. Auch der Osterhase kann es sein, jedoch auch Drache, Stier, Pferd, Esel, Fuchs, Hund und Bär. Daneben treten die menschlichen „Kinderbringer“: die Hebamme, die Frau, das Weib, die Mutter, die Großmutter, die Nachbarin, die Tante, die Patin, die Base; allgemein die Eltern oder die Familienmitglieder. Männlicherseits werden genannt: der Doktor, der Vater, der Mann, der Nachbar, der Pate, aber auch der Jägerknecht, der Müllerknecht, der Schweizer, der Jude, der Zigeuner, der Schornsteinfeger, der Briefträger (!) und der Flieger (!). Von mythischen Wesen treten auf: das böse Weib, das wilde Weib, die Nachtfrau, die Brunnenfrau, die Wasserfrau, die Weiße Frau (nicht zu verwechseln mit der „weisen Frau“), die Hexe. Eine nächste Gruppe knüpft an christliche Vorstellungen und Gestalten an: Gott, die Mutter Gottes, der Engel, das Christkind, der heilige Geist, ein Heiliger, Petrus, Nikolaus, Ruprecht, der Christmann, der Weihnachtsmann, der Neujahrsmann. Als letztes erscheinen die Antworten: Wind, Bach, Schnee, Dampfer (!). Die Karten (1 Karte 1:2000000, 4 Karten 1:1000000) versuchen auch zu kennzeichnen, wo verschiedene Angaben für die Geburt eines Mädchens und eines Knaben gemacht worden sind. In Schlesien ist es noch immer überwiegend der Storch, der die Kinder bringt; ihm zur Seite tritt die Hebamme, andere Bezeichnungen treten nicht hervor.

5. Frage 20b fragt nach den Namen von Erinnerungsmalen für Verunglückte oder Ermordete. Die erste Karte trägt die Bezeichnungen Stein, Kreuz (Steinkreuz), Bild, Marter. Es ist nur ein Ausschnitt aus der Fülle von mehr als 500 gemeldeten verschiedenen Erscheinungen. Die Benennung und die Sitte der „Marterl“ tritt geschlossen im bayrisch-österreichischen Gebiet auf, reicht nördlich bis zum Fichtelgebirge und bis zum Main bei Würzburg; ferner finden sie sich im Egerland und in den oberdeutschen Dialektgebieten des sudetennahen Randes der Tschechoslovakei. Das schlesische Gebiet zeigt diesseits und jenseits der Grenze überwiegend Stein und Kreuz, während Oberschlesien das „Bild“ oder den „Bildstock“ als Erinnerungsmal bevorzugt. Dieser greift auch ins sudetenschlesische Land hinüber. 1 Karte 1:2000000.

Eine weitere Karte (Maßstab 1:2000000) charakterisiert die Bezeichnung der Erinnerungsmale näher nach den Beiworten; Oberschlesien und das sudetenschlesische Gebiet sprechen hier von „Stock“ oder „Bildstock“, während im übrigen Schlesien die Beiworte „Gedenk-“, „Gedächtnis-“ in Verbindung mit Stein und Kreuz, oder Denkstein, -kreuz, -mal überwiegen, zuweilen auch Sühnekreuz.

Eine Zufügung besagt, daß bei Selbstmördern ein Kreuz in den Baum geschnitten wird oder im Hause an der betreffenden Stelle ein schwarzes Kreuz gemalt wird (Sandewalk, Kr. Guhrau). Die Sitte des „Reisighäufens“¹⁾ wird durch einen hübschen Bericht bestätigt, den uns Herr Lehrer Nippe auf Grund einer Mitteilung von Herrn Rektor Gehde, Zodel, zukommen läßt.

Wo die Straße von Deschka nach Krauscha-Kaltwasser sich mit der alten „Marke“ — das ist der Grenzweg zwischen Zodel-Deschkaer und Krauschaer Flur — kreuzt, ist, wenn man von Deschka kommt, rechts ein Ort, der uns Jungen als der „Tote Junge“ bekannt war. Wir näherten uns dieser Stelle wohl mit heimlichen Gruseln, das man als Junge natürlich nicht zeigen durfte; aber wir sind nie im Bogen herumgegangen sondern dicht vorbei. Ein absichtliches Meiden des Ortes wäre uns sicherlich schlecht bekommen. Der Tote Junge hätte sich für die Nichtachtung gerächt. Alter Brauch war hier, ein grünes Opfer zu

¹⁾ Steller, W., Zum Wodanglauben. Mitteilungen Bd. XXVI (1925) S. 111, Anm. 1.

bringen. Und so wurde schon vorher ein grünes Kiefernzweiglein abgerissen und dem Toten Jungen aufs Grab gelegt. Wohl war nichts mehr von einem Grabhügel zu sehen; die Stelle war überwuchert von einem mächtigen Brombeerstrauche, von dem wir aber um keinen Preis Beeren gepflückt hätten. Außerdem bildete sich zur Pilzzeit ein kleiner Hügel von dünnen Ästchen; denn jedes Kind brachte das überlieferte Opfer. In grauer Zeit soll hier ein Schäfer seinen Schäferjungen erschlagen haben. — Nach verrichtetem Opfer ging's mit einem „Walt's Goot!“ in die Pilze. Auch diese Zauberformel durfte nicht vergessen werden, sonst hätte man eben kein Pilzglück gehabt. —

Heut wird der alte ehrfürchtige Brauch nicht mehr geübt.

Einmal fuhr, so wird hier noch erzählt, ein Mann aus der Tanne (jetzt Kolonie Neukrauscha) — ältere Leute wußten früher noch seinen Namen — mit der Karre in den Wald, um Leseholz zu holen. Da er wenig Zeit hatte und bald wieder heim wollte, lud er beim „Toten Jungen“ den Reisighaufen auf. Aber damit hatte er kein Glück. Er kam vom Wege ab, er wußte nicht wie und fuhr in die Kreuz und Quer, dazu wurde die Karre mit der Last immer schwerer. Es blieb ihm nichts weiter übrig, er mußte das Reisig wieder zum „Toten Jungen“ zurückbringen. Erst spät abends kam er ganz müde und verstört ohne Holz nach Hause.

6. Frage 22: Finden Laternenumzüge statt a) bei welchen allgemeinen Gelegenheiten? b) zu welchen bestimmten Zeiten im Jahr? c) beteiligen sich auch Erwachsene an solchen Umzügen und an welchen?

Die Frage ist zunächst allgemein gehalten und bezeichnet keine bestimmte Gelegenheit, ähnlich wie die Frage 33 nach den „Festen“ (s. u.). Die eingelaufenen Antworten sind daher abhängig von der Auslese der Gewährleute, sie kennzeichnen deren Stellungnahme. Die Antworten werden verschiedene kartographische Bearbeitungen erfahren.

Die erste Ausarbeitung (1 Karte 1:2 000 000) gibt die Gegenden wieder, in denen Herbstumzüge mit Laternen stattfinden. Die Karte zeigt diesen Brauch in Nord- und Westdeutschland in den Landschaften Schleswig-Holstein, Fehmarn, Mecklenburg, Land Hadeln, zu beiden Seiten der Unterweser, in der Lüneburger Heide; ganz vereinzelte Vorkommen im Rheinland, in Westfalen und

Württemberg. Das übrige Mittel-, Ost- und Süddeutschland bleibt völlig leer.

Eine zweite Ausarbeitung (1 Karte 1:2000000) zeigt, daß Laternenumzüge zum Martinstag in Ostfriesland und die Ems aufwärts bis südlich von Papenburg, in der Rheinprovinz vor allem links des Stromes, in Thüringen vom Harz bis zum Thüringerwald und darüber hinaus von Suhl bis Hildburghausen stattfinden. Beide Karten lassen recht begrenzte landschaftliche Vorkommen von Bräuchen erkennen, die sich deutlich von einander abheben. Gibt dieser Tatbestand schon Charakteristisches für die landschaftliche Verschiedenheit, so darf jedoch einer Erklärung oder Begründung nicht vorgegriffen werden, solange nicht umfassenderes Material vorliegt. Naturgemäß drängt sich ein Vergleich mit den Karten der „Martinsfeste“ (Frage 37 s. d.) auf.

Eine dritte Ausarbeitung des durch diese Frage eingegangenen Materials bringt die Laternenumzüge allgemein als Kinderfest, im untergeordneten Sinn als Schulfest. Sehr zahlreich sind die Belege in Schlesien und in Sachsen. Völlig frei bleibt Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Westfalen, die Rheinprovinz, sowie ganz Süddeutschland und Österreich. Die übrigen deutschen Landschaften kennen diese Sitte, verzeichnen sie aber weniger dicht. Auch hier drängt sich ein Vergleich mit Karte 33 (s. d.) mit der Antwort „Kinderfeste“ (allgemein) unmittelbar auf. Maßstab 1:2000000.

7. Frage 25: Welche Grußformeln verwendet man zu den verschiedenen Tageszeiten?¹⁾ Die beiden bisher gezeichneten Karten betreffen den Abschiedsgruß.

Eine erste Karte 25 b (1) in dem Maßstab 1:2000000 zeigt, daß der mit dem Kriegsbeginn allgemeiner gewordene Abschiedsgruß „auf Wiedersehen“ sich über ganz Deutschland bis zum Main als die gebräuchlichste Abschiedsformel durchgesetzt hat. An Nebenformen werden genannt: auf Wiederschauen, Wiederkieken, Wiedergucken, Wiederlügen. Das süddeutsche Gebiet, Schwaben, Bayern und Österreich, zeigen „behüt Gott“ oder „(Gott) behüt dich“ mit ihren dialektischen Sonderformen. Schlesien bevorzugt in allen Teilen „auf Wiedersehen“, bis auf einzelne unserer Grenze

¹⁾ Vgl. zu dieser Frage: Prause, K., Deutsche Grußformeln in neuhochdeutscher Zeit. Wort und Brauch Heft 19. Breslau 1930.

benachbart liegende sudetendeutsche Gebiete mit oberdeutscher Dialektmischung. Auffällig und dem siebenbürgischen Deutschtum besonders ist der Gruß „Gott erhalte dich“.

Eine zweite Karte 25 b (2) bearbeitet die Abschiedsformel „adieu, adjö“ und ihre sprachlichen Varianten wie adje, adche, adsche, addi, eddi, adjes, adsches, ettjes, adjü, adjüss, hadche, hatschüss, atüssing und viele andere mehr. Es ist erfreulich festzustellen, daß diese Grußformel fremdländischen Ursprungs mit ihren wenig sinnvollen und klanglich oft unschönen, volkstümlichen Formen im ganzen schlesischen Gebiet an Boden verloren hat; ebenso in Ostfriesland. Süddeutschland ist im Bayrischen und Österreichischen so gut wie frei davon; im übrigen Deutschland mischen sich die Formeln. Auffällig ist im Norden und an der Westgrenze ein in Schleswig-Holstein bis Vorpommern und im Rheinland und Westfalen breiter Gürtel der zu „adieu“ gehörigen Formen. Württemberg zeigt ein geschlossenes Gebiet mit dem Abschiedsgruß „ade“ und seinen Abwandlungen; von hier strahlen Belege aus bis zum Thüringer- und Frankenwald und hinüber bis ins untere Egertal.

Aus den Zufügungen hebe ich folgende heraus: Beim Eintritt ins Wirtshaus werden alle an einem Tisch Sitzenden begrüßt, indem der Hinzukommende an den Tisch tritt, mit den Fingerknöcheln auf den Tisch schlägt und dazu den üblichen Tagesgruß spricht; etwa: „'n Obend mitsomm“!

Grußformeln, im besonderen aber die bei der Trennung ausgesprochenen Worte sind starke Dokumente für Sinnes- und Wesensart dessen, der sie gebraucht. Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist der während des Krieges übliche Gruß des Front- und Feldsoldaten, der auch der Gruß der Heimat wurde. „Adieu“ verschwand ja damals wie durch einen Zauberschlag; der Wunsch des „Wiedersehens“ war zu schlecht gegründet, als daß er nicht als lächerlich oder sogar als zynisch empfunden worden wäre. Es ist der Gruß „mach's gut!“; das war der Gruß, mit dem man sich von Kameraden trennte, der in die Gräben zog und mit dem auch der Urlauber von den Seinen Abschied nahm. Die Erinnerung an diesen Gruß sollte nicht verblassen; ich finde ihn nirgends angegeben; daß er verschwand, ist ein bedenkliches Zeichen der Menschen der Nachkriegszeit. Die seelische Haltung der Menschen

des Krieges, die ihn bewußt erlebten und erlitten, und die Größe ihres Menschentums spiegelt dieser Gruß wieder. Nicht das Wohlergehen und nicht das Wiedersehen stand als Wunsch im Vordergrund ihres Denkens, sondern über allem Persönlichen — dem drohte Verlust des Besitzes, der Angehörigen, Verstümmelung oder Tod — stand der Gedanke an das, wofür die sonst im Menschen-dasein hochgeschätzten Güter nur der Einsatz waren: die Erfüllung der Notwendigkeit des Augenblicks, die Erfüllung der Pflicht. Die Selbstentäußerung, wie sie der Abschiedsgruß „mach's gut“ in seiner reinsten Prägung widerspiegelt, bezeugt eine Haltung, deren Größe und allgemeine Selbstverständlichkeit ein unverlierbarer und unverwischbarer Vorzug der Menschen jener Zeit gewesen ist.

8. Frage 33: Welche weltlichen Feste werden als allgemeine volkstümliche Feste am Orte gefeiert? a) Feste allgemeiner Art (z. B. Kirmes, Schützenfest, Kinderfest), b) Feste besonderer Art.

Diese Frage hat bereits zur Ausarbeitung mehrerer Karten geführt. Die erste (Maßstab 1:2000000) bestätigt im wesentlichen die Angabe von Kinderfesten, wie sie Karte 22 lieferte, erweitert aber die Antwort über die Untergruppe Schulfeste hinaus durch die Stichworte „Kinderschützenfest“, „Kindergilde“ und „Wiesenfest“. Dazu treten vereinzelt zeitliche Angaben: Blasius, Gregorius, am „geschworenen Montag“, früher. Am meisten dürfte wohl die Verbreitung der „Kinderschützenfeste“ interessieren; sie finden sich in Nord- und Westdeutschland, während Süd- und Ostdeutschland sie kaum kennt.

Eine zweite Karte (Maßstab 1:2000000) verarbeitet das Stichwort „Fastnacht“ (Fastelabend, Fasching), auch die Angabe „Aschermittwoch“. Auffälligerweise zeigt Schlesien und ein breiter Streifen nach Sachsen hinein die dichtesten Belege. Während sie im übrigen Mittel- und in Süddeutschland verhältnismäßig häufig sind, fehlen sie in Norddeutschland bis auf einzelne Vorkommen in Ostpreußen und eine geschlossene Zone, die sich längs des Weserlaufes nordwärts durch Hannover bis Kiel und östlich von Lübeck erstreckt.

Eine dritte Karte (Maßstab 1:2000000) zeichnet die Verbreitung der Kirmes, Kirchweih und Kirchtage in dieser Unterscheidung. Die Karte zeigt geschlossene Grenzen für diesen Brauch. Schlesien

feiert insgesamt einhellig die „Kirmes“, bis auf einige Einsprengsel von „Kirchweih“ im sudetenschlesischen Gebiet mit oberdeutscher Dialektmischung. Die Grenzlinie zwischen „Kirmes“ und „Kirchweih“ verläuft fast mit der Mainlinie und findet links des Rheins im Nahelauf nach Südwesten in der Richtung Saargmünd ihre Fortsetzung. Norddeutschland beteiligt sich nur mit einem westlichen Ausläufer durch Münster und Oldenburg etwa bis Papenburg und einem vorgeschobenen Vorkommen nördlich von Aurich, mit dem hochdeutschen Gebiet Ostpreußens, und zwar in der Fassung „Kirmes“ und einem kleinen, umrissenen „Kirchweih“gebiet von Culm bis Culmsee im Weichselknie. Zu dieser Karte macht die Zentralstelle die Bemerkung, daß die weiteren Einzelheiten der Antworten auf Karten kleineren Maßstabes ausgetragen wurden. Es handelt sich um mehr als 100 Blätter, die der Kosten wegen zunächst nicht vervielfältigt werden; es soll jedoch demnächst ein Verzeichnis der Karten erscheinen.

Die vierte Karte (Maßstab 1:2000000) behandelt die Antwort „Schützenfeste“ mit den Untergruppen Schützenfest, Vogelschießen, Freischießen, Gilde. Es erscheint als besonders auffällig, daß die Belege in Süddeutschland recht vereinzelt auftreten. In Schlesien stellt die Karte diesen Brauch in dem Vorland von Lausitzer-, Iser- und Riesengebirge häufiger, als der übrige Durchschnitt ist, fest.

Eine fünfte, bisher letzte Karte zu dieser Frage 33 bringt im Maßstab 1:2000000 die Antwort „Feste fehlen“. Diese Angabe wird genauer gekennzeichnet durch die Mitteilung, ob „keine Angabe“ gemacht wurde, ob das Vorhandensein eines derartigen Festes „verneint“, ob „früher“ ein Fest gefeiert wurde oder ob das Fest eines anderen Ortes besucht wird. Diese Karte tritt als notwendiger Vergleich zu den anderen Karten hinzu und bestätigt in überraschender Weise das auffällige Bild, das Süddeutschland bot, da sich auf dieser Karte die „Verneinungsangaben“ hier häufen. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, muß ich mir im Rahmen dieser kurzgefaßten Übersicht, die nur die großen Umrisslinien feststellen soll, versagen.

Was diesen Punkt der besonderen Feste anlangt, so haben die Zufügungen ein reiches Material ergeben. Sie zeigen, daß in Schlesien noch recht viel an eigenartigen und örtlich verschiedenen

Bräuchen lebendig ist. Es würde in diesem Zusammenhang zu umfangreich sein, alles mitzuteilen. Aber diese Mitteilungen werden vor allem wertvoll im Hinblick auf jene Abteilung eines in Breslau zu gründenden Volkskunde- und Heimatmuseums, die eine Darstellung von Sitte und Brauch Schlesiens und besonders der schlesischen Jahresfeste enthalten soll¹⁾. Trotz oft erhobener Forderung fehlt der schlesischen Hauptstadt noch eine solche museale Darstellung schlesischen Volkstums; sie ist aber heute vom wissenschaftlichen, vom volkserzieherischen und kulturpolitischen Standpunkt aus unbedingt notwendig.

9. Frage 35: Ist a) als Musikinstrument ein mit Schweinsblase (oder mit Saiten aus Roßhaaren, Bindfaden und dgl.) überspannter Topf bekannt? b) Wie ist er hergestellt? c) Bei welchen Gelegenheiten und von wem (Kinder, Erwachsene) wird er verwandt? d) Wie ist sein Name?

Vier Karten (Maßstab 1:2000000) äußern sich zu diesem Thema, das dem Schlesier im allgemeinen fremd ist; möglich, daß ihm vielleicht während seiner Militärzeit durch einen Ostpreußen oder Rheinländer solch ein eigenartiges Musikinstrument zu Gesicht gekommen ist. Die vier Karten decken sich naturgemäß in schöner Regelmäßigkeit. Das Verbreitungsgebiet sind vier von einander getrennt liegende und fest umrissene Flecke. 1. Ostpreußen und Westpreußen zu beiden Seiten der unteren Weichsel und Danzig. Hier findet dieses Instrument anscheinend recht oft Anwendung: zum Dreikönigstag, zu Advent, Weihnachten und Silvester. 2. Schleswig-Holstein ostwärts bis Lübeck einschließlich Land Hadeln und Fehmarn, und Ostfriesland mit den Inseln. 3. In Westdeutschland ein dichteres Vorkommen in der westlichen Hälfte der Rheinprovinz und 4. eine Belegstelle zwischen Drau und Mur, hier vor allem am Bartheltag (24. August) und als Schreckinstrument gebraucht.

Trotz des beschränkten Vorkommens zeigt Karte 1 vielfältige Angaben über die Verwendung: Martini, Nikolaustag, Advent, Weihnacht, zwischen Weihnacht und Neujahr, Silvester, Dreikönige, Advent bis Dreikönige, Fasselowent, Fasching, Ostern, Bartheltag,

¹⁾ Steller, W., Wann bekommt Breslau sein Volkskunde- und Heimatmuseum? Mitteilungen Bd. XXXIII (1932) S. 219.

Hochzeit, Polterabend, Spinnstube, Brecheln, Schlachtfest, Ernte, Kinderfest, Umzüge und als Schreckinstrument.

Karte 2 unterscheidet als Träger des Brauches Kinder, Knaben oder Mädchen, Jugendliche oder Erwachsene, Männer oder Frauen. Ostpreußen und das österreichische Gebiet zeigen die Beteiligung von Erwachsenen am häufigsten.

Karte 3 bringt die Typen dieses Instruments.

Karte 4 die Namen. In Ostpreußen überwiegt die Bezeichnung „Brumpott“, in Schleswig-Holstein, Land Hadeln, Fehmarn, Ostfriesland und im Rheinland der „Rummelpott“, in dem südlichen Gebiet der Ausdruck „Büllhafen“.

Trotzdem die Verwendung dieses Instruments im schlesischen Kartenbild nicht hervortritt, so erläutern etwa zehn Mitteilungen ein ähnliches genauer. An einem Stock wird eine Zigarrenkiste oder eine Blechbüchse (Konservendose) befestigt, darüber wird Draht als Saiten gespannt, die mit einem gezähnten Holz in Schwingung versetzt werden. Oben auf den Stecken werden Stürzen genagelt oder sonstige Blechplatten (Büchsendeckel), um den „Krach“ zu vergrößern, wenn der Stab taktmäßig auf den Boden gestoßen wird. Derartige Beschreibungen gingen u. a. ein aus Lomnitz (Rsgb.), Hain (Rsgb.), Hermsdorf (Städtisch) Kr. Landeshut, Schreibendorf Kr. Strehlen, Schweidnitz, Groß-Rosen Kr. Jauer.

An Bezeichnungen finden sich Teufelsgeige und Trompta-Maria, auch Tromta-M. oder Trumpfmaria und Trumpfmarie (Hain, Rsgb.; Hermsdorf (Städtisch) Kr. Landeshut).

Ein anderer Bericht erwähnt ein um 1860 gebautes Instrument. Ein mannshohes Brett, oben verjüngt, wird mit vier Darmsaiten überspannt, die über eine Schweinsblase laufen. Diese ist mit Erbsen gefüllt, so daß sie beim Streichen der Saiten gegen die Blase prasseln. Ein eiserner, mit Pferdeschwanzhaaren bespannter Bogen dient als Streichwerkzeug. Das Instrument hieß „die Rumpel“ (Carolath Kr. Freystadt N./Schles.).

10. Frage 36: Wird der Leonhardstag (6. November) gefeiert: a) am 6. November oder b) am Sonntag darauf? c) Welche Gebräuche (z. B. Umzüge, Umritte, Weihungen) übt man an diesem Tag?

Die Antwortkarten beschränken sich allein auf Süddeutschland, da nur hier das Vorkommen dieser Feier belegt ist. Im bayrisch-österreichischen Alpen- und Voralpenland, westlich fast genau mit dem Lauf der Iller begrenzt, liegt ein geschlossenes Verbreitungsgebiet, das im Norden im ganzen bis Passau dem Lauf der Donau folgt. Jenseits der Donau ist der Brauch nördlich von Höchstädt und nordwärts in der Linie Ingolstädt-Eichstädt verzeichnet mit einzelnen vorgeschobenen Vorkommen im Oberlauf der Naab. Das östliche Gebiet verbreitert sich südlich bis zu den Karawanken, nördlich bis zu einer west-östlichen Linie, die Budweis schneidet; ostwärts dehnt es sich bis zum Neustädter See.

Während die erste Karte den Tag verzeichnet, an dem das Fest des Heiligen stattfindet — es überwiegt der 6. November, jedoch wird auch der folgende Sonntag gefeiert, mitunter auch beide Tage —, gibt die zweite Karte nähere Auskunft über die Art der Feier. Berittene Prozessionen wechseln mit Umritten, die nach dem Kartenbild der am häufigsten wiederkehrende Zug sind; dazu kommen Pferde- und Viehbenediktionen. Auch die Bevölkerung der Umgebung einer Leonhardweihstätte nimmt an den Vorgängen teil.

11. Dem Martinsfest sind eine Anzahl Fragen gewidmet.

Frage 37: Finden Umzüge statt a) am Martinstag (11. November)? b) am Abend vorher? c) Wer beteiligt sich an diesen Umzügen? (Angaben über Alter und Geschlecht der Teilnehmer erbeten.)

Frage 38: a) Treten verkleidete und maskierte Personen in diesen Umzügen auf? b) Welche Namen haben diese Masken? (Pelzmärte, Strohuppe, Schimmelreiter, Kuh usw.) c) Auf welche Art sind sie verkleidet?

Frage 39: Werden zum Martinstag besondere Gebäcke bereitet? a) Wie heißen sie? b) Wie sind sie geformt?

Frage 40: Singen Kinder beim Martinsumzug Lieder und welche?

Frage 41: Wird das Martinsfest, statt auf den heiligen Martin, auf Martin Luther bezogen?

Die bisher vorliegenden Karten zeigen je nach der Fragestellung ein recht verschiedenartiges Bild. Zunächst beantwortet eine Karte das Abhalten von Umzügen und die unterscheidenden

Zeichen lassen aus der Karte herauslesen, ob am 9., 10., 11. oder am Sonntag vor oder nach Martini Umzüge stattfinden, und zwar ob mit verkleideten, maskierten Personen oder nicht. Das Fehlen von Umzügen, aber das Auftreten des Pelzmärkte ist besonders vermerkt. Eine Übereinstimmung ergibt sich mit der Karte 22 „Laternenumzüge am Martinsfest“ in Ostfriesland mit Ausstrahlungen Ems aufwärts, dem vor allem westlichen Teil der Rheinprovinz und Thüringen. Ergänzt werden diese Belege durch ein großes Gebiet zu beiden Seiten der Weser; westlich vom Weserknie bis zum Teutoburger Wald, östlich ein breiter Streifen durch Hannover südwärts bis zum Oberlauf der Werra, der hier Anschluß gewinnt an das geschlossene thüringische Gebiet vom Südrand des Harzes bis zum Thüringer Wald. Im nördlichen Teil überzieht der Brauch die Lüneburger Heide und reicht deutlichst begrenzt ostwärts bis zum Elbebogen. Maskierte Gestalten im Umzug erwähnen das ostfriesische und das linksrheinische Gebiet häufiger. In Süddeutschland hebt sich merklich ein Gebiet von Würzburg über Nürnberg bis Augsburg ab, in dem der Pelzmärkte auftritt. Vereinzelt Vorkommen des Brauches noch südlich des Thüringer Waldes um Schleusingen, im Bayrischen Wald und im österreichischen Grenzgebiet zwischen dem Inn und dem Achen. Maßstab 1 : 2 000 000.

Karte 37 c ergänzt das Bisherige durch die Angabe, ob sich Kinder, Jugendliche oder Erwachsene an den Umzügen beteiligen; auch ob bestimmte Berufe und Gruppen, wie Feuerwehr, Musik, Vereine und Behörden die Umzüge begleiten. Naturgemäß wird die Beteiligung der Erwachsenen am meisten interessieren; sie tritt aber in allen Gebieten hinter der Anteilnahme der Jugend stark zurück. Maßstab 1 : 2 000 000.

Die Antworten der Fragen 39 und 41 ergeben demgegenüber ein ganz anderes Kartenbild. Die Gegenden Deutschlands, die keine Umzüge kennen, pflegen den Brauch, Gebäcke von besonderen Formen zu diesem Termin herzustellen. Zwei Erscheinungen sind am auffälligsten. Während sich Ostfriesland, das Rheinland, jenes süddeutsche Gebiet, Thüringen und der Teil links vom Weserknie bis zum Teutoburger Wald wiederholt, fällt das hannoversche Gebiet fast völlig aus, dagegen aber tritt Schlesien mit Oberschlesien und einigen Ausstrahlungen nach Sudetenschlesien deutlich als ge-

schlossenes Gebiet in Erscheinung. Sonstige Vorkommen, z. B. in Ostpreußen und Siebenbürgen, sind nur vereinzelt. Maßstab 1 : 2 000 000.

Karte 41 zeigt wiederum ein anderes Bild in der Antwort, daß die Feier des Martinsfestes statt auf den heiligen Martin auf Martin Luther bezogen wird. Wenn auch die Konfession hierbei von grundlegender Entscheidung ist, so lassen sich doch aber auch andere Faktoren erkennen. Die Beziehung auf Martin Luther zeigt Ostpreußen, ausgenommen die hochdeutsche Enklave, Pommern, auch z. T. Mecklenburg, sie fehlt jedoch in Schleswig-Holstein. Sie tritt gehäuft auf im Marschland zwischen Dollart und Jade, fehlt aber zwischen Weser- und Elbemündung, wogegen die vorher genannten Verbreitungsgebiete zwischen Weser und Elbe, sowie das links der Weser gelegene Gebiet diese Beziehung dicht belegen. Daß das südliche Oldenburg, Münsterland und Rheinland frei bleiben, ist nur verständlich, auffällige Vorkommen finden sich im rheinischen Industriegebiet, sodann ein Beleg westlich der Stadt Münster, der näher zu bestimmen wäre. Außer verstreuten Vorkommen, die im einzelnen zu begründen wären, finden wir die Beziehung zu Luther häufiger am Unterlauf des Mains vom Vogelsberg bis zum Odenwald und jenseits des Rheins in der Pfalz, in der Mulde zwischen dem Steigerwald und dem Fränkischen Jura über Nürnberg, in Niederschlesien und Sachsen, auch in Siebenbürgen. Maßstab 1 : 2 000 000.

Unter den Zufügungen fanden sich zwei Martinslieder¹⁾ aus Karschin Kr. Grünberg.

Nimm das Trulicht in die Hand,
 rasch das Kerzchen angebrannt.
 Lustig, lustig, trallala,
 : nun ist Martins Abend da! :
 Bald ist unsre Schule aus,
 und wir gehn vergnügt nach Haus.
 Lustig usw.
 Springen woll'n wir kreuz und quer
 um das Martinsfeuer her.
 Lustig usw.
 Heisa, hoppsa, welche Freud'!
 Es gibt Dümpekeuche heut.
 Lustig usw.

St. Martin, St. Martin
 macht den Ritt durch Schnee und Wind;
 sein Roß, das trug ihn fort geschwind.
 St. Martin zieht die Zügel an,
 sein Roß steht still beim armen Mann.

Im Schnee, da saß ein armer Mann,
 hat Kleider nicht, hat Lumpen an.
 „O helft mir doch in meiner Not,
 sonst ist der harte Frost mein Tod.“

St. Martin zieht die Zügel an,
 sein Pferd steht still beim armen Mann.
 St. Martin mit dem Schwerte teilt
 den armen Mantel unverweilt.

¹⁾ Zu diesem Thema vgl. Jürgensen, W., Martinslieder. Wort und Brauch Heft 6. Breslau 1910.

12. Frage 44: Welche Wochentage gelten nach herkömmlicher Anschauung a) als Glückstage? b) als Unglückstage?

Die Frage 44 a hat bisher vier Bearbeitungen erfahren.

Die erste Karte (Maßstab 1 : 2 000 000) der Frage 44 a zeigt den 6. Wochentag, den Freitag, als Glückstag.

Daß der Freitag ein Glückstag sein soll und als Geburtstag, Hochzeitstag, zu Gesindeumzug, Aussaat, Ernte oder überhaupt zu einem Arbeitsanfang ein guter Tag sei, liegt dem Schlesier im allgemeinen fern. Immerhin hat die Umfrage einige, jedoch seltene und auffällige Belege ergeben. Sie sind im Westen der Landschaft, in einem Streifen von Frankfurt/Oder bis Görlitz häufiger, im Osten ziehen die Belege als schmaler Strich von Guhrau südlich über Militsch, Festenberg, Brieg (häufiger) und lassen sich bis in die Gegend von Leobschütz verfolgen.

Auffallend dicht für den Freitag als Glückstag sind die Belege in Ostpreußen, Vor- und Hinterpommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, südlich der Elbe von Hamburg bis Wittenberg, vor allem häufig in der Altmark, zu beiden Seiten des Weserlaufes, besonders stark in dem Dreieck zwischen Wiehengebirge und Teutoburger Wald; sodann ein dichtes Gebiet westlich von Kassel, Waldeck und das Gebiet der Rheinprovinz zu beiden Seiten des Stromes, am Unterlauf der Mosel und in Süddeutschland ein scharf abgegrenztes Gebiet zwischen Nürnberg (O), Würzburg (N), Neckarsulm (W) und Dinkelsbühl (S).

Eine zweite Karte (Maßstab 1 : 2 000 000) beantwortet die Frage, wo der Montag oder Dienstag als Glückstag gilt, dahin, daß der Dienstag in allen Landesteilen überwiegt, bis auf einen breiten Streifen zu beiden Seiten der Oder von Fürstenberg abwärts; Nordwestdeutschland zeigt ziemlich rein den Dienstag (der Montag ist hier ausgesprochener Unglückstag, wie die zweite Karte 44 b zeigt). Ostpreußen teilt sich in zwei deutlich unterschiedene Streifen.

Die Egerländer Ecke bevorzugt den Dienstag, Süddeutschland ist ein Mischungsgebiet, wobei in Württemberg das Verhältnis zugunsten des Montags zunimmt, wengleich der Dienstag in allen Teilen überwiegt.

Eine dritte Karte (Maßstab 1 : 2 000 000), die den Mittwoch, Donnerstag, Sonnabend als Glückstage bearbeitet, zeigt ein sehr reichhaltiges Bild. Man wird hier die Ausdeutung der Verteilung gerade in der Verwendung mythologischer Beziehungen der Wochentage sehr vorsichtig vornehmen müssen.

Die vierte Karte (Maßstab 1 : 2 000 000) kennzeichnet den Sonntag als Glückstag für ganz Deutschland; er ist besonders als Geburtstag geschätzt — Sonntagskinder sind Glückskinder —, vereinzelt als Hochzeitstag bevorzugt und in zwei Fällen auffälligerweise als Gesindeziehtag vermerkt (1. in Sachsen, südlich von Dresden und 2. bei Gröningen am Nordrand des Harzes).

Frage 44 b liegt einmal in einer vierteiligen Bearbeitung des deutschen Gebiets (Maßstab 1 : 1 000 000) vor. Diese Karten verzeichnen die Tage der Woche mit den Ziffern 1—7 (Sonntag bis Sonnabend) und kennzeichnen durch besondere Zufügungen, ob der Tag ungünstig für den Beginn einer Arbeit, für den Gesindeumzug, die Hochzeit, das Wetter, die Reise, Krankheitsbeginn oder Krankheitsende oder für die Schifffahrt erachtet wird.

Eine weitere Karte (Maßstab 1 : 2 000 000) zeigt den Freitag als Unglückstag. Besonders dicht sind hierfür die Belege in Schlesien und ganz Mitteldeutschland; auch Süddeutschland und Siebenbürgen bezeichnen den Freitag als Unglückstag in einer dichten und gleichmäßigen Verteilung der Antworten. Auffällig ist eine leergebliebene Stelle, die Rothenburg o. d. Tauber und seine weitere Umgebung umfaßt. In Norddeutschland ist das Verbreitungsgebiet gelockerter; besonders spärlich ist das Vorkommen in Schleswig-Holstein, Hannover und Mecklenburg — hier ist der Montag als Unglückstag verrufen —, während sich an den Unterläufen von Weichsel, Oder und Ems dichtere Belegstreifen nach Norden verschieben.

Die Freitag-Karte wird ergänzt durch das Bild der Karte, die den Montag als Unglückstag zeigt (Maßstab 1 : 2 000 000). Hier zeigt sich ein geschlossenes nordwestdeutsches Gebiet, das Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hannover, Westfalen und die Rheinprovinz umfaßt; gehäufte Belege auch in Hinterpommern. Die Zonen um die Unterläufe der Weichsel, Oder und Ems, die nach Norden vorgeschobene Verbreitungsstreifen des Freitags als Unglückstag waren, bleiben auf dieser Karte so gut wie frei.

Vereinzelte, gleichmäßig verstreute Belege zeigt Ostpreußen, Schlesien und ganz Süddeutschland, einschließlich Österreich und Siebenbürgen.

Daß auch der Sonntag, der Sonnabend und der Mittwoch als Unglückstage gelten können, zeigt eine dritte Karte im Maßstab 1 : 2 000 000. Auf ihr beanspruchen wohl die Mittwoch-Gebiete das meiste Interesse. Sie zeigen sich in Schlesien zu beiden Seiten des Gebirges und bilden im Sudetenschlesischen einen ununterbrochenen Streifen. Nach Westen zu erweitert sich dieses Vorkommen in Sachsen und tritt auch besonders stark im Egerlande auf. Das übrige Westdeutschland und Süddeutschland, auch Siebenbürgen, zeigt verteilte Belege, aber eine auffällige geschlossene Gruppe von der Oberrheinischen Tiefebene bis östlich vom Bodensee (Baden, Württemberg, Vorarlberg).

Eine letzte Karte (Maßstab 1 : 2 000 000) stellt die Verbreitung von Dienstag und Donnerstag als Unglückstage dar. Der Donnerstag überwiegt bei weitem und zeigt vor allem engere, geschlossene Gruppen in Ostpreußen, Hinterpommern, die Altmark, in Niederschlesien und in Süddeutschland jenes schon mehrfach angemerkte Viereck zwischen Würzburg, Nürnberg, Donauwörth und Neckarsulm, jedoch mit weiteren Ausstrahlungen nach Südosten.

Einige besondere Mitteilungen aus Schlesien:

Daß der Donnerstag ein Unglückstag ist, an dem manche Bauern auf keinen Fall reisen oder Geschäfte abschließen, besagt die Redewendung: Am Dannerschttag trägt kee Vogel zum Naast. Der erste Sensenhieb in der Getreideernte muß an einem Sonnabend fallen, sonst kommen die Mäuse ins Getreide. Die Woche vor der Walpurgisnacht (de Wuch verm Wolperfeuer) nennt man Popelwoche; Kartoffeln werden in dieser Woche nicht gesteckt, weil sie sonst „poplig“ werden, „Popel“ d. h. Auswüchse bekommen (Schreibersdorf Kr. Lauban). — Krautsamen wird fast nur am Gründonnerstag ausgesät (Blasdorf Kr. Landeshut). — Hirse darf nicht an einem Tage gesät werden, sonst gedeiht sie nicht; also nicht an einem Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag (Alt-Tschau Kr. Freystadt N./Schles.).

13. Frage 45: a) Weiß man von einem feurigen Hausdrachen? b) Welches ist seine Bezeichnung? c) Ist sein Verhältnis zu den Hausbewohnern freundlich oder feindlich?

Die Karte 45 b (Maßstab 1 : 2 000 000) gibt, indem sie die Namen des „feurigen Hausdrachen“ verzeichnet, gleichzeitig eine Übersicht über das Verbreitungsgebiet. Dem Schlesier ist dieses Kobold- und Fabelwesen im allgemeinen durchaus unbekannt, um so auffälliger sind einige Belege in der Gegend Neustadt bis Leobschütz und im Freiwaldauer Zipfel, bei Trautenau und bei Olmütz. Ferner Belege, die weiter unten bei den Zufügungen namhaft gemacht werden, z. B. Mehltheuer-Podiebrad.

Westlich einer Linie, die etwa durch die Orte Neusalz/Oder, Freystadt, Sagan, Halbau, Rothenburg, Reichenbach (Kr. Görlitz) bestimmt werden kann, setzt ein geschlossenes Gebiet ein, das sich dicht belegt durch Sachsen erstreckt; hiervon Ausläufer nach Norden die Oder abwärts und nördlich der Elbe, einschließlich Rügen. Die in diesem Gebiet überwiegenden Namen sind Drache, plattdeutsch Drak, und Kobold, Koboldchen, in Sachsen auch Häns, Hänschen. Hinterpommern und das preußische Gebiet verzeichnet den Namen Alf, im südlichen Teil slawische Formen wie Kaubuk oder Kubotshik.

An das geschlossene sächsische Gebiet schließt sich im Westen das thüringische Verbreitungsgebiet des „Steppchen“ an, das nach Norden zu bis zur Aller fortgesetzt wird, westlich begrenzt durch die Weser, wobei wieder nur im Wiehengebirge der Fluß überschritten wird. Die Namen für diesen Kobold wechseln in diesem Gebiet. Das thüringische „Steppchen“ wird zum hannoverischen Glühschwanz, Glühsteert, auch Langschwanz, im Oberlauf der Aller „roter Junge“ geheißen, im Wiehengebirge als Langwams belegt. In der Südwestecke des Vogtlandes, im Frankenwald und Fichtelgebirge heißt es „der Teufel“. Das Egerland, sowie die südlichen und östlichen, sporadischen Belege in Ostbayern, Ober- und Niederösterreich bevorzugen den Namen „Drache“. Ein geschlossenes Gebiet dialektischer Namengebung „Schab“ bringt Kärnten und die Steiermark und am Nordrand der Karawanken „Skopniak“. Siebenbürgen belegt „Alf“ und „Drache“, einmal „Lüderz“. Neben den bisher genannten Bezeichnungen werden noch angegeben: Alb, Benz, Jimbk oder Jimmeken an der Warthe-Netze-Mündung, feuriges Ding, feuriger Klumpen, Kortwämsken, dem Langwams benachbart, rote Puppe, Rotjack oder Rotjäckchen,

kleines, rotes Männchen, Vater Philipp mit der roten Jacke oder „der Mann, das Männchen“; eine andere Gruppe solcher vereinzelt auftretenden Benennungen umfaßt Teufel, Böse, Schwarze, Hannpeiter, Hauswiesel, Hausschmiedlein, Wilder Jäger, Wauer, Jenner, Nachtglait; eine weitere Hahn, Hühnchen, Puttel, Kalb, Geldmacher, Heerbrand, Käk; eine letzte fremdsprachliche Namen wie Puck, Pux, Janek, Koput, plon (Wendei), proschku, lataniec, skrotek, zmij, ismeo, Kauk, Rasemuck und Huschwai.

Die Karte 46 b (Maßstab 1:2000 000) veranschaulicht die vielfältige und zwiespältige Tätigkeit dieses Dämons, dessen Namen die vorige Karte verzeichnete. Das Zeichen dafür, daß er reale Dinge, Geld, Getreide u. ä. bringt, überwiegt bei weitem; es wird dahin abgewandelt, daß er Glück bringt, daß sein Erscheinen Glück bringt, daß jeder Wunsch erfüllt wird, daß er sich als helfender Geist betätigt, das Gesinde überwacht, das Eigentum vor Dieben schützt oder übernatürliche Kräfte verleiht; er läßt die Kühe viel Milch geben. Daneben offenbart er sich als feindseliger Geist: allgemein, er bringt Unglück. Sein Erscheinen wird als Vorbote kommenden Unglücks, eines Todesfalls, eines Brandes gedeutet. Er behext das Vieh, zündet das Haus an oder eingeschränkt, er zündet „bei schlechter Behandlung“ das Haus an. Oder: er ist ein Feind der Kinder, er trägt kleine Kinder fort, wechselt kleine Kinder aus, bringt kleine Kinder um. Im Gegensatz zur ersten Bedeutung bringt er Armut, stiehlt oder verdirbt er das Getreide. Er ist ein Drücke- oder Quälgeist, ist ein Poltergeist, der Schabernack treibt, die Menschen mit Läusen oder mit Kot bewirft und Ungeziefer durch den Schornstein wirft. Seine Tätigkeit besteht auch darin, die Menschen zu erschrecken, die Kinder zu ängstigen, man scheucht aber auch die Kinder mit ihm. Er zieht durch die Luft, kommt durch den Schornstein oder aus diesem.

Wie vielfältig jedoch die Volksfantasie das Wirken dieses Geistes zu bezeichnen weiß, das bezeugt das Mitteilungsblatt, das die Zentralstelle dieser Karte 46 b beigelegt hat; es enthält die Antworten, die nicht kartographisch verzeichnet werden konnten. Die voranstehenden Zahlen sind die Nummern der Kartenblätter der Reichsaufnahme im Maßstab 1:200000, daneben die Einteilungsfelder dieser Karten nach dem Rasterverfahren der Signierung.

Der feurige Hausdrache.

Anmerkungen zu Frage 46 b (Tätigkeit).

1. 18, 16, 17 d. Der Alf fliegt über die Dörfer und verfolgt die Menschen, namentlich die Kirchgänger.
2. 26, 22, 12 d. Wenn jemand unverhofft zu Geld gekommen ist, dann sagt er: „Drock, hal mihr.“ Auch ist er feindlich, denn er streut Unkrautsamen auf das Feld des verfeindeten Nachbarn.
3. 60, 9, 9 au. Der Drak verstäkert manchmal das Haus. Wenn bei feuchtem Wetter zuweilen draußen ein stänkriger Geruch ist, sagen manche Leute: „Dat hätt dei Drak dahn.“
4. 85, 10, 23 c. Der Langschof brennt auf gewissen Grundstücken lang, die nicht rechtmäßig erworben sind. Früher sahen die Leute manchmal eine brennende Söge (Sau) auf dem First entlang gehen (im Zwölften). Das war der Vorspuk eines Hausbrandes.
5. 86, 8, 4 du. Der Glüschwanz bringt Schätze durch den Schornstein dem, der sich ihm verschrieben hat, gewöhnlich zu Neubauten.
6. 99, 23, 6 ad. Stöppke, Glüschwanz ist freundlich zu den Frauen, tanzt mit ihnen; feindlich zu den Männern.
7. 99, 23, 13 dl. Stöppken spukt als Irrlicht herum, führt die Leute in die Irre, indem er als tanzendes oder wippendes Licht oder Laterne sie von dem rechten Wege ablenkt oder weglockt. Er streut schwarzen Ruß auf die Wäsche, welche in den zwölf Rauben Nächten draußen auf der Leine zum Trocknen hängt.
8. 101, 34, 6 d. Der Kowwelt (Kobold), ein feuriger Klumpen mit langem, feurigem Schweif, belohnt die Guten und straft die Schlechten.
9. 102, 3, 19 a. Der Kobold läßt das Vieh krank werden oder gut gedeihen, läßt den Betreffenden arm oder reich werden.
10. 102, 18, 11 ao. Der Koblick läßt den Menschen, der ihn hat, nicht ruhig sterben.
11. 104, 29, 16 cu. Der feurige Drache hilft bei guter Behandlung den Wohlstand vermehren, bei schlechter Behandlung ruft er Feuer hervor. Das Material zum Neubau schafft er wieder herzu.
12. 105, 20, 3 c. Der Drache läßt sich in Gestalt eines Hühnchens sehen und speit verbrannte Körner aus.
13. 107, 26, 21 d / 04, 7, 2 d. Der Drache spuckt Feuer.
14. 111, 29, 9 b. Draußen auf den Wegen erschreckte der feurige Drache die Menschen.
15. 113, 18, 16 ao. Wenn dem Steppchen die Frauen ergeben sind und bei ihm schlafen, dann ist er freundlich; sonst feindlich und stiehlt Butter. Wenn die Leute, bei denen Steppchen war, zu anderen gingen, so waren diese in Gefahr, krankes Vieh, kranke Kinder, Läuse oder andere Unannehmlichkeiten zu bekommen.
16. 116, 10, 2 d. Das Koboldchen holt den armen alten Leuten Nahrung. Die Leute können nicht eher sterben, bis das Koboldchen in ein anderes Haus übersiedelt ist.

17. 127, 30, 7 d. Der Deifel bringt dem Hause Gutes; bei Altwerden der Leute nimmt er etwas von ihrer Gesundheit.
18. 128, 6, 7 b. Die Bauern B. und M. gingen um 1900 ins Gasthaus. Unterwegs sahen sie einen feurigen Drachen (keine Sternschnuppe) fliegen und sagten: „das sei der tags zuvor verschwundene Schuster gewesen.“
19. 128, 9, 11 dr. Die Bewohner müssen dem Drachen (Hans) Opfer bringen, sonst werden sie gequält.
20. 128, 15, 21 bu. Der Drache ist freundlich, z. B. tanzt er mit alten Frauen.
21. 128, 20, 15 a. Der Drache begleitet Hausbewohner (alte Frauen) auf ihren Gängen, fliegt durch die Esse ins Haus zurück, trägt den Reichen die Habe weg, verhext das Vieh.
22. 129, 8, 13 dl. Ein Bauer steht unter dem Einfluß des Drachen und wird für die Hausbewohner ein zänkischer, streitsüchtiger Tyrann. Der Drache bemächtigt sich des Geistes eines Menschen, verleitet ihn zu bösen Taten, will alle erwürgen, reißt den Kartenspielern die Karten aus der Hand. Die Hände des Besessenen lassen sich nicht zum Gebete falten.
23. 129, 8, 17 do. Das Hensel bringt Glück oder Unglück, zeigt sich als feuriger Schein, hinterläßt Gestank.
24. 129, 14, 8 ao. Das Hansel schafft Geld ins Haus; es kann fremden Personen auf Geheiß seines Besitzers Schlechtes bringen.
25. 129, 20, 2 a. Der Drach geht um, spukt, soll dreschen.
26. 129, 22, 25 ao. Der Drache oder der Böse betätigt sich durch Rumoren; in seiner Nähe geht es um (Funkenflug, Feuerschein). Wer ihn hat, hat die Gabe, daß ausgegebenes Geld wieder zurückkehrt. Er kann Krankheiten „anhängen“ und dgl.
27. 129, 23, 18 ab. Der Hausdrache ist der Teufel, der in der Hölle wohnte. Er kommt nur zu dem, mit dem er einen Bund abgeschlossen hat, um ihm Geld zu bringen. Er fährt durch die Esse hinein und hinaus. Er tritt aber auch in allen Tier- und Menschengestalten auf und gewährt alles, was der ihm Verbündete haben will. Dafür verfällt ihm der Verbündete nach dem Tode. Der Teufel dreht ihm den Hals herum. Auch der Verbündete muß ihm dienstbar sein, z. B. Menschen und Vieh behexen usw. Der Teufel bewacht auch die Güter des ihm Verbündeten.
28. 129, 24, 6 d. Der Drache, Hansel oder Böse, verursacht verschiedene Geräusche (Poltern); will mit Hirsebrei gefüttert sein, bringt dafür Geld. Manche melken das Handtuch, das dann Milch gibt. Ausgegebenes Geld „geht wieder heim“.
29. 129, 26, 5 ar. Der Drache bringt dem Quartiergeber Geld und verhext das Vieh des feindlichen Nachbarn.
30. 129, 29, 5 cu. Der Drache bringt Glück und Reichtum ins Haus. Bei Wind fährt er ins Heu und bringt es dem Nachbarn. Man darf an die Besessenen nichts verborgen. Bringen sie einen Taler, so sagt man, er ginge wieder heim; man müsse diesen deshalb in eine Flasche legen und sie mit dem Gesangbuch verschließen.

31. 129, 30, 5 c. Der Drach fährt als feuriges Etwas aus seiner heimischen Esse in die ihm vorgeschriebene feindliche Esse und richtet dort Unfug an: Feuer, Krankheit bei Menschen und Vieh, Unsegen auf den Feldern.
32. 132, 3, 19 b. Der Hausdrache brachte stets einen Wechseltaler, wenn er ausgegeben war, durch die Feueresse wieder zurück.
33. 146, 24, 18 d. Wenn der Schab im Schornstein rumort oder ein Familienmitglied träumt von ihm, so muß jemand sterben.
34. 147, 31, 12 bu. Der Hausdrache kommt feuerspeiend und fauchend heraus; die Bewohner verhalten sich ruhig, denn sein Erscheinen bedeutet ein trauriges oder freudiges Familienergebnis.
35. 149, 10, 18 a. Das Steppchen verleitet die Menschen zur Unsitte. Man sagt: „Er hats mit dem Steppchen, mit dem Schwarzen!“
36. 149, 21, 6 do. Der Schab führt das Kommando im Hause.
37. 164, 3, 11 du. Der Drach geht auf dem Dachfirst umher. Er leuchtet auf dem Wege und will als Entgelt eine kleine Münze haben.
38. 164, 6, 11 ad. Der Drak fliegt zum Schornstein hinaus, an den Fenstern vorüber, er sucht zu würgen (Kinderschreck).
39. 164, 34, 19 ad. Der Drach bedeutete Unglück; wo gesehen, da mied man Haus und Ort.
40. 175, 25, 12 bu. Der Drache begleitete die Leute zur Kirche, ging aber nicht hinein. Er soll alles gefressen haben, Menschen und Tiere.
41. 01, 13, 8 d. Der Droch sitzt im Keller und überfällt Personen, die dort nichts zu suchen haben.
42. 07, 27, 4 d. Der Drach kam durch den Rauchfang und verzehrte Milch und Butter im Keller.
43. 011, 23, 18 a. Sieht der Drach grau aus, so zeigt er Gutes an, sieht er schwarz aus, so zeigt er Böses an.
44. 014, 34, 24 ar. Der Drocht betätigt sich als Ratgeber der Hexe.
45. 024, 14, 3 b / 024, 26, 11 d. Der Drache zündet Häuser an, wenn ein Zwiebrand im Hause ist (d. h. wenn an zwei Stellen im Hause Feuer brennt).
46. 039, 19, 1 a. Der Schab kommt als Strafe.
47. 042, 29, 19 br. Der Ismeo war eingezogen wie ein Wiesbaum — erzählten die Alten — wir brauchen davon nichts zu wissen.
48. 042, 34, 22 cu. Der Drache erscheint meistens (alten) Frauen. Seinen Günstlingen verschafft er den von anderen Wirten gestohlenen Reichtum. Der Nachbarskuh entwendet er Milchrahm, derweil die Milch noch im Euter ist. Die Menschen, die mit ihm im Bunde stehen, nähren ihn mit dem ersten Bissen ihrer Speise. Den Verkehr mit solchen Individuen meidet man.
49. 047, 36, 14 b. Der Skopnjak, eine feurige Kugel, ging nachts über ein Haus, als gerade eine alte Frau vorbeiging. Sie wußte, daß dies Unglück bedeute, und ging ins Haus. Die Hausfrau hatte gerade ihr kleines Kind bei sich im Bette und schlief. Die alte Frau weckte

- sie und verhütete damit ein großes Unglück, denn die Frau war auf dem Kinde gelegen und das Kind war schon im Ersticken.
50. 048, 18, 3 co. Der Schab erscheint, wenn im Hause Unfrieden herrscht oder gerauft wird.
51. 048, 24, 12 d. Der Schab (slaw. Skopnjak) setzt sich Kindern, die nach dem Betläuten ohne Hut hinausgehen, auf den Kopf.
52. 048, 34, 6 a. Der Schab (Skopnjak) bringt Unglück. Nur das hl. Kreuzzeichen gewährt Schutz.
53. 049, 20, 15 co. Der Scharbock ist ein Mensch, der unehelich geboren wurde. Er sieht aus, wie ein blühender birkener Stallbesen. Ein Knecht bemerkt einmal in einer Nacht einen hellen Schein im Zimmer der Bäuerin. Neugierig sah er durchs Fenster und bemerkte, wie ein Scharbock der Frau das Kindlein nahm und es an die Türangel hängte. Das Kind nieste dreimal, und der Knecht sagte in Gedanken dazu dreimal „Helfens Gott, mir und dir, Scharbock fabr neben für!“ Da stieß der Scharbock dreimal daneben und warf das kleine Kind wieder ins Bett zurück. Hierauf sprang er wütend dem Knechte nach, der aber flüchtete. (Hanfstroh im Bett der Kinder schützt gegen den Scharbock).
54. 049, 26, 5 al. Der Scharbock holt kleine Kinder oder hängt sie an die Türschnalle und stößt sie mit den Hörnern. Er erschreckt die Menschen in Gestalt einer Katze, eines Bocks, eines Teufels, steigt als glühende Kette aus der Erde, fliegt als glühende Kugel mit Schwanz, als glühende Rute, als roter Besen durch die Luft und spaltet sich oft unter Krachen in zwei Teile. Er rauscht an der Wand nieder und erregt dieselben Angstzustände wie die Trud. Er ist aber tagsüber ein Mann.
55. 063, 19, 2 c. Der Droch schüttet Feuer über das Land.

Über das aus dem Kartenbild zu Ersehene hinaus bringen die Beiblätter mancherlei Zufügungen, die diese Vorstellung von einem „Hausdrachen“ näher erläutern. Wie die voranstehende Wiedergabe der Mitteilung der Zentralstelle das ganze deutsche Gebiet betraf, so ergeben sich für Niederschlesien folgende Einzelheiten. Etwa 90 Belege nennen den Drachen (Hausdrachen), einige charakterisieren ihn als Geld- oder Weizendrachen (Butterdrache, Goalzoahn = Goldzahn); je nach dem Verhalten der Menschen ist er feindlich oder freundlich. Er muß mit süßer Hirse oder Milchreis gefüttert werden, die ihm stets dieselbe Person reicht. Näheres sagen die Angaben, daß er unter seltsamen Geräuschen, wie Kettenklirren, durch die Luft fliegt und durch den Schornstein (Groß-Krauscha), daß er wie „eine feurige Garbe“ umherfliegt (Jakobowitz Kr. Glatz), er brachte stets einen Wechsel-

taler, nun aber nicht mehr, da das Haus abgerissen wurde (Berbisdorf Kr. Schönau). Seine Tätigkeit bewahren noch Redensarten wie: der Drache war bei ihm, er hat ihm die ganze Scheune voll Stroh gesteckt (Krummendorf Kr. Strehlen). Eine rationalistische Erklärung versucht die Angabe, daß die Vorstellung des aus dem Schornstein und in den Schornstein fahrenden Drachen anknüpft an die aus der Esse aufsteigenden Feuerfunken (Reichenbach O/L). Drei Angaben bringen ihn mit dem Feuermann, dem „großen Leuchter“ (da gruse Lechter) in Verbindung (Treschen, Voigtsdorf Kr. Hirschberg, Stolz Kr. Frankenstein). Neben der allgemeinen Benennung heißt er auch Kobold, Koboldchen, Kobbelchen; im Kreise Hoyerswerda wird er Kubotschik (Kotten, Lobsa) oder plón oder zmij, smi genannt (Uhyst, Maukendorf) und im allgemeinen sein Verhalten als freundlich charakterisiert; jedoch versteht eine Angabe darunter einen Unglücksvogel, der das Vieh verhexen und Unglück bringen soll (Klitten Kr. Rothenburg). Mehltheuer-Podiebrad nennt den Namen Wohnjweh Praschiwez. Vereinzelt angeben bezeichnen ihn als „Nachtjäger mit feurigen Hunden“ (Kleinitz Kr. Grünberg), „Bubatsch“ als Schreckgestalt für Kinder (Grabofnitz Kr. Militsch), als weibliche Spukgestalt „die Aale“, Grulemutter, Kabuscheweib, Babsche (Groß-Strenz Kr. Wohlau) oder Zarownitza, Hexe (Kaulwitz Kr. Namslau); drei Mitteilungen verzeichnen realistisch den Hausdrachen als ein „zänkisches Ehe-weib“. Eine größere Anzahl (etwa 25) nennen den Alp, drei weitere verweisen auf die „Hausutter“ oder den „Hausmarder“.

Der Gelddrache.

Der Gelddrache wird im Hafer- oder Hirsefeld als kleines, dürres, nasses Hühnchen gefunden. Wer es mitnimmt, gut füttert und pflegt, der wird immer viel Geld haben, aber nicht glücklich sein. Am liebsten frißt der Gelddrache recht süßen Milchreis oder Hirsebrei. Bekommt er seine Nahrung nicht pünktlich oder bekommt er zu wenig, so zerkratzt er seinem Pfleger das Gesicht. Jede Nacht fliegt er fort und kehrt spät nachts oder früh am Morgen wieder heim. Seinen Weg nimmt er dabei jedesmal durch die Feueresse.

Wer das „Hühnchen“ findet und nimmt es nicht mit nach Hause oder wer es am nächsten Tage wieder wegschafft, der bekommt den Gelddrachen nie wieder zu Gesicht.

Wird der Gelddrache dauernd schlecht behandelt oder muß er gar hungern, so fliegt er schließlich fort und setzt das Gehöft in Brand, indem er Feuer speit. (Weißkeißel Kr. Rothenburg.)

Daß der „Drache“ die Gestalt eines (schwarzen) Hühnchens hat, wird auch sonst noch besonders vermerkt: er ist ein schwarzes Hühnchen, das Körner spuckt, die immer neue Körner erzeugen (Tschotschwitz Kr. Militsch). Er hat die Gestalt eines Hühnchens, das tags in einer Tonne sitzt; abends fliegt er als feuriger Drache zum Fenster hinaus, dreimal ums Haus; er kommt zur Tonne zurück, wo er gefüttert wird und viel Weizen erbricht. Dadurch bringt er Reichtum und Glück. (Lansitz Kr. Grünberg.)

Auch die Bezeichnungen Geldputtel, Goldputtan, Gockelchen gehören zum „Hühnchen“ (Ochelhermsdorf, Kühnau Kr. Grünberg, Lipsa Kr. Hoyerswerda).

Die Verbindung mit der Gestalt des Huhnes betont auch ein Bericht aus Kauern Kr. Brieg. Ihm entnehmen wir noch folgendes:

Viele wollten den Drachen schon gesehen haben. Aber niemand weiß recht, wo er sich aufhält. Geräuschlos fliegt er des Nachts, und ein eigentümlicher Glanz erhellt alles ringsum. Dieser Glanz rührt von dem Gelde her, das er mit sich trägt. Erreicht er das Haus seines Verbündeten, so läßt er sich in dessen Schornstein nieder.

Dieser Drache, glaubt man, sei entweder der Teufel oder sein Werkzeug. Schließt er mit dem Betreffenden ein Bündnis, so leistet er dem Betreffenden Dienste, er versorgt ihn mit Geld, und dafür muß ihm sein Verbündeter die Seele verschreiben. Auch verlangt er noch als Gegendienst Obdach und Fütterung. Die Leute, die mit ihm angeblich im Bunde stehen, werden mit Argwohn betrachtet; besonders solche, die plötzlich reich wurden. (Kauern Kr. Brieg.)

Die Großmutter des W. habe einst als Kind ein Puttel mit heimgebracht. Der Vater habe es schnell vom Hofe schaffen lassen: es sei ein Drache. Der Drache erbreche Geld. Er sitzt in der Tonne. Die Hausbewohner füttern ihn mit Hirse. Wenn er abends ausfliegt, hinterläßt er einen langen Feuerschweif, so lang wie ein Wiesebaum. Zum Ein- und Ausfliegen benutzt er nicht den Schornstein, sondern das Kafferfensterchen. (Hammer bei Saabor Kr. Grünberg.)

Vor ungefähr 60 Jahren ging ich von Groß-Lossen nach Scherbendorf. Es war abend. Als ich aus dem Walde herauskam, sah ich den feurigen Drachen. Er war so lang wie ein Wiesenbaum und flog an mir vorüber. Von ihm sprühten viele Funken. Er setzte sich auf das Dach des Guttspeichers von Plothow.

In den Häusern, in denen der Hausdrachen wohnte, zog Glück und Wohlstand ein. Er bekam aus Dankbarkeit Hirsebrei zu essen; wurde dieser zu heiß gereicht, so wurde er sehr böse und zündete das Haus an. (Kühnau Kr. Grünberg.)

Um den Drachen zu bekommen, muß man Bibel und Gesangbuch unter dem Mist vergraben und seinen Namen mit Blut unter den Vertrag mit ihm schreiben.

Wer den Drachen hat, kann nur unter freiem Himmel auf dem Mist sterben, wenn ihm nicht jemand den Drachen abnimmt. (Förstgen O/L Kr. Rothenburg.)

Eine Variante in der Vorstellung bringt folgende Erzählung:

Als mein Vater und meine Mutter einmal von meiner Mutter ihrer Schwester kamen, kamen sie bei einem Hause vorbei; auf einmal hörten sie ein Rauschen, das immer stärker wurde. Als das Rauschen am stärksten war, sahen sie auf einmal eine große Feuerkugel, die in einer Feueresse verschwand. Der Schweif soll eine Länge von 2 Metern gehabt haben und die Form einer Kette. Als sie den nächsten Tag es anderen Leuten sagten, bekamen sie zur Antwort: „Das ist eine Feuerschlange gewesen! (Zodel Kr. Görlitz.)

Über den Hausdrachen.

Ein 60 jähriger Mann erzählt:

In meiner Jugend hütete ich die Kühe und beobachtete folgendes: Von meinem Heimatdorfe her bewegte sich eine Feuerkugel auf mich zu; bevor sie mich erreicht hatte, sprang ich zur Seite und schlug mit der Peitsche nach ihr. Unter lautem Aufzischen rollte sie an mir vorbei nach dem Nachbardorfe.

Der Bericht einer alten Frau:

Als ein Haus, in dem ein solcher Drachen bewirtet wurde, abgebrannt war, schwebte am Abend der Drachen in Gestalt eines Feuerstreifens über der Brandstätte und verschwand nach vergeblichem Suchen. (Trebus Kr. Rothenburg O/L.)

Inzwischen sind nun auch bereits einige Ausarbeitungen des zweiten Fragebogens erfolgt.

Von Frage 52, die nach den üblicherweise für die Hochzeit bevorzugten Wochentagen fragt, ist die Antwort, daß der Montag der hierfür gern gewählte Tag ist, ausgearbeitet. Die Karte berücksichtigt die Unterscheidung, ob von Katholiken oder Protestanten, von Reichen, von Bauern oder Geschäftsleuten, von Verwitweten. (Maßstab 1:2000000).

Frage 56: a) Besteht die Sitte, beim kirchlichen Erntefest auf oder an den Altar (Hochaltar) Früchte, Ährenbüschel, Blumen u. dgl. aufzustellen? b) Wenn in neuerer Zeit eingeführt, seit wann ungefähr besteht diese Sitte? ist in einem Deckblatt (Maßstab 1:2000000) und vier Teilkarten (1:1000000) gezeichnet worden. Auch hier wird durch das Kartenbild die Unterscheidung, ob der Brauch in katholischen oder evangelischen Gegenden üblich ist, wiedergegeben; leider sind eine große Anzahl von Antworten ohne nähere Angaben geblieben. Die zeitliche Abstufung, die der zweite Teil der Frage beabsichtigt, charakterisieren die Angaben dahin, ob vor 1870 oder „vor“ dem Kriege, „seit“ dem Kriege, d. h. vor 1920 eingeführt, vor 1922, vor 1924, 1926, 1928, 1930

oder seit 1930. So wird versucht, die Einführung und damit die Ausbreitung dieses Brauches zu erfassen. Auch der Vermerk, daß diese Sitte früher bestanden hat, jetzt aber nicht mehr geübt wird, ist aufgenommen. Aus drucktechnischen Gründen können diese Karten und ihre sich bietenden Zusammenhänge hier nicht mehr weiter erörtert werden. Aber gerade auch die letzten Fragen und die Art ihrer Ausarbeitung möchten den Mitarbeitern zeigen, wie wichtig eine recht vollständige, sorgfältige Beantwortung der Fragebogen ist. Jede Zufügung, mag sie zunächst noch so geringfügig erscheinen, kann im großen Zusammenhang gesehen, bedeutungsvoll und aufschlußreich werden. Die Mitarbeiter möchten diesen Ausführungen entnehmen, wie ihre Leistung im Gesamtbild in die Erscheinung tritt, daß die ausarbeitende Stelle keine Aufgabe unberücksichtigt läßt, sie möchten daraus neue Anregung für ihre weitere Hilfe an diesem Werke schöpfen und die Verpflichtung erkennen, die schlesischen Antworten möglichst eingehend und ausführlich zu gestalten. Liebe zum eigenen Volkstum und die Einsicht in die Bedeutung der Arbeit am Volksgut hat den Mitarbeitern bei der Beantwortung die Feder geführt. Die Landesstelle Niederschlesien ist der zuversichtlichenn Hoffnung, daß die bisherigen Mitarbeiter dem Werke treu bleiben und nun, nachdem von den ersten umfangreichen Ergebnissen ihrer Arbeit berichtet werden konnte, sich um so freudiger dieser Mühewaltung unterziehen. Um Lücken, die durch Tod, Krankheit oder Versetzung entstanden sind, auszufüllen, bittet die Landesstelle Niederschlesien (Breslau I, Martinistr. 7 im Deutschen Institut der Universität) ihr weitere Meldungen zur Mitarbeit zugehen zu lassen.

Verzeichnis der Mitarbeiter an den Fragebogen II und III.

Kreis Bolkenhain			
Sperling, Kr. *)	Altröhrsdorf	Schelbach, Lr.	Hohenhelmsdorf
Wanzek, Kr.	Blumenau	Syländer, Lrin.	Kauder
Hübner, Lr.	Bolkenhain	Purrmann, Kr.	Kunzendorf
Martin, Kr.	Gießmannsdorf	Dittmann, Lr.	Merzdorf
Kirsch, Kr.	Girlachsdorf	Gulich, Lr.	Möhnersdorf
Schulz, Lr.	Hohenfriedeberg	Gleesner, Lr.	Neureichenau
		Grünberg, Kr.	Nimmersath

*) Hlr. = Hauptlehrer; Kr. = Kantor; Krr. = Konrektor; Lwt. = Landwirt; Pr. = Pfarrer, Pastor; Rr. = Rektor; Schll. = Schulleiter.

Brandt, Lr. Oberlauterbach
 Rothstock, Lr. Oberhochendorf
 Rüdiger, Lr. Polkau
 Reichstein, Lr. Quolsdorf
 Roye, Lr. Streckenbach
 Hantke, Lr. Thomasdorf
 Kade, Lr. Wolmsdorf
 Stiller, Lr. Würgsdorf

Kreis Breslau

Dr. Bunzel, Pr. Breslau
 Remann, Hlr. Großnädltitz
 Schmidt, Lr. Guckelwitz
 Kobsch, Hlr. Herrmannsdorf
 Raebiger, Pr. Hundsfeld
 Dinter, Hlr. Jäschgüttel
 Baron, Lr. Kattern
 Bell, Lr. Koberwitz
 Lange, Hlr. Kottwitz
 Wolff, Lr. Leipe-Petersdorf
 Kleinert, Lr. Lohe
 Gramatte, Hlr. Münchwitz
 Brendel, Lr. Oldern
 Jentsch, Lr. Schalkau
 Killian, Lr. Schlanz
 Scholz, Lr. Sillmenau
 Steuer, Lr. Thauer
 Gregor, 1. Lr. Tinz
 Tschicha, Lr. Tschechnitz
 Dohn, Hlr. Tschirne
 Dunisch Wangern
 Stolper, Lr. Woischwitz
 Baumgarten, 1. Lr. Wüstendorf

Kreis Brieg

Michael, Fr. Lr. Altköln
 Bresch, Org. Grünigen
 Wagner, Hlr. Konradswaldau
 Klose, Hlr. Lossen
 Auersch, Hlr. Mangschütz
 Köcher, Lr. Michelau
 Wenzel, Lr. Pampitz
 Klippel, 1. L. Paulau
 Gabriel, Hlr. Pogarell
 Winkler, Lr. Raschwitz
 Langner, Krr. Riebnig
 Rüffler, Lr. Scheidelwitz

Pietsch, Lr. Schreibendorf
 Gebhardt, Lr. Schüsselndorf
 Scholtz, Hlr. Stoberau
 Muschner, Hlr. Tschöplowitz

Kreis Bunzlau

Scholz, Lr. Buchwald
 Richter, Kr. Gersdorf
 Exner, Hlr. Lichtenwaldau
 Wagner, Lr. Liebichau
 Langer, Lr. Linden
 Schröer, Lr. Modlau
 Schumann, Kreis-
 aussch.-Oberskr. Mühlbock
 Neugebauer, Hlr. Naumburg
 Bojak, Hlr. Neuhammer
 Jakob, Lr. Jäschwitz
 Knappe, Lr. Rosental
 Heinzl, Lr. Rückenwaldau
 Zöllner, Rr. Tiefenfurt
 Hippe Tillendorf
 Tschirschky, Lr. Tschirne
 Rothe, Lr. Urbanstreben
 Kroll, Lr. Wehrau
 Rudolf, Lr. Wenigtreben

Kreis Frankenstein

Weihrauch, Lr. Altaltmannsdorf
 Dortschy, Lr. Banau
 Brandt, Graph. Briesnitz
 Hausdorf, Lr. Peterwitz
 Berndt, Pr. Quickendorf
 Friedrich, Krr. Schönstein
 Heinze, Lr. Schönwalde
 Baumgart, Lr. Stolz
 Schweda, Lr. Wartha

Kreis Freystadt

Pohl, Rr. Alttschau
 Herzberg, Lr. Aufhalt
 Kutzner, Lr. Beitsch
 Folgmann, Lr. Bielawe
 Stamm, Lr. Brunzelwaldau
 Rüster, Lr. Eichenkranz
 Müller, Lr. Eichau
 Pohl, Krr. Freystadt
 Hoffmann, Lr. Fürstenau
 Heinze, Lr. Großenboran

Hülse, Lr.	Großwürbitz
Weiland, Lr.	Herwigsdorf
Tank, Lr.	Hohenborau
Baier, Lr.	Karolath
Köchel, Lr.	Langhermsdorf
Jüttner, Lr.	Lessendorf
Mienark, Lr.	Liebschütz
Lange, Krr.	Neusalz
König, Krr.	Neustädtel
Kießling, Lr.	Neutschau
Eichner, Kr.	Niebusch
Jähde, Lr.	Oberherzogswalde
Woidt, Lr.	Obersiegersdorf
Fechner, Lr.	Poppschütz
Ehrlich, Lr.	Pürben
Bessert, Lr.	Reinberg
Schiffbauer, Lr.	Rehlau
Minkley, Lr.	Rosenthal
Noack, Lr.	Scheibau
Fischer, Lr.	Tschiefer
Kliche, Kr.	Weichau
Neumann, 1. L.	Zäcklau

Kreis Glatz

Scholz, Lr.	Altbatzdorf
Mommert, Lr.	Droschkau
Kirchner, 1. Lr.	Friedersdorf
Stephan, Schriftst.	Friedrichsberg
Beer, Rr.	Glatz
Keller, 1. Lr.	Goldbach
Schmidt, 1. Lr.	Grunwald
Drechsler, Lr.	Jakobowitz
Tautz, Lr.	Labitsch
Goebel, Buchb.	Lewin
Jäkel, Lr.	Märzdorf
Wiesner, Hlr.	Nieder-Hannsdorf
Bartsch, 1. Lr.	Niederschwedeldorf
Spitzer, Lr.	Niederschwedeldorf
Fiedler, Hlr.	Pischkowitz
Tschöpe, Lr.	Rengersdorf
Walitschek, Schll.	Rückers
Jestel, Hlr.	Sackisch
Gröger, Lr.	Schwenz
Nentwig, Rr.	Tscherbeney

Kreis Glogau

Großmann, Lr.	Bautsch
---------------	---------

Thiel, Lr.	Brieg
Reiber, Lr.	Brostau
Meier, Lr.	Dalkau
Habelt, Kr.	Gramschütz
Steinwender, Lr.	Großlogisch
Bergmann, Lr.	Guhlau
Gottwald, Lr.	Gusteuschel
Menzel, 1. Lr.	Hochkirch
Gasse, Kr.	Jakobsdorf
Klause, Lr.	Kottwitz
Weigelt, Lr.	Kreidelwitz
Nischak, Kr.	Kuttlau
Krähe, Lr.	Neustrunz
Mik, Lr.	Nilbau
Fiedler, Lr.	Oberzauche
Botta, Lr.	Priedemost
Seemann, Kr.	Pürschau
Heckelt, Kr.	Quilitz
Kwak, Hlr.	Rauschwitz
Werner, Lr.	Rauschwitz
Sirof, Hlr.	Schrepau
Müller, Lr.	Schwusen
Sabisch, Lr.	Simbsen
Stephan, Lr.	Skeyden
Bock, Hlr.	Tschepplau
Mlinzk, Lr.	Weißholz
Bescherer, Lr.	Wiesau

Kreis Görlitz

Israel, Kr.	Arnsdorf
Krische, Lwt.	Berzdorf
Baum, Kr.	Friedersdorf
Seidemann, Lr.	Gersdorf
Gründer, Lr.	Görlitz
Schoefer, Lr.	Großbiesnitz
Nippe, Lr.	Großkrauscha
Nentwig, Lr.	Jauernick
Nerlich, Kr.	Kießlingswalde
Bergel, Lr.	Krischa
Wetzold, Lr.	Leopoldshain
Ring, Lrin.	Leschwitz
Lehmann, Hlr.	Melaune
Stempel, Lr.	Neuhammer
Arlt, Kr.	Niederbielau
Vater, Lr.	Niederbielau
Nerlich, Lr.	Pfaffendorf

Zwahr, Kr.	Radmeritz
Buchwald, Lr.	Rauscha
Kirchner, Stud.	Reichenbach
Marquardt, Ing.	Reichenbach
Jung, Rr.	Rothwasser
Seifert, Lr.	Sohrneundorf
Klose, Lr.	Steinkirchen
Tzschoppe, Kr.	Zodel

Kreis Goldberg-Haynau

Zänder, 1. Lr.	Altenlohm
Schuster, Hlr.	Alzenau
Schindler, Kr.	Bärsdorf-Trach
Jahn, Lr.	Bischdorf
Philipp, Schll.	Georgenthal
Franke, Lr.	Giersdorf
Grndmann, Lr.	Göllschau
Schneider, Kr.	Gröditzberg
Knörlich, Kr.	Harpersdorf
Goldmann, Pr.	Hermisdorf
Marecks, Lr.	Hockenau
Schwilgin, Kr.	Hohendorf
Bräner, Hlr.	Konradsdorf
Werner, Kr.	Märzdorf
Tost, Lr.	Neudorf
Sachse, Kr.	Probsthain
Reimann, Lr.	Reisicht
Mertsch, Kr.	Röchlitz
Rose, Lr.	Siegendorf
Witte, Lr.	Steinberg
Engelmann, Kr.	Steinsdorf
Londovici, Lr.	Steinsdorf
Becker, Lr.	Töppendorf
Opitz, Lr.	Ulbersdorf
Dietrich, Lr.	Woitsdorf

Kreis Groß-Wartenberg

Petrelli, 1. Lr.	Bukowine
Peiler, 1. Lr.	Charlottental
Jakob, Hlr.	Dalbersdorf
Weigt, Lr.	Distelwitz
Springer, Hlr.	Domaslawitz
Hoffmann, Lr.	Goschütz-Neudorf
Preußner, Lr.	Großgahle
Haase, Lr.	Großwartenberg
Haeckell, Lr.	Großwoitsdorf
Lippert, Lr.	Grunwitz

Stolpe, Lr.	Kleinulbersdorf
Wolter, 1. Lr.	Klenowe
Wabnik, 1. Lr.	Kraschen
Scholte, Lr.	Kraschen-Niefken
Dirbach, Hlr.	Kunzendorf
Hoffmann, Hlr.	Neumittelwalde
Urban, Lr.	Olschofke
Hübner, 1. Lr.	Ossen
Steffal, Lr.	Rippin-Ellguth
Blümel, Lr.	Rudelsdorf
Neumann, Lr.	Sandraschütz
Wick, Hlr.	Schleuse
Schneider, Lr.	Tscheschen-Glashütte
Poinke, Pr.	Tscheschenhammer

Kreis Grünberg

Thomas, Lr.	Altkessel
Müller, Lr.	Bobernigk
Nickel, Lr.	Bobernigk
Wilpert, Lr.	Dammerau
Bauch, Lr.	Deutschwartenberg
Landsberger, Lr.	Droschkau
Lachmann, Lr.	Droseheydan
Porada, Kr.	Friedersdorf
Otto, Lr.	Grünberg
Hübner, Kr.	Günthersdorf
Gürschner, Lr.	Heinersdorf
Siegert, Lr.	Hohwelze
Koblitz, Lr.	Janny
Seewald, Lr.	Karschin
Simon, Lr.	Kleinitz
Kellermann, Lr.	Krampe
Rothe, Lr.	Külpenau
Schepe, Lr.	Kunzendorf
Knittel, Lr.	Kühnau
Reich, Lr.	Lättnitz
Jagla, Lr.	Lansitz
Raupach, Lr.	Loos
Knittel, Hlr.	Nittritz
Koschel, Lr.	Ochelhermsdorf
Kreis, Lr.	Plotow
Reisch, Hlr.	Rothenburg
Bessert, Lr.	Sawade
Hoffmann, Lr.	Schertendorf
Weidner, Lr.	Schlabrendorf
Schaele, Lr.	Schles. Nettkow

Nitschke, Lr.	Weniglessen
Bothe, Lr.	Wittgenau
Scholz, Lr.	Zahn
Troska, Kr.	Zauche

Kreis Guhrau

Heinze, Lr.	Bobile
Thielscher, Lr.	Globitschen
Müller, Lr.	Heinzendorf
Petzold, Lr.	Herrnlauersitz
Bertram, Lr.	Herrnstadt
Fischer, Lr.	Irrsingen
Seidel, Lr.	Juppendorf
Wierske, Lr.	Kraschen
Schindler, Lr.	Lanken
Schäfer, Lr.	Sandewalde
Aurich, Kr.	Schabenu
Reimann, Kr.	Schüttlau
Friedrich, Hlr.	Seitsch
Barufke, Lr.	Tscheschkowitz
Gillert, Lr.	Tschirnan
Kube, Lr.	Wehrse

Kreis Habelschwerdt

Stephan, 1. Lr.	Altweistritz
Peter, Lr.	Brandt
Gloger, Lr.	Freiwalde
Exner, Lr.	Hohndorf
Nobel, Kr.	Landeck
Fritsch, Lr.	Langenbrück
Neugebauer, 1. Lr.	Lauterbach
Franke, 1. Lr.	Lichtenwalde
Rother, Lr.	Martinsberg
Pauserwang, Kr.	Mittelwalde
Bernatzky, Lr.	Reyersdorf
Walzel, Lr.	Rothflössel
Stephan, 1. Lr.	Schreibendorf
Fraeger, Lr.	Seitendorf
Krause, Lr.	Steingrund
Grosser, Lr.	Thanndorf
Geisler, Hlr.	Wölfelsgrund

Kreis Hirschberg

Karutz, Hlr.	Altkemnitz
Piater, Lr.	Arnsberg
David, Lr.	Arnsdorf
Vogt, Lr.	Berthelsdorf
Heinke, Lr.	Buchwald

Weise, Kr.	Fischbach
Ulbrich, Lr.	Giersdorf
Nordheim, Lr.	Glausnitz
Ansorge, 1. L.	Gotschdorf
Hubitsch, Rr.	Grunau
Zander, Lr.	Hain
Stenzel, Lr.	Herischdorf
Seibolt, Krr.	Hirschberg
Warko, Lr.	Hohenwiese
Mertz, Lr.	Kaiserswaldau
Bernert, Kr.	Krommenau
Aust, Mittschlr.	Krummhübel
Wünscher, Lr.	Langenu
Langer, Lr.	Lomnitz
Schütz, Lr.	Märzdorf
Weber, Lr.	Neudorf
Berger, Lr.	Petersdorf
Herrberg, Lr.	Schmiedeberg
Stanitzke, Hlr.	Schreiberbau
Brinke, Lr.	Schwarzbach
Schwabe, Rr.	Straupitz
Feige, Hlr.	Wernersdorf

Kreis Hoyerswerda

Mieschke, Lr.	Bernsdorf
Meusel, Lr.	Bernsdorf
Reissner, Lr.	Biehlen
Klimpke, Hl.	Bröthen
Geissler, Kr.	Geierswalde
Dressel, Lr.	Großzeißig
Günther, Lr.	Grünewald
Kluge, Lr.	Guteborn
Peukert, Kr.	Hermisdorf
Dehmel, Lr.	Hohenbocka
Welz, Lr.	Kotten
Menzel, Lr.	Leippe
Franke, Kr.	Lindenau
Warner, Lr.	Lippen
Schwabe, Lr.	Lipsa
Knothe, Lr.	Litschen
Pilarsky, Hlr.	Lohsa
Bittner, Lr.	Maukendorf
Runge, Kr.	Merzdorf
Stürmer, Lr.	Neustadt
Moskopf, Lr.	Niemtsch
Schulze, Rr.	Ruhland

Petschick, Kr. Schwarzkollm
 Günther, Lr. Spohla
 Kosmaly, Lr. Tettau
 Leinert, Kr. Uhyst
 Eichner, Hlr. Weißkollm
 Meissner, Lr. Wiednitz
 Jäger, Lr. Zerre

Kreis Jauer

Pallaske, Hlr. Bersdorf
 Anlauf, Lr. Bremberg
 Pfennig, Lr. Bremberg
 Rauhut, Lr. Buchwald
 Kretschmer, Lr. Dittersdorf
 Schliedermann, Lr. Gräbel
 Liecke, Lr. Haasel
 Gerlach, Kr. Hermannsdorf
 Wiedemann, Kr. Hertwigswaldau
 Schlüter, Lr. Herzogswaldau
 Krause, Lr. Jakobsdorf
 Schubert, Krr. Jauer
 Freek, Lr. Klonitz
 Liehr, Lr. Kolbnitz
 Stein, Lr. Leipe
 Soroff, Kr. Malitsch
 Kledisch, Lr. Mochau
 Limprecht, Lr. Moisdorf
 Clemens, Lr. Neudorf
 Seydel, Lr. Petersgrund
 Habelt, Kr. Peterwitz
 Günzel, Lr. Poischwitz
 Berndt, Kr. Pomben
 Kober, Kr. Prausnitz
 Schuster, Kr. Profen
 Prengel, Lr. Reppersdorf
 Poinke, Lr. Schlaup
 Kattner, Lr. Seckerwitz
 Purmann, Kr. Seichwitz
 Schwerdtner, Lr. Tschirnitz

Kreis Landeshut

Netzmann, Lr. Altweißbach
 Wittwer, Lr. Berthelsdorf
 Andress, Lr. Blasdorf
 Pohl, Lr. Blasdorf
 Hadamzik, 1. Lr. Dittersbach st.
 Müller, Hlr. Gaablau

Haase, Lrin. Grüssau
 Vöcks, Heimatsch. Grüssau
 Sänger, Lr. Hartau st.
 Opitz, Lr. Hartmannsdorf
 Worbs, Kr. Haselbach
 Neigenfind, Lr. Hermsdorf st.
 Neumann, Postvw. Hermsdorf st.
 Schön, Lr. Johnsdorf
 Schumann, Lr. Kleinhennersdorf
 Materne, Lr. Kunzendorf
 Kunick, Lr. Landeshut
 Hampel, Lr. Liebau
 Wulfgramm, Kr. Mittelkonradswaldau
 Seifert, Kr. Oppau
 Müller, Lr. Reußendorf
 Müller, Kr. Rohnau
 Wolff, Lr. Rothenzechau
 Rogner, Lr. Schreibendorf

Kreis Lauban

Reinhardt, Kr. Friedersdorf
 Käbisch, Lr. Gerlachsheim
 Kutzner, Kr. Goldentraum
 Rother, Phot. Greiffenberg
 Jäkel, Kr. Holzkirch
 Kramer, Kr. Kath.-Hennersdorf
 Büttner, Hlr. Langenöls
 Bertram, Krr. Lauban
 Michalke, Kr. Mittelsteinkirch
 Weissbach, Hlr. Niederlinda
 Brux, Lr. Niederrudelsdorf
 Berger, Lr. Oberhalbendorf
 Martschink, Lr. Oberschönbrunn
 Altmann, Lr. Pfaffendorf
 Schiele, Kr. Rengersdorf
 Mann, Lr. Schadewalde
 Hübner, Lr. Schl.-Haugsdorf
 Sieg, Hlr. Bad Schwarzbach
 Jochmann, Lr. Steinbach
 Koch, Lr. Thiemendorf
 Günther, Lr. Vogelsdorf
 Seiffert, Lr. Volkersdorf
 Hoffmann, Kr. Wiesa

Kreis Liegnitz

Hertwig, Lr. Arnsdorf
 Paschold, Lr. Ausche

Breuer, Lr.	Doberschau
Freymarck, Lr.	Großbeckern
Glatz, Lr.	Großjänowitz
Haunschild, Kr.	Heinersdorf
Böhm, Lr.	Hermsdorf Hayn.
Kirschke, Hlr.	Hochkirch
Dittrich, Lr.	Jakobsdorf
Fritz, Lr.	Jeschkendorf
Anders, Kr.	Koischwitz
Thomas, Lr.	Koiskau
Gumpricht, Lr.	Koitz
Neugebauer, Kr.	Kroitsch
Scheffter, Lr.	Kuchelberg
Goeschke, Pr.	Merschwitz
Gloge, Lr.	Mottig
Leesemann, Lr.	Nikolstadt
Kretschmer, Kr.	Oberheidau
Buhrbank, Lr.	Oberlangenwaldau
Gollmer, Kr.	Parchwitz
Schade, Lr.	Pohlschildern
Fischer, Lr.	Rogau
Geister, Kr.	Rosenig
Knappe, Hlr.	Rothkirch
Klein, Kr.	Royen
Mühlichen, Pr.	Seifersdorf
Klante, Lr.	Wahlstatt
Wagner, Lr.	Waldau
Knorn, Lr.	Weinberg
Hoffmann, Lr.	Wildschütz

Kreis Löwenberg

Anders, Lr.	Deutmannsdorf
Ober, Lr.	Dippelsdorf
Lachmann, Lr.	Dürrkunuzendorf
Baumert, Lr.	Egelsdorf
Neumann, Lr.	Flinsberg
Angermann, Lrin.	Friedeberg
Vogt, Lr.	Geppersdorf
Herrmann, Lr.	Hagendorf
Holzbacher, Lr.	Hohlstein
Jaekel, Lr.	Kesselsdorf
Kahlert, Lr.	Krobsdorf
Günther, Hlr.	Krummöls
Pettinger, Lr.	Lähn
Wünscher, Lr.	Langenau
Fettig, Lr.	Langneundorf

Anders, Lr.	Neundorf
Schnecke, Lr.	Petersdorf
Heinrich, 1. L.	Plagwitz
Müller, Lr.	Querbach
Müller, Lr.	Schiefer
Riemer, Lr.	Seitendorf
Heidemann, Lr.	Süßenbach
Lube, Kr.	Ullersdorf-Liebenthal
Hahn, Lr.	Wenig-Walditz

Kreis Lüben

Schmidt, Lr.	Braunau
Eichner, Lr.	Großheinzendorf
Niedergesäß, Lr.	Großkotzenau
Kranz, Lr.	Großrimmersdorf
Primke, Hlr.	Herzogswaldau
Vogt, Lr.	Jakobsdorf
Holitschke,	Kaltwasser
Oertel, Rr.	Kotzenau
Lausch, Lr.	Krummlinde
Trieb, Lr.	Mallwitz
Tietsche, Lr.	Michelsdorf
Tschirschwitz, Kr.	Mühlrädltz
Schild, Lr.	Neudorf
Wendel, Kr.	Oberau
Poloczeck, Kr.	Obergläusersdorf
Brendel, Lr.	Ossig
Gaede, Lr.	Petschkendorf
Ludwig, Lr.	Spröttchen

Kreis Militsch

Beusch, Lr.	Birnbäumel
Pfützner, Lr.	Deutsch-Damno
Vogt, 1. Lr.	Donkawe
Seidel, Lr.	Duchawe
Thielicke, Lr.	Eisenhammer
Pakusa, Kr.	Freyhan
Welack, Lr.	Goidinowe
Hoffmann, Lr.	Greblin
Schmidt, Lr.	Großbargen
Bendig, Lr.	Großlahse
Eckert, Lr.	Hedwigsthal
Winkler, Lr.	Kanterwitz
Dworek, Lr.	Karbitz
Herzog, Lr.	Kleinpeterwitz
Kolbe, Lr.	Kollande
Wilhelm, Lr.	Lunke

Strauß, Lr.	Melochwitz
Janisch, Lr.	Neurode
Grützner, Lr.	Neuschloß
Hoffmann, Lr.	Peterkaschütz
Winkler, Lr.	Podasch
Karger, Hlr.	Prausnitz
Fulde, Lr.	Schmiegrode
Schwarz, Lr.	Steffitz
Ehmler, Lr.	Strebitzko
Göldner, Lrin.	Trachenberg
Scholz, Lr.	Tschotschwitz
Fuchs, Lr.	Ujast
Kremser, Lr.	Wildbahn
Paust, Hlr.	Wirshkowitz

Kreis Münsterberg

Kursawe, Lr.	Bernsdorf
Günther, Lr.	Großnossen
Pietsch, Prim.	Heinrichau
Kepper, Lr.	Krelkau
Sindermann, Lr.	Liebenau
Sabel, Lr.	Moschwitz
Münch, Dr. Std.R.	Münsterberg
Malitius, Lr.	Neobschütz
Schindler, Lr.	Neualtmansdorf
Kunte, Lr.	Olbersdorf
Fröhlich, Lr.	Tepliwoda
Pelke, Lrin.	Weigelsdorf

Kreis Namslau

Nowak, Lr.	Belmsdorf
Lipski, Lr.	Eisdorf
Obern timer, Lr.	Glausche
Kiesewetter, Lr.	Jakobsdorf
Junge, Lr.	Lorzendorf
Gillert, Lr.	Namslau
Jungebauer, Lr.	Nassadel
Haase, Lr.	Schwirz
Friedel, Lr.	Steinersdorf
Schmidt, 1. Lr.	Strehlitz
Bittner, Lr.	Wallendorf
Hillmann, Lr.	Wilkau

Kreis Neumarkt

Göbel, Lr.	Breitenau
Kaul, Lr.	Dambritsch
Speer, Amtsv.	Dietzdorf
Speer, Lr.	Frankenthal

Kaiser, Kr.	Fürstenau
Schirm, Lr.	Kadlau
Kahl, Lr.	Kamöse
Stephan, Lr.	Kanth
Sczuka, Hlr.	Kostenblut
Reimnitz, Rr.	Maltsch
Baumgart, Dr. StR.	Neumarkt
Repetzki, Lr.	Neumarkt
Helitsch, Lr.	Nippern
Zschesch, Lr.	Obsendorf
Ronge, Kr.	Peicherwitz
Fröhlich, Kr.	Pirschchen
Rother, Lr.	Sachwitz
Globisch, Lr.	Schmellwitz

Kreis Neurode

Dittert, Lr.	Eckersdorf
Tschoepe, Lr.	Glätz. Falkenberg
Fogger, Lr.	Hausdorf
Gröger, Rr.	Königswalde
Kiefel, Lr.	Kunzendorf
Süssmuth, Rr.	Mittelsteine
Bartsch, Lr.	Mittelsteine
Kimmel, Lr.	Nauseney
Wittig, Univ.-Pr.	Neusorge
Hollmann, Hlr.	Niedersteine
Boensch, Lr.	Schlegel
Gallant, Lr.	Volpersdorf

Kreis Nimptsch

Szyszka, Lr.	Gollschau
Eitner, Lr.	Gorkau
Zöfelt, Hlr.	Großkniegnitz
Switalski, Hlr.	Größtinz
Schneider, Lr.	Heidersdorf
Rotter, Hlr.	Karzen
Böhm, Fr. Lr.	Rudelsdorf
Hofrichter, Lr.	Senitz
Kittlass, Lr.	Silbitz
Trippner, Lr.	Tiefensee

Kreis Oels

Halupka, Lr.	Alt-Ellguth
Heinze, Lr.	Baruthe
Just, Lr. Org.	Bohrau
Lange, Kr.	Lampersdorf
Eisebith, Lr.	Galbitz
Niedergesäß, Lr.	Großellguth

Dorn, Kr.	Großgraben
Zimmer, Hlr.	Großzöllnig
Graeber, Lr.	Jäntschdorf
Conrad, Lr.	Juliusburg
Rembiok, Lr.	Kleingraben
Butter, Kr.	Korschlitze
Mücke, Kr.	Kraschen
Frost, Lr.	Krompusch
Heinrich, Hlr.	Kunersdorf
Liebig, Lr.	Kunzendorf
Lange, Kr.	Lampersdorf
Gonschorek, Lr.	Leuchten
Paust, Lr.	Ludwigsdorf
Kohse, Lr.	Mirkau
Horny, Hlr.	Mühlatschütz
Strauss, Lr.	Patschkey
Fellgiebel, Lr.	Postelwitz
Graul, 1. Lr.	Prietzen
Muche, Lr.	Schwierse
Fitzner, Lr.	Strehlitz
Hanke, Lr.	Weidenbach
Skrubel, Lr.	Zucklau

Kreis Ohlau

Schicha, Lr.	Altbergel
Glow, Lr.	Beckern
Gruss, Lr.	Brosewitz
Götze, Lr.	Bulchau
Beyer, Lr.	Goy
Ratzke, Lr.	Günthersdorf
Eistert, Lr.	Hennersdorf
Baumgarten, Lr.	Hünern
Heide, Lr.	Jeltsch
Winter, Lr.	Köchendorf
Mücke, Lr.	Kontschwitz
Dasler, Lr.	Lorzendorf
Rosenberger, Lr.	Märzdorf
Klette, Lr.	Mechwitz
Paul, Lr.	Odersteine
Gleiss, Lr.	Ohlau
Kundke, Krr.	Peisterwitz
Becker, Lr.	Quallwitz
Helm, Lr.	Rattwitz
Sachs, Lr.	Rosenhain
Freudiger, Hlr.	Steindorf
Beninde, Prim.	Wansen

Hoffmann, Hlr.	Weigwitz
Scholz, Hlr.	Weisdorf
Gohlau, Hlr.	Würben
Gräsche, Hlr.	Zedlitz
Pawelke, Lrin.	Zottwitz

Kreis Reichenbach

Häder, Hlr.	Faulbrück
Bischoff, Lr.	Girlachsdorf
Hoffnauer, Lr.	Großellguth
Eisermann, Lr.	Güttmannsdorf
Roth, Prim.	Langenbielau
Eberhard, Lr.	Langseifersdorf
Welzel, Lr.	Lauterbach
Wunderlich, Lr.	Peikersdorf
Heidrich, Dr. ph.	Reichenbach
Scholz, Lr.	Schlaupitz
Kleiner, Lr.	Steinseifersdorf
Scholz, Kr.	Weigelsdorf

Kreis Rothenburg

Seidel, Hlr.	Berg
Bräuer, Lr.	Biehain
Kretschmer, Lr.	Daubitz
Rose, Lrin.	Förstgen
Seidel, Lr.	Gablenz
Pohl, Lr.	Hammerstadt
Falke, Lr.	Horka
Meth, Prof. Dr.	Jänkendorf
Schäpe, Hlr.	Jänkendorf
Bufe, Lr.	Kaltwasser
Bredt, Lr.	Keula
Glowna, Rr	Klitten
Liebelt, Lr.	Köben
Schulz, Hlr.	Kreba
Greinert, Lr.	Lodenau
Schillke, Hlr.	Lugknitz
Rinn, Lr.	Mochholz
Hilprich, Schll.	Mücka
Rentsch, Lr.	Mühlrose
Hüttmann, Lr.	Nieder-Neundorf
Rohner, Hlr.	Reichwalde
Borrmann, Kr.	Rengersdorf
Arlt, Hlr.	Rothenburg
Grunwald, Lrin	Sänitz
Gerbatsch, Hlr.	Sagar
Bruchmann, Hlr.	See

Stephan, Stud. Skerbersdorf
 Scholz, Lr. Sproitz
 Hecht, Lr. Thiemendorf
 Häusler, Lr. Tormersdorf
 Felgendreher, Lr. Tränke
 Maetschke, Lr. Trebus
 Schwarz, Lr. Weigersdorf
 Handrejck, Lr. Weißwasser
 Völkerling, Lr. Zibelle

Kreis Sagan

Rösler, Lr. Altkleppen
 Dörfer, 1. Lr. Dittersbach
 Milke, Lr. Dober-Pause
 Rother, Lr. Dohms
 Tscheuschner, Lr. Dubrau
 Scholz, Lr. Eisenberg
 Dorn, Lr. Freiwaldau
 Reinert, Lr. Gräfenhain
 Völker, Lr. Großseltzen
 Gertych, 1. Lr. Hirschfeldau
 Kluge, Lr. Klein-Dobritsch
 Schirmer, Lr. Klix
 Bensch, Lr. Kosel
 Weiß, Kr. Kottwitz
 Herbert, Lr. Leuthen
 Müller, Lr. Loos
 Bode, Lr. Mednitz
 Klose, Lr. Mellendorf
 Hörburger, Lr. Neue Forstkolonie
 Hartmann, Hlr. Neutschöpeln
 Lange, Kr. Niederhartmannsdorf
 Bernsee, Lr. Pechern
 Leege, Lr. Puschkau
 Schwarz, Lr. Reichenbach
 Langner, Rr. Sagan
 Nega, Schl. Schönbrunn
 Thiel, Lr. Tschiebsdorf
 Just, Lr. Wend.-Hermsdorf
 Bähnisch, Lr. Ziebern

Kreis Schönau

Böer, Lr. Berbisdorf
 Roye, Kr. Hohenliebenthal
 Keller, Hlr. Jannowitz
 Mentzel, Lr. Kammerswaldau
 Filke, Lr. Kauffung

Schreiber, Kr. Ketschdorf
 Sinoleit, Lr. Konradswaldau
 Triebs, Lr. Kupferberg
 Geißler, Kr. Maiwaldau
 Hampel, Lr. Rohrlach

Kreis Schweidnitz

Nentwig, Kr. Breitenhain
 Gerlach, Lr. Eckersdorf
 Dalibor, Lr. Esdorf
 Springer, Lr. Frauenhain
 Loge, Krr. Freiburg
 Katzer, Lr. Hohgiersdorf
 Scholz, Lr. Ingramsdorf
 Herkner, 1. Lr. Kleinbielau
 Schultze, Pr. Königszelt
 Sawitzky, Lr. Kroischwitz
 Friedrich, Lr. Kunzendorf
 Schindzielorz, Lr. Marxdorf
 Stolper, Hlr. Oberleutmannsdorf
 Hainke, Lr. Penkendorf
 Radler, Lr. Peterwitz
 Schulze, Lr. Pilzen
 Wierzyk, 1. Lr. Qualkau
 Winkler, Lr. Schönfeld
 Klemt, Lr. Tunkendorf
 Wollny, Lr. Wilkau
 Wrobel, Lr. Zirlau
 Schulz, Lr. Zülzendorf

Kreis Sprottau

Lippe, Lr. Altgabel
 Feder, Lr. Armadebrunn
 Pitkowski, Kr. Ebersdorf
 Müller, Rr. Hirtendorf
 Philler, Lr. Hirtendorf
 Werner, Lr. Kaltenbriesnitz
 Jentsch, Hlr. Kunzendorf
 Papendieck, Lr. Kupper
 Hauschild, Lr. Liebichau
 Brückner, Kr. Milkau
 Bettermann, Lr. Neugabel
 Ewald, Rr. Primkenau
 Weiß, Lr. Sprottischwaldau
 Henniecke, Kr. Wittgendorf
 Görnitz, Lr. Zirkau

Kreis Steinau

Beer, Lr.	Deichslau
Kranz, Kr.	Dieban
Piesnack, Lr.	Gaffron
Halx, Lr.	Klieschau
Altmann, Lr.	Kreischau
Bergmann, Lr.	Porschwitz
Menzel, Lr.	Preichau
Schwede, Lr.	Raudten
Langer, Lr.	Urschkau
Richter, Lr.	Wischütz
Seemann, Lr.	Zedlitz

Kreis Strehlen

Sternagel, Lr.	Arnsdorf
Schumann, Lr.	Dauchwitz
Wagner, Lr.	Deutsch-Lauden
Förster, Hlr.	Großburg
Blümel, Lr.	Krummendorf
Gutsche, Lr.	Louisdorf
Jaunich, Lr.	Mückendorf
Stephan, Schül.	Niclasdorf
Heinrich, Lr.	Peterwitz
Rosemann, Lr.	Podiebrad
Gabriel, Lr.	Pudigau
Weinhold, Hlr.	Ruppersdorf
Mahler, Lr.	Schönbrunn
Bartsch, Prim.	Schreibendorf
Jarnuske, Lr.	Steinkirche
Günther, Rr.	Strehlen

Kreis Striegau

Hötzel, Lr.	Beckern
Gloatz, Lr.	Gäbersdorf
Scholz, Hlr.	Großrosen
Hötzel, Lr.	Järischau
Augustin, Lr.	Laasan
Münch, Dr. phil.	
Stud.-Rat	Ossig
Bartsch, Lr.	Paffendorf
Huhnt, Rr.	Striegau

Kreis Trebnitz

Fabian, Lr.	Bingerau
Pohl, Lr.	Bothendorf
Källner, Lr.	Bruschewitz
Rahnert, Lr.	Buckowine
Horn, Lr.	Domnowitz

Kriebel, Lr.	Esdorf
Peuker, Lr.	Groß-Biadausche
Zischkale, Lr.	Groß-Kommerowe
Seifert, Lr.	Groß-Leipe
Stiller, Lr.	Groß-Peterwitz
Rupprecht, Lr.	Hennigsdorf
Bleicher, Lrin.	Hünern
Lichtblau, Lr.	Kath.-Hammer
Hartwig, Lr.	Kawallen
Rembrok, Lr.	Klein-Graben
Herrmann, Lr.	Kniegnitz
Simon, Lr.	Kottwitz
Leuck, Lr.	Lossen
Horny, Hlr.	Massel
Sternitzke, Lr.	Mühnitz
Fey, Schulamtsb.	Neiderei
Friebel, Hlr.	Ober-Frauenwaldau
Franzke, Lr.	Obernigk
Knappe, Lr.	Obernigk
Schüttler, Kr.	Pascherwitz
Wolf, Lr.	Peterwitz
Bergmann, Lr.	Pinxen
Sannert, Lr.	Raschewitz
Becker, 1. Lr., Direkt. a. D.	Schimmerau
Jordan, Lr.	Sponsberg
Smolla, Lr., Org.	Stroppen
Reimelt, Lr.	Werndorf
Appel, Lr.	Zantkau
Lerche, Hlr.	Zedlitz

Kreis Waldenburg

Elter, Lr.	Bad Charlottenbrunn
Jagsch, Krr. i. R.	Dittersbach
Anders, Krr.	Fellhammer
Linke, Rr. i. R.	Friedland
Röhricht, Lr.	Fröhlichsdorf
Kabsch, Lr.	Hausdorf
Matzke, Lr.	Heinrichau
Lange, Hlr.	Liebichau
Hahn, Lr.	Lomnitz
Seiler, Verw.	Lomnitz
Zeinmer, Br.	Nieder-Hermsdorf
Niedlich, Krr.	Nieder-Salzbrunn
Sündermann, Lr.	Raspenau
König, Hlr.	Reimswaldau
Vierling, Krr.	Reußendorf

Mayer, 1. Lr.	Rudolfswaldau	Mager, Pr.	Groß-Strenz
Lorke, Lr.	Schmidtsdorf	Kube, Lr.	Heinzendorf
Krug, Rr.	Seitendorf	Oestreich, Kr.	Herrnmotshelnitz
Scheinert, 1. Lr.	Sophienau	Stark, Lr.	Kunern
Seidel, Schül.	Toschendorf	Hierse, Lr.	Kutscheborwitz
Schaefer, Pr.	Waldenburg	Michalek, Lr.	Lahse
Schulz, Lr.	Wüstegiersdorf	Lübeck, Lr.	Leipnitz
Weijand, Lr. u.	Wüstewaltersdorf	Gerlitz, Lr.	Mersine
Heimatschriftsteller		Reichenauer, Kr.	Mönchmotshelnitz
		Paul, Lr.	Neudorf
		Peche, Lr.	Polgsen
		Klose, stud. phil.	Riemberg
		Rother, Lr.	Seifersdorf
		Ekner, Lr.	Seifrodau
		Eichner, Lr.	Siegda
		Schums, Lr.	Wersingawe
		Juhnke, Krr.	Wohlau

Kreis Wohlau

Scholz, Lr.	Alt-Neu-Heidau
Stark, Lr.	Buschen
Hellmann, Lr.	Dombsen
Munder, Lr.	Dyhernfurth
Gollmer, Lr.	Grosen
Böhm, Lr.	Groß-Pogul

Literatur.

Peuckert, Will-Erich, Schlesiens deutsche Märchen. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt. 1932. XIV, 659 S., 8° (= Schlesisches Volkstum. Quellen und Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Herausgegeben von Theodor Siebs. Band 4.).

Schlesien hat lange auf eine Sammlung seiner Märchen warten müssen, und das hatte seinen guten Grund. Jeder, der sich ernstlich um unsere Märchen bemüht hat, wußte — und P. hat das in seinem Vorwort von neuem bestätigt —, daß das lebende Märchen in unserm Schlesien nicht mehr zu finden ist, daß der Sammler von heute überall an verschlossene Türen klopft, und daß es nur noch galt, aus alten Geschichten, die in Büchern, Zeitschriften und Kalendern, also in gedruckten Quellen begraben sind, einen Strauß verwelkter Blumen zu winden, die wie in einem Herbarium nur selten noch eine Spur ihrer echten Farbe oder ihres Duftes bewahrt haben. Dieser Strauß liegt jetzt vor uns in Gestalt eines gewaltigen Bandes von 674 Seiten. Er umfaßt aber nicht die gesamte Überlieferung Schlesiens, sondern nur die in deutscher Sprache vorliegenden Märchen. Ein zweiter Band soll die in slavischen Sprachen überlieferten Stücke enthalten, ein dritter Band endlich die vergleichenden Anmerkungen und allgemeine Ausführungen zum Ganzen bringen. Wir haben es also mit einem groß angelegten Unternehmen zu tun, das dem rühmlich bekannten Sagenwerke Kühnau als würdiges Seitenstück für das Gebiet des Märchens zur Seite treten soll.

P. hat in dem vorliegenden Bande mit einem Fleiß, einer Ausdauer und einem Spürsinn, die hohes Lob verdienen, alles zusammengetragen, was ihm an

märchenhaftem Gut noch irgend auffindbar war. Der Mangel an lebendiger Überlieferung macht sich in der Sammlung dadurch geltend, daß von den 307 mitgeteilten Märchen nur 15 ungedruckt sind; 10 davon gehören dem Handschriften-Archiv der Gesellschaft, 5 zum Teil fragmentarische Stücke stammen aus dem Isergebirge, einem früheren Arbeitsgebiet des Herausgebers, und bei 3 weiteren muß bei dem Fehlen genauerer Angaben die Frage, ob sie bereits veröffentlicht sind, offen bleiben. Alles übrige ist gedruckten Quellen entnommen. Die überraschende Menge dieses im einzelnen sehr ungleichartigen, bereits früher gedruckten Stoffes erklärt sich aus der weitherzigen Art, mit der P. bei der Aufnahme seiner Märchen zu Werke gegangen ist. Er hat manches aufgenommen, was in seiner novellistisch-literarischen Gestaltung kaum noch als Volksgut anzusprechen ist. Eine Reihe von Scherzgeschichten und Witzen haben mit dem schwankartigen Märchen wenig mehr zu tun. Auch die Grenze zwischen Sage und Märchen scheint uns mehrfach nicht scharf genug innegehalten. Eine Reihe von Varianten, die in vollem Wortlaut und Umfang mitgeteilt werden, konnten ohne Schaden in Form von Anmerkungen abgekürzt erwähnt werden. Freilich ist nicht zu verkennen, daß für den vergleichenden Benutzer und Kenner bisweilen auch die Spreu unter dem Weizen von Wert sein kann, und daß bei Sammlungen dieser Art ein Zuviel weniger Schaden bringt als ein Zuwenig.

Inhaltlich hat sich P. im allgemeinen an das Vorbild gehalten, das die Brüder Grimm in ihren Kinder- und Hausmärchen gegeben haben, d. h. er hat nicht nur Tiermärchen (31 Stücke), sondern auch eine beträchtliche Anzahl von Schwänken und Scherzgeschichten, Neck- und Lügenmärchen (79 Stücke) in seine Sammlung einbezogen. Nur zeitlich hat er sich den Brüdern Grimm gegenüber Beschränkung auferlegt. Während die Grimmschen Märchen neben dem mündlich Überlieferten auch Stücke aus der Literatur des Mittelalters enthalten, hat P. sich mit einer Ausnahme (Nr. 231 aus dem Frankfurter Grillenvertreiber von 1603) auf die Überlieferung des 19. Jahrhunderts beschränkt und den reichen Erzählungsschatz des schlesischen Mittelalters, den uns die unermüdliche Arbeit Joseph Klappers erschlossen hat, nicht herangezogen, wie man annehmen darf, um ihn erst im 3. Bande zu würdigen und auszuwerten.

In der Anordnung der Stücke folgt P. mit Recht der von A. Aarne im Jahre 1910 geschaffenen und als zweckmäßig bewährten Systematik seines Typenkataloges. Neben den erwähnten Tiermärchen aus schwankartigen Stücken ergaben sich hierbei 133 Märchen im engeren Sinne, sog. Zaubermärchen, 34 Legenden, 22 Novellen und 8 Geschichten vom dummen Teufel, die ihrerseits innerhalb der einzelnen, leider nur durch Kolumnentitel angedeuteten Gruppen so aneinander gereiht sind, daß inhaltlich Verwandtes, soweit möglich, auch räumlich zusammenblieb.

Dem Benutzer seiner Sammlung hat P. die Aufgabe, einen Überblick über Inhalt, Quellen und Herkunft der Märchen zu gewinnen, nicht leicht gemacht. Ein Sach-, Quellen- und Ortsregister fehlt und ist wohl dem 3. Bande vorbehalten. P. gibt zwar am Ende der Sammlung ein genaues Verzeichnis der mitgeteilten Märchen in der Nummernfolge der Stücke mit den zugehörigen Quellennachweisen (nur bei Nr. 262 fehlt jeder Vermerk); aber bei einer Gesamtzahl von 307 Stücken,

die sich auf 632 Seiten vor uns ausbreiten, ist ein rascher Überblick über das gesamte, weitschichtige Material unmöglich. Nun ist klar, daß bei dem ohnehin zu großen Umfange des Textteils Raumrücksichten dem Herausgeber Beschränkungen aufliegen. Aber bei der sachlichen Geschlossenheit dieses ersten Bandes hätten die genannten Hilfsmittel den Wert des vorliegenden Teiles wesentlich erhöht.

P. hat in der Durchmusterung weit zerstreuter Literaturmassen ein großes Stück Arbeit geleistet, für die ihm unser Dank gebührt. Er hat aus zahlreichen wissenschaftlichen, unterhaltenden, besonders aber heimatkundlichen Zeitschriften, Sammelwerken und Einzelschriften alles, was von schlesischen Märchen oder märchenhaften Geschichten zu erspähen war, gesammelt, gesichtet und in seinem Märchenbände vereinigt. Es versteht sich von selbst, daß ihm die bekannten schlesischen und sudetendeutschen volkskundlichen Sammlungen von Gorzel (32 Stücke), Anton Peter (22), Gnielczyk (21), Emil Lehmann (14), Vernaleken (11), Janosch (10), Modelhart (9), Pbilo vom Walde (7), Kühnau (6), Schremmer (5) am meisten Stoff geliefert haben. Von den zahlreichen schlesischen heimatkundlichen Zeitschriften erwies sich am ergiebigsten die oberschlesische Zeitschrift „Aus dem Beuthener Lande“, die 25 Stücke beige-steuert hat.

Sieht man von einigen, nicht näher lokalisierbaren Stücken ab, so ergibt eine Prüfung der örtlichen Herkunftsgebiete der Märchen dieses Bandes, daß weit aus das meiste aus Oberschlesien stammt. Nach einer überschläglichen Zählung hat Oberschlesien einschließlich des Hultschiner Ländchens etwa 160 Märchen geliefert. Die früher österreichischen Grenzlande (Schlesien, Mähren, Böhmen) ergaben nahezu 80 Stücke, so daß auf das übrige Schlesien wenig mehr als 60 Märchen entfallen. Das ist für das große Gebiet von Mittel- und Niederschlesien (im alten Sinne) ein auffallend schwaches Ergebnis, das sich nur zum Teil aus der in jenen anderen Landesteilen vielleicht intensiveren und erfolgreicheren Sammeltätigkeit erklärt. Der letzte Grund wird vielmehr darin liegen, daß die lebendige Überlieferung in dem das heutige Niederschlesien bildenden Gebiet früher und umfassender zum Erliegen gekommen ist als in den Bezirken Oberschlesiens und des vormals österreichischen Anteils. M. H.

Wort und Brauch, Volkskundliche Arbeiten, namens der Schles. Gesellsch. f. Volkskde., herausgeg. von Th. Siebs u. M. Hippe.

Heft 22: **Gerhard Melzer**, Das Anstößige in der deutschen Sprache. Breslau, M. & H. Marcus, 1932. 84 S. M. 4,80.

Es ist nicht leicht, in einem ganzen Buche anregend über die Ausdrücke für Geschlechtsteile, geschlechtliche Vorgänge, Körperausscheidungen u. ä. zu sprechen, über alle diese Wörter, die mit mehr oder weniger Recht aus Scham oder Ekel gemieden werden. Und doch rechtfertigt sich das Buch durch sich selbst. Ein Teil unseres Alltags, unserer Kulturgeschichte, den man verschweigen möchte, und der doch nicht hinwegzuleugnen ist, tritt uns hier Beachtung und Interesse fordernd entgegen. Ein in seiner Menge und Zusammenfassung wertvoller sprachlicher und volkskundlicher Stoff, der bisher auch in sprachlichen und volkskundlichen Darstellungen als unnötig gemieden wurde, gibt uns Aufschluß über die Einstellung der verschiedenen Jahrhunderte zu der Behandlung

des „anstößigen“ Wortschatzes und der (mit einem deutschen Worte schwer zu benennenden) „Prüderie“ der Sprache. Wie auch sonst, steigen Wörter in ihrer Geltung oder sinken allmählich immer tiefer und werden durch andere ersetzt. So war „der Hintere“ anfangs als wohlwollende Umschreibung gedacht, macht aber heute als „Hinterer“ oder „Hintern“ schon einen recht groben Eindruck. — Der Stoff ist, wie auch das am Schluß folgende Wortverzeichnis lehrt, hauptsächlich der Literatur oder der Umgangssprache entnommen; die Mundart ist weniger berücksichtigt worden (Patengeschenk, Gießkanne, Trompete, pümpern usw.). Aus Heines Werk „Die Bäder von Lucca“ vermisste ich „Arabien und Mesopotamien“ u. a. Die große Belesenheit des Verfassers, seine Vertrautheit mit dem neueren und älteren Schrifttum, seine geistvolle und klare Art der Darstellung machen das Buch nicht nur wissenschaftlich wertvoll, sondern auch unterhaltend. Aufzählungen meidet er und zieht es vor, an dem Einzelwort den Wandel in der Anschauung, eine Kulturgeschichte im Kleinen zu zeigen.

Jungandreas.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1925 und 1926. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer herausgegeben von Paul Geiger. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1931. XXXII, 592 S., 8°.

Der vorliegende Doppeljahrgang der „Volkskundlichen Bibliographie“, der die Jahre 1925 und 1926 umfaßt, trägt nicht mehr den altbewährten Herausgebernamen E. Hoffmann-Krayers. Aber der erprobte Führer hat dem neuen Herausgeber Paul Geiger, in dessen Hände er die Arbeit gelegt hat, als Berater und Helfer zur Seite gestanden und damit die Fortführung des Unternehmens in seinem Geiste und in der alten Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit gesichert. Das ist doppelt erwünscht und doppelten Dankes wert, weil die Arbeit an der Bibliographie, wie der neue Redaktor erklärt, immer umfangreicher und damit immer schwieriger wird. Der neue Doppeljahrgang hat deshalb seinen Stoffbereich durch Ausscheidung der exotischen Völkerkunde, sowie der Orts- und Flurnamenkunde verengert, weil diese Gebiete in besonderen Zeitschriften (im Ethnolog. Anzeiger und in der Zs. für Ortsnamenkunde) bibliographisch ausreichend versorgt sind. Trotz dieser Beschränkung ist die Zahl der verzeichneten bibliographischen Einheiten von 5992 im Doppeljahrgange 1923/24 auf jetzt 8430, d. h. um mehr als 40 %, und der Umfang des ganzen Bandes um 100 Seiten gewachsen — ein Beweis, daß die bibliographische Erfassung des volkswissenschaftlichen Schrifttums nicht nur auf der alten Höhe geblieben, sondern noch umfassender geworden ist als bisher. Wie in früheren Jahren hat dazu eine stattliche Zahl von Mitarbeitern im In- und Auslande mitgewirkt, und neue Helfer in einigen, noch nicht ausreichend bearbeiteten europäischen Ländern stehen für die Zukunft erfreulicherweise in Aussicht.

Die Einrichtung des neuen Bandes ist in allen wesentlichen Stücken — in der Anordnung des Stoffes mit seinen 22 Sachgruppen, in der Ausstattung der Titel mit Verdeutschungen und mit Vermerken über Inhalt, Rezensionen usw., in der Gestaltung der beiden umfangreichen Register — die gleiche geblieben wie früher. Wir dürfen deshalb auch diesen Jahrgang als das hervor-

ragende, jedem Volkskundler schlechthin unentbehrliche Arbeitsinstrument begrüßen, dem man aufs dringendste diejenige Verbreitung, besonders auf allen Bibliotheken, wünschen muß, die es auf Grund seines allseitig anerkannten Wertes für alle ernste volkskundliche Arbeit verdient. M. H.

Zoeplf, Friedrich, Deutsche Kulturgeschichte. II. Band. Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Mit einer Farbentafel und 293 Textbildern. 710 S. 4°. Freiburg i. B. Herder u. Co. 1930.

Die Kulturgeschichte, deren ersten Band wir in unseren „Mitteilungen“ XXXI/II 372 empfohlen haben, setzt im zweiten Bande mit dem 16. Jahrhundert ein. Sie beginnt mit den Entdeckungen, mit der Renaissance (im Sinne des Wiedererwachens der Antike) und den Werken des Humanismus und der Reformation und führt uns dann über die Lebensformen und Kunst des „Grobianismus“ in das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges und weiterhin in den Absolutismus mit seinen französischen Einflüssen, dann in die Aufklärung und die Zeit der deutschen Klassik und schließlich in die Kultur unserer Tage. Es ist sehr anzuerkennen, daß in Wort und Bild gerade dem bürgerlichen Leben, wie es sich in Kleidung und Nahrung und täglichen Gewohnheiten kundgibt, sowie der Kunst und dem Handwerk der früheren Jahrhunderte besondere Bedeutung beigemessen wird.

Auch dieser zweite Band ist in gutem Stil, klar und anregend geschrieben und mit trefflichen Abbildungen geschmückt, unter denen ganz besonders die Nachbildungen der alten Holzschnitte zu erwähnen sind. Es ist ein Buch, das weiteren Kreisen zur Belehrung und Freude dienen und darum bestens empfohlen werden kann. Siebs.

Havers, Wilhelm, Handbuch der erklärenden Syntax. Ein Versuch zur Erforschung der Bedingungen und Triebkräfte in Syntax und Stilistik. Indogerm. Bibliothek I. Abt. 1. Reihe. Heidelberg, C. Winter. 1931. XVIII, 292 S. 11 RM.

Der Verfasser hat uns ein sehr wertvolles Buch gegeben, in dem er eine große Fülle seiner sprachwissenschaftlichen Ansichten und Ergebnisse in die „Bedingungen und Triebkräfte“ eingeordnet hat. Wenn wir hier auf das bedeutsame Werk aufmerksam machen, so geschieht es auch deshalb, weil an wichtigen Stellen auf die Volkskunde hingewiesen wird. Man mag der Ansicht sein, daß mit dem Begriffe der „Volksseele“ — H. nennt sie „nur eine bequeme Formel, um das Gemeinsame an Bewußtseinsvorgängen zu bezeichnen“ — der Wissenschaft nicht viel gedient ist, da der Begriff „Volk“ in diesem Falle schwer zu bestimmen und mit dem Begriffe „Seele“ in der Sprachwissenschaft nichts anzufangen ist. Aber man versteht sehr wohl, worauf es dem Verfasser ankommt, wenn er von der sukzessiven Denkweise und der Wortstellung, von der Parataxe und der lockeren Satzfügung handelt, von der Parenthese, von egozentrischer Denkweise, vom elliptischen Dual und von indiscipliniertem Denken als Charakteristikum volksmäßiger Sprache. Diese stellt der Verfasser einer höheren Sprache gegenüber. Natürlich kann man mit dem gleichen Rechte die letztere als ein künstliches Ergebnis der Schulbildung aus einer natürlichen

Sprache ableiten. — Begreiflich ist, daß der Verfasser, der von den Erscheinungen schriftlicher Überlieferung ausgeht, „syntaktische Fehler“ nennt, was er im Grunde gar nicht als Fehler, sondern als eine ursprünglich berechnete Ausdrucksweise beurteilt; daß er von Haupt- und Nebensatz spricht, wo er im Grunde (z. B. „ich weiß das: er kommt“) ein ganz anderes Verhältnis dieser Sätze zu einander annimmt. Denn niemand von uns wird bezweifeln, daß die künftigen Fortschritte syntaktischer Forschung in erster Linie von der Erkenntnis des Stärkeakzentes und des Tonfalles, also der gesprochenen Sprache abhängig sein werden.

Aus der Anlage des Buches ergibt sich schon, daß es in seinem ganzen Werte nur von dem sprachwissenschaftlichen Fachmann verstanden und gewürdigt werden kann; doch wird es durch seine feinsinnigen Beobachtungen und reichen Beispiele auch weiteren Kreisen viele Anregung bieten können. —e—.

Loewe, Dr. Richard, Germanische Sprachwissenschaft I. Einleitung und Lautlehre II. Formenlehre. 4. neu bearb. Aufl. Berlin, W. de Gruyter 1933. M. 3,24.

Die dankenswerte kleine Darstellung der germanischen Sprachwissenschaft ist an verschiedenen Stellen erweitert worden: das betrifft den Satzakzent (I, 12 ff.), den qualitativen Ablaut (I, 51 ff.), die Konsonantendissimilation (I, 86) und die Pronomina (II, 54 ff.). Die bedeutsamste Änderung ist die Rückkehr zu der alten Auffassung des schwachen Präteritums got. -dödum = deutsch „taten“. Ich halte sie für verfehlt, zumal da ja das Verbum tun im got. und nord. nicht vorhanden ist. Ich habe die got. Form der 1. Pers. Plur.-dödum von jeher für eine Analogiebildung nach den Formen des starken Präteritums gehalten, indem die 1. Pers. Plur. got. salbödödum zu der germ. 3. Pers. Sing. *salbödeð gebildet ist, wie die 1. Pers. Plur. förum sich zu der 3. Pers. Sing. Siebs.

Gottschald, Max, Deutsche Namenkunde. Unsere Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung. München, J. F. Lehmann 1932. VI, 425 S. Geb. M. 13.

Das reichhaltige Namenbuch, das sich dem älteren Werke von Heintze-Cascorbi an die Seite stellt, führt uns zunächst in die Entstehung und Weiterentwicklung unserer Familiennamen ein und berücksichtigt dabei, soweit es möglich ist, manche der sehr zahlreichen fremden Namen. Daß in dieser Einleitung gelegentlich gewagte wissenschaftliche Vermutungen erscheinen, die für einen weiteren Leserkreis nicht geeignet sind, wird bei der großen Fülle des mitgeteilten Stoffes nicht wundernehmen. Andererseits hätten in der Einleitung stärker die Schwierigkeiten hervorgehoben werden können, die sich für die Erklärung der Namen durch die Einflüsse der Schrift sowie durch mundartliche Formen ergeben: z. B. ist es kaum möglich, Namen wie Gerber, Görber, Kerber, Körber sicher zu trennen.

Sehr wichtig und beachtenswert ist der gesperrt gedruckte Satz des Vorwortes: „überhaupt sei für alle Deutungen des Namenbuches grundsätzlich bemerkt: so *kann* der Name, nicht so *muß* er gedeutet werden.“ Aber damit ist keineswegs gesagt, daß alle nun folgenden Namens-

erklärungen des Buches als möglich hinzunehmen seien. Vielmehr bieten sie manches Unhaltbare und sehr viel dem Laien Unverständliches. Und was nützt es, wenn z. B. unter *bu* als germanischer Wurzel und unter *by* als slawischer Wurzel eine Anzahl von Namen gruppiert wird, deren Zugehörigkeit zu diesen Wurzeln gar nicht zu erweisen ist?

Ist nun auch der Hauptteil des Werkes, das Wörterbuch, für den Laien nur mit Vorsicht zu benutzen, so wird doch den Fachmann manche Erklärung zur Prüfung veranlassen, sei es zur Zustimmung oder zum Widerspruch. — Die umfangreiche, anregende Einführung in die Namenkunde aber kann weiteren Kreisen aufs beste empfohlen werden.

Siebs.

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, neu bearb. von Johannes Bolte und Georg Polivka. V. Band. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1932. 305 S. Geb. 17 RM.

Bei Besprechung der früheren Bände dieses großartigen Werkes haben wir (zuletzt in Band XXXI/II, S. 383 unserer „Mitteilungen“) seinen Schöpfern gedankt für ihre aufopfernde Arbeit. Bolte's unübertreffliche Sachkenntnis und Zuverlässigkeit kann man nicht genug rühmen. Mit dem vorliegenden Bande ist das Werk abgeschlossen; die Nachträge, die sich im Laufe der Jahre zu den ersten vier Bänden, ergeben haben, sollen womöglich noch zusammengefaßt werden.

Der fünfte Band schildert vor allem in möglichster Kürze die Sammelarbeit aller einzelnen Länder und fügt eine genaue Literaturangabe hinzu. Den Schluß des Werkes bildet eine ausgezeichnete knappe Darstellung der „Theorien über die Entstehung und Verbreitung der Märchen“. Bolte geht hier aus von den Worten Wilhelm Grimms, der in seinem Anmerkungsbande die Fülle der Gemeinsamkeit der Motive in den Märchen einander fremder Völker zusammenstellt, sei es daß dieses Gemeinsame sich in den Charakteren der Märchengestalten (z. B. des Dümmlings, der plumpen Riesen, der listigen Zwerge, des Aufschneiders, des Faulen, des Meisterdiebes, des Spielhansels) zeigt oder im selbständig entwickelten Mythischen. Sodann werden der indischen Theorie Benfey's die Gedanken eines A. Kuhn und Reinhold Köhler gegenübergestellt sowie die Ergebnisse Hertels, die solare Theorie Max Müller's, der Einfluß der Gewittererscheinungen (A. Kuhn und W. Schwartz), die Personifikationen der Sonne und des Mondes (bis auf Siecke) und die Auswüchse der Astralmythologie; und diesen Auffassungen gegenüber die Mannhardt'sche Novellentheorie und anderseits die bei Laistner, Wundt, Freud vertretene Heranziehung der Traum-erlebnisse; das Verhältnis des Märchens zur Heldensage; sodann die in Finnland (von Kaarle Krohn und Anti Aarne) entwickelte geographisch-historische Methode und die damit verbundene Vergleichung der volkstümlichen Märchen in den verschiedenen Ländern, die Annahme von Märchentypen und Schaffung von Märchenmonographien.

Siebs.

Meisen, Karl, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande. Eine kult-geographisch-volkskundliche Untersuchung. Forschungen zur Volkskunde, herausgegeben von Prof. Dr. Georg Schreiber. Heft 9—12. Mit zwei Karten und 217 Textbildern. Düsseldorf, L. Schwann. 1932. 558 S. 4°. M. 24.

In dem prachtvoll ausgestatteten Werke wird gezeigt, wie der Nikolauskult von Bari aus die Wege nach Norden über die Alpen wandert, und wie er auch die Wasserstraßen nimmt: die des Südens durch das östliche und westliche Mittelmeer, die des Nordens nach Westen bis nach Island und nach Osten bis nach Riga. In Italien, Frankreich, Deutschland, den Niederlanden und Dänemark wird der Heilige besonders heimisch; er ist der Patron der Schiffer und der Heilige des Verkehrs, der Freund der Ehe und der Jugend. Seine Gestalt vereint in sich die des Bischofs von Myra in Lykien (wohl aus dem 4. Jahrh.) und des 564 gestorbenen Nikolaus von Sion, Bischofs von Pinora.

Dem Kulte des Nikolaus in der griechischen Kirche und in Italien wie auch im Abendlande wird geschichtlich nachgeforscht: eine Periode bis zur Translation 1087 wird angenommen, weitere Abschnitte behandeln die Ausbreitung und Blüte des Kultes in Mittel- und Nordeuropa, seine Kalendertage in der abendländischen Liturgie der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, die Ikonographie, die Legenden, seine Wirkung auf die Namengebung und den Sprachschatz; dann werden die Nikolausbräuche und ihre volkstümlichen Ausgestaltungen durch Schreckgestalten sowie die Umwandlung in Weihnachtsbräuche zusammengestellt.

Der Verfasser gibt uns eine hervorragende Sammlung, Anordnung und geschichtliche Darstellung der gesamten Äußerungen des Nikolauskultes und hat Recht, wenn er die Vorlegung des ganzen Materials in historischer und geographischer Weise verlangt, um die Entfaltung eines Kultes aufzuzeigen. — Er scheint mir gezeigt zu haben, wie wenig beweisend die mythologischen Erklärungen sind, die da in dem Heiligen Züge von „Donar, Frigg und Wodan“ oder „Wodan, Thor und Fro“ und anderen germanischen Gottheiten finden wollen. Diese unmöglichen Namenszusammenstellungen sagen ja schon genug. Ja auch eine allgemeine Annahme der Mitwirkung von Gestalten der niederen Mythologie ist nicht beweisbar. Allen solchen Ansichten gegenüber hat der Verfasser die starke Einwirkung einer christlichen Gestalt mit Recht geltend gemacht.

Aber für gewisse Bedenken hat er meines Erachtens doch keine Erklärung gegeben. Bestimmte Göttergestalten und Kulthandlungen sind uns aus der germanischen Religion als sicher bekannt; würde es nicht jeder Aufnahme einer neuen Religion und besonders auch den Berichten verschiedener sehr einsichtiger Bekehrer widersprechen, daß nicht bei und nach der Bekehrung gewisse bestehende Auffassungen beibehalten sein sollten? Riet nicht Daniel von Winchester dem Bonifatius um 720 ausdrücklich, daß er bei der Bekehrung auch gemäß den Ansichten der Heiden (*secundum eorum opinionem*) vorgehen müsse? Und sollten sich unter den „Teufelsgestalten“ der Begleiter nicht auch zumeist Bräuche heidnischer Kultumzüge erhalten haben? Daß der Name „Teufel“ für solche Gestalten erscheint, besagt für ihre Art gar nichts: alles, was nicht christlich ist, wird als „diabolicus“ bezeichnet; beweisend dafür sind z. B. die uns aus dem 9. Jahrh. überlieferten Taufgelöbnisse: in ihnen¹⁾ schwört man ab „allum dioboles wercum and wordum, Thunaer ende Wôden ende Saxnôte ende

¹⁾ Unwerth-Siebs, Geschichte d. deutsch. Literatur S. 204 ff.

allum thém unholdum, thê hira genôtas sind“. Diese unholden Geister im Gefolge der großen „teuflichen“ Götter, Gestalten der sogenannten niederen Mythologie, werden wohl nicht spurlos verschwunden sein. Siebs.

Nassauisches Kinderleben in Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel, 1. 2. Lief., gesammelt, geordnet und herausg. von Otto Stückrath. Verlag des Volksliedausschusses für das Land Nassau u. s. w. Wiesbaden-Biebrich 1932. je M. 5.

Bereits vor 25 Jahren ist auf Anregung des Musikdirektors H. Wolfram in Dillenburg diese Sammlung hergestellt worden, aber der Krieg hat ihren Druck verhindert, und erst jetzt ist sie vom Frankfurter Volksliedauschuß (der auch das „Kinderleben“ von Wehrhan im Verlag hat, vgl. Mitt. 31/2 S. 393) herausgegeben worden. Bis jetzt liegen 2 Lieferungen (160 Druckseiten) vor. Bräuche, die das Kinderleben betreffen, Aberglauben, Scherze, Sprüche, Kinderlieder aus mannigfacher Überlieferung sind gesammelt. Wertvoll sind die Mitteilungen auch zur Vergleichung mit sehr viel Ähnlichem, das über weite Gebiete Deutschlands verstreut ist. Inwieweit der Stoff in Hessen bödenständig ist, läßt sich begreiflicherweise nicht immer sagen. Das Lied „Unser Bruder Michel, der wollt' ein Reiter werden“ kennt man weithin; „Zehn kleine Negerlein . . .“ („ten little niggerboys . . .“) sind auch im Ausland verbreitet; „Zu Lauterbach hab ich mei Strimpche verloren“ und das wohl erst fünfzig Jahre alte Lied „Jetzt geht's nach Lindenau“ sind wohl kaum Kinderlieder zu nennen: so wird man für manches in der schönen Sammlung Erklärungen wünschen. Siebs.

Helm, Dr. Rudolf, Deutsche Volkstrachten aus der Sammlung des Germanischen Museums in Nürnberg. München, J. F. Lehmanns Verlag 1932. 20 S. 56 Tafeln. M. 5.

Die bedeutende Trachtensammlung des Germanischen Museums gibt uns ein Bild der deutschen Volkstrachten um 1900. Auf 48 schwarzen und 8 farbigen Tafeln sind 115 Trachtenbilder gegeben: Die Reihe beginnt in Holland und Friesland (Hindeloopen), führt uns dann über die Vierlande, Nordfriesland, Schleswig und Holstein nach Pommern, weiter über den Spreewald, Altenburg, den Harz, Bückeburg, Braunschweig nach Hessen, Franken, Egerland, Baiern, Schwaben, den Schwarzwald, das Elsaß, endlich in die Schweiz und Tirol. In einer beachtenswerten Einleitung geht der Herausgeber auf die Fragen des Werdens und der Begrenzung der Trachten ein, auf die geographischen und politischen Einflüsse, auf die Wirkung der Mode. Ein Vergleich früherer Verhältnisse mit den heutigen läßt den Verfasser für die Zukunft der Trachten nicht viel Gutes hoffen. — Manchem würde es lieb sein, in der Einführung auch über Namen und Art der Kleidungsstücke etwas zu erfahren. Siebs.

Helm, Rudolf, Hessische Trachten. 1. Heft. Heidelberg, Carl Winter 1932. 26 S. 2^o. M. 5.

Die Verbreitungsgebiete der hessischen Trachten werden festgestellt, und damit werden die bisherigen Beschreibungen (von Heßler, Wessel, Justi) durch Karten ergänzt, die nach mühsamer Zählung auf Fragebogen geschaffen sind.

Schwälmer, Hinterländer, Marburger, Schönsteiner Tracht, Tracht der katholischen Dörfer werden zahlenmäßig bestimmt, und darnach wird ihr Fortbestand vermutet. Wir sehen der Fortsetzung der auf Seite 26 unterbrochenen Arbeit mit Interesse entgegen.

Siebs.

Siebenbürgisch-deutsche Volkslieder, herausgegeben von G. Brandsch. Schriften der Deutschen Akademie. I. Band. Hermannstadt, Krafft u. Drotleff A. G. 1931. 258 S. M. 12.

Der um die siebenbürgisch-sächsische Wissenschaft so hochverdiente Germanist Dr. Adolf Schullerus hatte 1895 mit G. Brandsch den Plan gefaßt, eine erweiterte Neuausgabe der (1865 von Wilh. Schuster herausgegebenen) siebenbürgischen Volkslieder, Rätsel u. s. w. zu schaffen. Die Texte wurden von Schullerus, die Weisen von Brandsch hergestellt; den erst jetzt erfolgten Druck der Lieder (die sonstigen volkstümlichen Stoffe sind weggeblieben) hat Schullerus nicht erlebt. Von großem Werte sind die sehr reichlichen Varianten von Wort und Weise: z. B. vom Kuckucksliede („der Kuckuck af dem Naßbum sauß“) sind es 13. Die mundartlichen Texte sind in schriftdeutscher Weise aufgezeichnet. Es ist eine sehr erfreuliche Ausgabe; hoffentlich läßt der zweite Band nicht lange auf sich warten.

Siebs.

Jungbauer, Gustav, Egerländer Volkslieder. Berlin, Walter de Gruyter. Landtschaftliche Volkslieder 22. 86 S. 1932.

Eine erfreuliche Sammlung von 45 Liedern, zumeist in Egerländer Mundart; die musikalischen Sätze sind von P. Kickstat; 10 Zeichnungen (davon eine wiederholt) von T. Schönecker.

Mohr, Heinrich, Allhier verkauft man Weisheit. Freiburg i. Br., Herder, 1931. 131 S. Geb. 4.50 RM.

Die Aufklärung hat einst mit den moralisierenden Kurzgeschichten der mittelalterlichen Predigten aufgeräumt; in den Lesebüchern gab es noch kümmerliche Reste, die größtenteils als 'unkünstlerisch' den neuesten Reformbestrebungen zum Opfer gefallen sind. Für Kraft, Weisheit und Humor dieser Geschichten hatte man kein Verständnis mehr, auch nicht für die gesunden Bedürfnisse der Seele des Volkes. In Mohrs Auslese feiert diese schlichte Literatur fröhliche Urstend. Auf knappem Raume werden 155 Erzählungen des Mittelalters oder Neuprägungen bekannter Volksschriftsteller vereinigt: Gesta Romanorum, Passional, Äsop, Pauli, Abraham a Sancta Clara, Herder, Hebel, die Brüder Grimm, Simrock, Chr. Schmid und andere Namen von gutem Klang zeigen, wie geschickt dieses echte Volksbuch zusammengestellt ist.

Klapper.

Sartori, Paul, Das Buch von deutschen Glocken. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde geschrieben. XII, 258 S. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. Geb. 12 RM.

Als 1917 im Weltkriege eine große Zahl der deutschen Glocken geopfert wurde, gab das Anlaß, die Bräuche und Sagen und anderes zu sammeln, was sich an die Glocken knüpft. Im Auftrage des Verbandes der Vereine für Volks-

kunde hat Paul Sartori in dankenswerter Weise die Ergebnisse zu einem „Buch von deutschen Glocken“ gestaltet. Vom Stoff und Guß der Glocken, von ihrer Weihe, von ihren Namen, ihrer Heiligkeit und ihren Wirkungen, von ihrer Verwendung im Dienste der Kirche, ihrer Bedeutung im Familienleben, ihrer Geltung im bürgerlichen Dienst (als Sturmglocke, Feuerglocke, als Glocke des Gerichts) — von all diesem ist die Rede; sehr reich ist die Sammlung der sogenannten „Glockensprachen“ (der Worte, Sätze und Verse, die man den Klängen der Glocken unterzulegen pflegt), während nur eine dürftige Anzahl von Glockensagen mitgeteilt ist.

Wir danken dem Verfasser des Glockenbuches für seine treffliche und wertvolle Arbeit; eine wünschenswerte Ergänzung würde sie erfahren, wenn nun auch die Form und der künstlerische Schmuck der Glocken von kundiger Seite dargestellt würden. Auch eine erschöpfende Sammlung der Inschriften wäre von großem Werte und käme einer Geschichte der deutschen Glocke zugute.

Siels.

Schwarz, Dr. Ernst, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken II, 2. Mit Grundkarte und Deckblättern. München, R. Oldenbourg 1922. 522 S.

In dem umfangreichen und bedeutsamen Werke hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Ortsnamen der Sudetendeutschen für die geschichtliche Forschung nutzbar zu machen. Durch die Einddeutschung urkundlich nachweisbarer tschechischer Namen vor 1300 kann die deutsche Neubesiedlung tschechischen Gebietes bestimmt werden. Die Arbeit ist methodisch lehrreich für spätere Untersuchungen.

Unter den Ortsnamen dieses Gebietes werden — gegenüber den slawischen Ortsnamenformen — die früheren germanischen Namen, dann die vor diesen liegenden keltischen und darauf die noch weiter zurückliegenden, also vor-keltischen Namen zusammengestellt. Diese letzteren werden nach heutiger Annahme (vor allem nach Kossina's Vorgange) als illyrisch bezeichnet. Daß bei diesen Anordnungen und Deutungen der ältesten Namen manche unlösbaren Fragen zur Erörterung kommen und die Vermutung eine größere Rolle spielt als der Beweis, ist begreiflich. Bei dieser Gelegenheit sei an die Unsicherheit der Namen bei Ptolemaios erinnert, deren Wert oft überschätzt wird und nicht stets dadurch gewinnt, daß man die verschiedensten Sprachen zur Erklärung heranzieht. Die immerhin mögliche (wenn auch nicht wahrscheinliche) Deutung des berüchtigten *Σιατοβιανδα* nach Tacitus Annalen IV, 73 sollte als warnendes Beispiel stets beachtet werden. Im übrigen sei betont, daß die einschlägigen Vermutungen von Schwarz niemals phantastisch, sondern stets wohlervogen sind.

Im ersten Hauptteil, des Buches sind dann die deutschen und tschechischen Namen philologisch betrachtet und mit ihren gegenseitigen Beeinflussungen dargestellt worden. Bei den tschechischen Namen werden die Suffixe der Zugehörigkeit, die Berufs- und Spottnamen, die Rodungs-, Berg- und Wassernamen u. a. gegenüber den entsprechenden deutschen Bezeichnungen durch -schlag, -reut, -hau, -hain, -wald u. s. w. hervorgehoben, und beachtenswert ist, daß bei der Beurteilung aller dieser Erscheinungen stets auch die mundartlichen Formen

erwogen werden. Als ganz besonders wichtig ist das Flurnamenmaterial hervorgehoben. Als ich im Jahre 1896 in einer Festschrift für Karl Weinhold (German. Abhandl. XII, 165) die Bedeutung der Flurnamen und ihrer Erklärung für die Siedlungsforschung und die Volkskunde betonte, stand ich mit solcher Auffassung ziemlich allein, jetzt aber wird, erfreulicherweise, solchen Arbeiten großer Wert beigemessen.

Sodann wird (S. 282 ff.), unter Beigabe einer Karte mit Pausblättern, das Verbreitungsgebiet der deutschen Ortsnamen in den Sudetenländern um 1300 genau festgestellt (vom 7. bis zum 11. Jahrh. fehlen die namenkundlichen Beziehungen), und die tschechischen Veränderungen, die Lautersatzregeln werden aufgezeigt. Als Beispiele namenkundlicher Betrachtungsweise werden die slawische Besiedlung des Egerer Bezirkes und die Bildung der Schönhengster Sprachinsel im Lichte der Ortsnamen und Mundarten behandelt. Besonders klar zeigt sich das kulturgeschichtliche Einwachsen der Deutschen in die neue Heimat, und auch für die Herkunft der deutschen Ansiedler lehren Ortsnamen und Mundart sehr viel. Das noch immer von Zeit zu Zeit wieder auftauchende Märchen von der niederdeutschen Einwanderung findet selbstverständlich nicht den mindesten Anhaltspunkt.

Nach all diesen Bemerkungen braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden, daß das Buch, das nur durch Kenntnisse des Verfassers sowohl auf germanistischem als auch auf slawistischem Gebiete möglich wurde, nicht nur für die Geschichte, sondern auch für die Sprachforschung, die Mundartengeographie und die Volkskunde sehr bedeutsam ist.

Siebs.

Klemenz, Paul, Die Ortsnamen der Grafschaft Glatz, sprachlich und geschichtlich erklärt. Einzelschr. z. schles. Gesch. X. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanst. 1932. 84 S.

Im Gegensatz zu manchen unhaltbaren Auffassungen früherer Erklärer gibt der Verf. eine große Zahl von einleuchtenden und vorsichtigen Deutungen. Er schildert den Gang der Besiedlungen des Glatzer Landes, so wie er sich in den Ortsnamen spiegelt, und dann werden die Namen der einzelnen Ortschaften besprochen. Hier ist nicht die Stelle, sie alle zu erörtern. Bemerkte sei, daß sich Kl. mit gutem Grunde in der Deutung von Kladsko (Glatz) = Holzbefestigung an E. Becks Auffassung anschließt. Habelschwerdt wird mit Recht als Werd(er) des Hawel (= Gallus) gedeutet. Die Erklärung von „die Klesse“ (eine Bezeichnung, wie sie auch im vielbesprochenen Namen des Dichters „Dietrich von der Klesse“ erscheint) bleibt unsicher; auch Wünschelburg, der als deutsch aufgefaßte Name, bleibt ohne sichere Deutung. — In einem Schlußworte über die Besiedlung Schlesiens nennt Kl. als Einwanderer Franken, Thüringer, Obersachsen, wozu sich vielleicht noch Hessen, Rheinfranken und Zuwanderer aus Nordmähren erwähnen lassen. Bei dieser Gelegenheit sei wieder einmal gesagt, daß sich Einwanderung aus Niederdeutschland nicht erweisen läßt, und daß die in neuester Zeit gelegentlich wieder auftauchende Behauptung eines Zusammenhanges schlesischer Bevölkerung mit der flämischen eine törichte Erfindung von Unkundigen ist.

Siebs.

Häufler, Ludwig, Die Geschichte der Grundherrschaft Waldenburg-Neuhaus I. Teil IX, 366 S., II. Teil (Urkunden und andere Quellen des Waldenburger Berglandes) XIV, 327 S. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt, 1932. Geb. 15.— RM.

Das umfängliche Werk erfordert die besondere Beachtung der volkskundlichen Forschung. Die eingehende Darstellung des Werdens einer schlesischen Landgemeinde und ihrer Schicksale bis in die Industriezeit hinein ist ein ausgezeichnetes Anschauungsmittel für die hundertfältigen Einzeltatsachen, die in der zusammenfassenden Betrachtung der historischen und der Sachvolkskunde sonst nur gestreift werden können, ganz abgesehen von den neuen Aufschlüssen, die das Werk für die Geschichte der hier dargestellten Grundherrschaft erbringt. Waldenburgs Gründung fällt danach um 1290, Dittersbach ist um 1300 für fränkische Siedler durch einen adligen Grundherrn ausgesetzt worden. Die Waldenburg (Neuhaus) übernahm den Grenzschutz. Heute ist der kleinbäuerliche Stand längst im Arbeitertum aufgegangen, aber auch die Industrie stirbt wieder dahin. Für die Volkskunde birgt jeder Hauptabschnitt reiche Belehrung: Siedlungsvorgang, Weichbildverfassung, Grundherrschaftsverhältnisse, Gerichtswesen (Volksgericht, Dreiding), Landarbeit, Bauernleben (Hausrat, Löhne, Preise), Hausindustrie (Spinnen, Bleichen, Weben), Zünftiges, Bergbau (Gewerke), Gesundheitswesen (Epidemien), Volksglaube (Reimswalder Vampirexekution v. J. 1709), Volkssittlichkeit (Kirchenbußen) und viele andere Stoffgebiete aus dem mittelschlesischen Bauerntum. In den Quellen sind zum ersten Male veröffentlicht: Das Schweidnitzer (Magdeburger) Recht v. J. 1363 und das Urbar von Neuhaus aus dem 18. Jh. Das Ganze erhebt sich bei aller Treue im Kleinen aus lokalgeschichtlicher Enge zu klarer Herausgestaltung des für die schlesische Volkskultur Typischen. Dem Gemeindevorstand Dittersbach, der das Werk herausgegeben hat, und dem Verlag, der es gut mit Karten- und Bildtafeln ausgestattet hat, wird auch die deutsche Volkskunde Dank wissen für dieses schöne Zeugnis schlesischen Heimatsinnes.

Klapper.

Jungandreas, Wolfgang, Texte zur Geschichte der schlesischen Mundarten. Für Seminarübungen im Deutschen Institut der Universität Breslau zusammengestellt. Als Mskr. gedruckt. Maretzke & Martin, Trebnitz. 1931. 42 S.

Das Büchlein ist nach sprachlichen Gesichtspunkten zusammengestellt. Doch der reiche, volkskundlich und literarisch bedeutende Stoff lohnt auch wegen seines Inhalts das Lesen. Der erste Teil ist nach der Zeit geordnet: vom ältesten deutschen Sprachzeugnis auf schlesischem Boden um 1235/1250 bis zu G. Hauptmanns „Versunkener Glocke“. Abschnitte aus Epen, Dramen, Beichtbüchern, Urkunden, dem ältesten Walenbuche, Sprüche, Sprichwörter, Gedichte wechseln hier miteinander ab. Im zweiten Teil finden wir Proben aus 22 schlesischen Ortsmundarten von der brandenburgischen Grenze bis Galizien aus Bauernwirtschaft und Landleben, Prosa und Dichtung, sämtlich in der von Siebs empfohlenen Lautschrift. Einige Stücke, auch ältere, werden hier zum ersten Mal veröffentlicht.

Das Heft, das bereits in Seminarübungen an der Universität erprobt ist, ist eigentlich für den Mundartforscher gedacht. Aber jeder gebildete Schlesier

wird Freude haben an der knappen und doch reichhaltigen Zusammenstellung seines Sprachgutes aus verschiedenen Jahrhunderten, verschiedenen Sprachschichten und Landschaften.

— a —

Walter, Franz, August Becker und die Volkskunde. [= Veröffentlichungen d. Pfälz. Ges. z. Förderung d. Wiss. Bd. XVIII]. Speyer a. Rh. 1931. 4^o. 62 S.

Es war eine Pflicht der Dankbarkeit, daß ein Pfälzer das Gesamtwerk August Beckers (1828—1891) in seinem volkskundlichen Gehalte darzustellen unternahm. Mit dem Buche 'Die Pfalz und die Pfälzer' 1858 (²1924) hat er gleichzeitig mit W. H. Riehl die junge Wissenschaft der Volkskunde eingeleitet; in den 'Wasgaubildern' und in vielen Erzählungen hat er das deutsche Volkstum am Rhein in weiten Kreisen bekannt gemacht. Der Schlesier wird bei dem Überblick über die hier begehenden volkskundlichen Züge immer wieder mit neuer Verwunderung die enge Verwandtschaft mit der eigenen Heimatüberlieferung feststellen.

Klapper.

Grünberger Hauskalender 1933.

In alter Reichhaltigkeit ist auch diesmal der neue Jahrgang (die 23. Ausgabe) des Kalenders erschienen. Für die schlesische Volkskunde ist manches beachtenswert: von Adelstrachten des 16. u. 17. Jahrh. berichtet Prof. Knötel, von verschollenen Trachten des Volkes M. Hellmich, vom Fastnachtsbrauche (dem alten „Rainern“) Lehrer Otto; auch nette mundartliche Stücke werden geboten — leider ist die unsinnige Schreibung des schlesischen offenen o als oa (anstatt â oder ô) nicht auszurotten.

Mitteilungen.

Am Freitag, den 9. Januar 1931 hielt die Gesellschaft im großen Hörsaal des Deutschen Institut ihre Hauptversammlung ab. Zunächst erstattete der Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Siebs, den Bericht über die Tätigkeit des verflossenen Jahres und wies auf die neuesten Bände der Reihe „Wort und Brauch“ (Prauses „Deutsche Grußformeln“, Niemers „Geld“ in volkskundlicher Bedeutung und Olbrichs „Freimaurer im deutschen Volksglauben“) sowie auf den zu erhoffenden Abschluß des großen Sagenwerkes von Kühnau hin. Der Vorsitzende betonte, daß gerade unter den jetzigen Zeitverhältnissen die Gesellschaft bestrebt sein müsse, ihren alten wissenschaftlichen Ruf im In- und Auslande aufrechtzuerhalten, indem die Veröffentlichungen an Wert und Umfang nicht zurückgehen; nur so würde sie, vertrauend auf die Treue ihrer Mitglieder, in diesen Tagen einen über 400 Seiten umfassenden Doppelband herausgeben, der neben anderen Veröffentlichungen und der Fortsetzung der „Schülersprache“ auch den von Prof. Dr. Steller gegebenen ersten Bericht über den „Deutschen Volkskundeatlas“ und seine (über 2000 zählende) niederschlesischen Mitarbeiter bringen wird. Nach der Rechnungslegung durch den Schatzmeister Dr. Kurt von Eich-

born und der Vorstandswahl (aus der die Herren Siebs, Jantzen, Hippe, Seger, v. Eichborn, Olbrich, Klapper, Kroll, Steller, Görlich und Ranke hervorgingen) hielt der als Nachfolger von Prof. Max Schneider an unsere Universität berufene ordentliche Professor der Musikwissenschaft Dr. Arnold Schmitz einen Vortrag „Über den Begriff der deutschen und der französischen Romantik in der Musik des 19. Jahrhunderts“.

Der Vortragende stellte zunächst die Frage, welche schöpferischen Musiker des 19. Jahrhunderts sich selbst ganz als Romantiker gefühlt haben, und wem Romantik Richtung und Wesensart des gesamten künstlerischen Strebens und Schaffens bedeutet hat. Da müssen in Deutschland besonders genannt werden: E. T. A. Hoffmann, C. M. v. Weber, Schubert, Mendelssohn und Schumann. In Frankreich aber kommt nur ein einziger großer Musiker in Frage, nämlich Hector Berlioz. Diese Musiker haben fast ohne Ausnahme in Schriften, Briefen oder anderen gelegentlichen Äußerungen ihr romantisches Kunstprogramm angedeutet. Der Historiker hat hier die Möglichkeit, die Musik dieser Romantik im Lichte der Musikanschauung ihrer Zeit und ihrer Vertreter zu beurteilen. Betrachtet man die Musikanschauung und Musik der deutschen Romantiker von Hoffmann bis Schumann, so ergibt sich in zwei entscheidenden Punkten volle Übereinstimmung: die deutschen Romantiker sind alle in einem besonderen Sinn der Wirklichkeit und dem wirklichen Leben abgewandt, jedoch wiederum in einem eigentümlichen Sinn der Natur zugewandt. In ihrer Musikanschauung bestimmen sie die Hauptaufgabe der Musik und des Musizierens vom Begriff der reinen und absoluten Poesie aus. Das wirkliche Leben vermag dem schöpferischen Musiker zwar vielfache Anregungen zu geben, aber er darf sich an diese Anregungen nicht gebunden fühlen, er darf sie vor allem nicht im Sinne einer schildernden Programmmusik wiedergeben. Den Gedanken Hoffmanns, insbesondere die Instrumentalmusik sei eine Welt für sich, in der der Mensch alle bestimmten Gefühle zurücklasse und sich nur einer unaussprechlichen Sehnsucht hingebe, teilen alle deutschen Romantiker bis Schumann einschließlich. In der Musik dieser deutschen Romantiker zeigt sich die Wirklichkeitsferne in allen formalen Kategorien, in der Instrumentation, Harmonik, Rhythmik, im Satzbau und in der Melodik. Das fast immer zu beobachtende Ineinandergreifen und Vermischen der großen und kleinen Formen bedeutet, vom Standpunkt des Schaffenden aus gesehen, daß der Unterschied zwischen großer und kleiner Form nicht mehr betont wird. Der deutsche Romantiker fragt nicht mehr danach, ob er vor einem großen Publikum zu musizieren hat oder in einem kleinen Kreise. Er musiziert immer intim. Wo er mit Beethovenischen Mitteln gestaltet, erzeugt er eher Unruhe als Entwicklung. Auch in seinem ästhetischen Urteil bezeichnet er nicht Entwicklung, sondern Unruhe, rastloses Drängen und Treiben als einen Wesenszug romantischer Musik. Der besondere Sinn romantischer Naturnähe liegt in dem Begriff des *Pittoresken* beschlossen. Es bedeutet in der romantischen Musik nicht Tonmalerei, aber es erinnert im ersten Moment an einen tonmalerschen Effekt. Das Entscheidende am *pittoresken* Effekt ist, daß er gleichzeitig mit der Andeutung (nicht Schilderung) eines Bewegungsvorgangs in der Natur einen adäquaten seelischen Bewegungsvorgang trifft.

Die Romantik des Franzosen Hector Berlioz berührt sich mit der deutschen Romantik im Pittoresken. Die Verwandtschaft mit dem Naturgefühl der deutschen Romantik ist einer der Hauptgründe, warum sich Schumann als Kritiker für die Symphonie fantastique von Berlioz in Deutschland einsetzte. Dagegen ist der deutschen Romantik fremd die Bindung an ein ausführliches Programm, fremd geworden auch die starke Betonung des Romanesken, wengleich sich auch noch in der deutschen romantischen Musik einige romanese Erscheinungen erhalten. Das phantastisch Aufgedonnerte, psychologisch Ungeheuerliche, ästhetisch Wirre und das z. T. mit voller Absicht vorgetragene Triviale ist nicht romantisch, sondern romanesk. Liest man die Biographie dieses Franzosen, so scheint es, als ob Berlioz nicht nur den Drang verspürt hat, das Romaneske zum Gegenstand seines Schaffens zu machen, sondern beinahe die Pflicht, es in der Wirklichkeit persönlich zu erleben. Seine Kunst hat, stärker als die Musik der deutschen Romantik, eine soziale Aufgabe: sie soll den Philister, den Bourgeois aus seiner Selbstgefälligkeit und Bequemlichkeit aufschrecken. Ein anderer, sehr hervortretender und bereits von Schumann bemerkter Zug der Musik des französischen Romantikers ist die Vorliebe für ungebundene Bildung der Sätze und Perioden, das „Rhetorische“ der musikalischen Diktion, dessen lautes Pathos und dessen Eindringlichkeit oft etwas Advokatorisches an sich hat und eben hierin eine charakteristische französische Geistigkeit offenbart, während die Musik der deutschen Romantik lyrisch und liedhaft gebunden bleibt.

Zum Schluß wurde darauf hingewiesen, daß der Begriff deutscher und französischer Romantik in der Musikgeschichte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ziemlich geklärt sei, darüber hinaus aber noch nicht. Insbesondere müßte für Wagner und Bruckner erneut die Frage aufgeworfen und geprüft werden, ob sie überhaupt noch Romantiker seien. Daß romantische Züge in ihrem Stil noch eine Rolle spielen, müsse man zugeben; zweifelhaft sei aber in höchstem Maße geworden, ob das Wort Romantik auch in der geringfügigen Abänderung „Spätromantik“ für die stilistische und geistige Grundrichtung dieser Meister noch ein zutreffender Begriff sei.

Am Freitag, den 20. Februar, hielt Dr. phil. Wolfgang Jungandreas, Mitarbeiter am großen Schlesischen Wörterbuch, einen Vortrag zur Besiedlung Schlesiens.

Zunächst wurden die Gründe der Siedlung erörtert und festgestellt, daß als Gebiete der Besiedlung vor allem die zunächstliegenden, die der Siedlerheimat ähnlichen und die für Siedler besonders von den Landesherren des Koloniallandes bereitgestellten Territorien in Betracht gekommen sind. Fragt man, welches sprachliche Material bei diesen Arbeiten herangezogen worden ist, so kommen für die bisherigen Untersuchungen von Siedlungsmundarten hauptsächlich leichter bestimmbare Mundarten der letzten Jahrhunderte in Frage. Bei den ostdeutschen Kolonialmundarten aber hat man mit stärkerer Mischung ganz verschiedener Dialekte und mit einer Zeitspanne von 700 Jahren zu rechnen. Geschichtliche und mundartliche Belege können für die Zeit des 13. und 14. Jahrhunderts nur auf Umwegen gewonnen werden. Der Vortragende zeigte, welchen sprachlichen Veränderungen die einzelnen schlesischen Dialekte im Laufe der

Jahrhunderte unterworfen gewesen sind, daß sich aber die Grundzüge des Schlesischen sowie auch der anderen Mundarten, soweit man dies feststellen kann, nicht verändert haben. Beispiele aus Urkunden und literarischen Denkmälern des 14. und 15. Jahrhunderts gaben eine deutliche Vorstellung von dem Gesagten. Lichtbilder von Karten und Ansichten veranschaulichten das Ganze. Eine Rekonstruktion der mittelalterlichen Mundarten ist in keiner Weise durchführbar; wir haben mit der eigenartigen sprachlichen Erscheinung zu rechnen, daß die kulturelle Oberschicht zuweilen einen anderen Dialekt als der Durchschnitt der Bauern gesprochen hat, und daß wir, wenn wir die in Literaturdenkmälern und Urkunden oft niedergelegte Sprachform als Maßstab für Besiedlungsfragen nähmen, oft die größten Irrtümer begehen könnten. Die Grundlage für Dialektvergleichen kann nur die heute lebende Mundart sein.

Der zweite Teil des Vortrages zeigte die große Bedeutung des thüringisch-obersächsischen Elementes für die Besiedlung Schlesiens. Verhältnismäßig reiche literarische Beziehungen sind zwischen Thüringen-Meißen und Schlesien feststellbar. Auf Kartenskizzen, auf denen etwa 300 mitteldeutsche Herkunftsorte schlesischer Siedler zu sehen waren, zeigte der Vortragende deutlich die Überlegenheit der thüringisch-obersächsischen Auswanderung. Am Schluß wurden die sprachlichen Gemeinsamkeiten des Schlesischen und Thüringisch-Obersächsischen in streng wissenschaftlicher wie allgemeinverständlicher Form dargelegt. Der reichhaltige, auf langjähriger Arbeit und großer Mundartenkenntnis beruhende Vortrag fand großen Beifall.

In der Aussprache ging Oberstudienrat Prof. Dr. Maetschke zunächst auf die Besiedlung der Grafschaft Glatz durch Heinrich IV. ein, und auf die Tatsache, daß gewisse Adelsgeschlechter sich sowohl dort als auch in Niederschlesien finden; das lehre, daß die Einwanderer wohl erst nach Niederschlesien gekommen und dann weitergezogen seien. Dann wies Professor Maetschke darauf hin, wie schwer es auch für den Historiker sei, die Zeugnisse über Siedlerbewegungen auf schlesischem Boden richtig zu deuten. Trotzdem sollten Geschichtsforscher wie Germanisten nicht, weil spätere Generationen manches klarer erkennen und auf uns herabsehen können, die Hände in den Schoß legen und erklären, es sei noch nicht so weit, sondern wir sollten forschen, so gut es eben ginge, und den Mut nicht verlieren, auch wenn manche Probleme sich schwer bewältigen lassen.

Am Freitag, den 13. November, hielten die Herren Professor Dr. Siebs und Professor Dr. Steller Vorträge über „Die schlesischen Mundarten“ und führten die von ihnen aufgenommenen Schallplatten mit Erläuterungen vor. Prof. Siebs wies zuerst auf den Wert solcher Aufnahmen für die Mundartenforschung hin, die den in der Schrift auch nicht annähernd wiederzugebenden Tonfall, Stärkeakzent und das Zeitmaß der Rede festzulegen vermögen. Sodann erklärte er die im Laufe der Zeit sich geltend machende Veränderung der Sprachen und die damit gegebene Entstehung der Mundarten. Er zeigte dann, daß es in wissenschaftlichem Sinne eigentlich keine Mundartengrenzen, sondern nur Grenzen gewisser Lauterscheinungen gebe, und suchte die verschiedenartige Entwicklung der niederdeutschen, oberdeutschen und mitteldeutschen Sprachen und unter letzteren die Eigenart der schlesischen Sprachgebiete zu kennzeichnen.

Er ging auf den großen Wortreichtum der Sprachen Schlesiens ein und wies auf die unter seiner Leitung stehenden Sammlungen zu einem „Schlesischen Wörterbuch“ hin, durch dessen Schöpfung unsere Provinz hinter ähnlichen Bestrebungen anderer deutschen Gebiete hoffentlich nicht länger zurückbleiben werde. Sodann ging er auf die einzelnen Besonderheiten schlesischer Spracherscheinungen ein, vor allem auf die Erhaltung des *p* in *mp* und *pp* (z. B. *Strimpe*, *Keppe* statt Strümpfe, Köpfe), auf die Entwicklung der alten *ö*- und *ü*-Laute zu ungerundeter Aussprache, auf den starken Zusammenfall vieler Laute in *i* (*grine* „grün“, *bise* „böse“, *Fisse* „Füße“, *schlissa* „schließen“); auch wurden die entscheidenden Abweichungen der nördlich von Breslau auftretenden schlesischen Lauterscheinungen des *ai* und *au* (*aiber di Auder* „Über die Oder“) und manche anderen Entwicklungen (z. B. des *o* für *l* in *faiio* „viel“ und *fauo* „Vogel“) besprochen. Eingehend äußerte sich dann der Vortragende über die Bedeutung der heute sehr gepflegten Mundartengeographie und ihrer geschichtlichen Verwertung. Er betonte, daß man jedoch keineswegs die sprachwissenschaftlich und kulturwissenschaftlich so wichtige Mundartenforschung zu einer bloßen Hilfswissenschaft herabdrücken dürfe.

Sodann wurden die besprochenen und viele sonstigen Besonderheiten der verschiedenen Gebiete Schlesiens von Herrn Professor Dr. Steller durch Vorführung und Erläuterung zahlreicher Schallplatten den Hörern lebendig, und die unterhaltenden Erzählungen und Lieder aus den einzelnen Gebieten erweckten großes Interesse bei den zahlreichen, zu Hunderten erschienenen Zuhörern. Sprachproben aus der Hirschberger, Glogauer, Glatzer Gegend, aus dem oberschlesischen Schönwald und Kostental, sowie aus den Sudetenländern wurden vorgeführt und durch vergleichende Beispiele aus anderen deutschen Gebieten ergänzt.

Am Freitag, den 11. Dezember, hielt Universitätsprofessor Dr. Joseph Klapper einen Vortrag über „Gesundheitsregeln und Küche im schlesischen Mittelalter“. Der Vortragende ging davon aus, daß die Würdigung des Essens und Trinkens nach gesundheitlichen Gesichtspunkten im Verhältnis zu der Zeit, die das menschliche Leben dafür verbrauche, heute einen geringeren Raum einnehme, als im Altertum und im Mittelalter, und dann berichtete er über das Essen zu der wichtigen Zeit der Kulturwandlung im ostdeutschen Bürgertum Schlesiens, nämlich von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts.

Zunächst wurden kurz die wichtigsten Quellen besprochen, die für die Kenntnis der Gesundheits- und Diätpflege in Betracht kommen: Alexander von Tralles, der als Arzt zur Zeit des Justinian lebte und 12 Bände „*Therapeutica*“ schrieb; Macer, der im 11. Jahrhundert „*de viribus herbarum*“, ein umfangreiches Gedicht über die Verwendung der Heilkräuter verfaßte, und dessen Werk späterhin mehrfach übersetzt und dann in dem sogenannten „Regimen Salernitanum“ benutzt ist; dieses Regimen ist zuerst von Arnaldus de Villanova um 1300 herausgegeben — es ist eine umfangreiche Zusammenstellung von Gesundheitsregeln.

Eine große Bedeutung hatte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die medizinische Fakultät in Prag. Man stand dort unter dem Einflusse der Lehre von den Temperamenten, die mit den Temperaturen und den Graden der Feuchtigkeit in engster Verbindung standen. Das sanguinische Temperament galt als

warm und feucht, das cholericische als warm und trocken, das phlegmatische als kalt und feucht, das melancholische als kalt und trocken. Die verschiedenen Temperamente zeigten sich bei den Menschen in einer Reihe von besonderen Eigenschaften, z. B. das sanguinische als gut, mäßig, wohlgenut, verträglich, offenherzig, froh, gesund, folgsam; das cholericische als zornig, geschwätzig, lerngerig, behende, kühn, mager gefräßig; das phlegmatische als sittsam, bedächtigt, wenig kühn, fett, leicht alt werdend; das melancholische als hinterlistig, zornig, gierig, traurig, furchtsam, neidisch. Die Heilkräuter nun waren vier Graden der Temperatur und vier Graden der Feuchtigkeit zugeteilt (z. B. die Kamille, trocken 1. Grad; Absinth, trocken 2. Grad usw.), und wurden als Heilmittel vor allem gemäß den entsprechenden Temperamenten verwendet.

Sodann ging der Vortragende auf die allgemeinen Regeln der Schola Salernitana ein, die in lateinischer und deutscher Sprache vorhanden sind, z. B.

post somnum mane vadas tu membra movendo,
 pecte caput lavaque manus, donec ipsa tepescant.
 noch dem sloffe bis nich trege,
 deyne gelider alzo bewege,
 zo lange das du sy erwermist gar,
 zo twach beyde hende vnd richte deyn hor.

(Nach dem Schlafe sei nicht träge; bewege deine Glieder, bis sie warm geworden sind; dann wasche deine beiden Hände und kämme deine Haare.)

Sodann wurden die Diätregeln, die für die einzelnen Monate gelten, durchgesprochen, und die für Schlesien geltenden Küchenregeln wurden mit denen, die auf Alexander von Tralles zurückführen, und den salernischen verglichen. Da ergaben sich höchst beachtenswerte Ratschläge für das Essen und Trinken in den verschiedenen Jahreszeiten. Sehr lehrreich auch war der Bericht über eine schlesische Hofhaltung auf einer achttägigen Reise aus dem 14. Jahrhundert; hier werden die Nahrungsmittel für die Herrschaft sowie für die Bedienung nebst den Kosten zusammengestellt.

Zusammenfassend stellte der Vortragende die Ergebnisse zusammen, die sich aus solchen Forschungen für die Volkskunde der älteren Zeit gewinnen lassen; auch lernt man aus ihnen manches zur geschichtlichen Entwicklung des Bürgertums im Osten und zur Bestimmung der kulturellen Einflüsse benachbarter Länder auf Schlesien. Genaueres ist in diesem Bande S. 56 ff. gegeben.

Am Freitag, den 15. Januar 1932, in der Hauptversammlung gab zunächst der Vorsitzende einen Jahresbericht über die Arbeit der Gesellschaft: Die Zeitschrift „Mitteilungen“ ist in einem Doppelbande 31/2 erschienen, wird voraussichtlich im Jahre 1932 durch einen neuen Band fortgesetzt werden; von der Reihe streng wissenschaftlicher Arbeiten ist soeben der 22. Band („Das Anstößige in der deutschen Sprache“ von Gerhard Melzer) herausgegeben, und in der großen Sammlung „Schlesisches Volkstum“ ist der umfangreiche erste Band der „Schlesischen Märchen“ von W. E. Peuckert erschienen. Nach der Rechnungslegung durch den Schatzmeister Dr. Kurt von Eichborn fand die Wahl des Vorstandes statt: zu den Herren Siebs, Jantzen, Hippe, Seger, von Eichborn, Klapper,

Kroll, Görlich, Steller, Ranke wurden die Herren Hellmich, Schmitz und Jungandreas neu hinzugewählt.

Sodann hielt der aus Wien an die Breslauer Universität berufene ordentliche Professor der Kunstgeschichte Dr. Dagobert Frey einen durch viele Lichtbilder erläuterten Vortrag „Zur Symbolik des Mittelalters“. Der Vortragende ging von einer Stelle des hl. Bernhard von Clairvaux aus, in der dieser das Betrachten der Bildwerke in den Kirchen als ein „Lesen in den Steinen“ bezeichnete. Dieser Ausdruck deckt uns die eigenartige Einstellung des Mittelalters auf, für die die reiche Figuren- und Tierornamentik nicht nur Schmuckformen waren, sondern in ihrer gedanklichen Beziehung zu einander, zu den liturgischen Funktionen, zu Theologie, Philosophie, Volksglauben und Naturkunde einen tieferen, symbolischen Sinn ergaben. Um ein bildkünstlerisches Werk des Mittelalters richtig zu verstehen, müssen wir daher diese symbolisch-hieroglyphische Bedeutung, diese gedanklichen Zusammenhänge, diese gesamte geistige Sphäre, von der das Werk umschlossen wird, klarzulegen versuchen. Der Vortragende ging sodann näher auf die methodologische Frage ein, wie wir diese inhaltliche Totalität aus den geistigen Grundlagen der Zeit zu erfassen vermögen. Er sieht die entscheidende Voraussetzung hierfür in der Feststellung der besonderen Denk- und Vorstellungsformen, wie sie für die gesamte geistige Produktion einer Zeit charakteristisch sind. Erst aus diesem Einblick in die geistige Struktur vermögen wir ein Kunstwerk in seinen künstlerischen und außerkünstlerischen Intentionen richtig zu interpretieren.

Der Vortragende versuchte nun, diese Methode an einem bestimmten Beispiel, einem sogenannten Ministerialenkelch aus der Zeit um 1200 im Kloster St. Peter zu Salzburg, aufzuzeigen. Die verschiedenen Probleme, die sich aus den figuralen Darstellungen am Kelch, Propheten und Apostel, und an der Patene, Abendmahlsdarstellung, ergeben, wurden an anderen Beispielen aus der Goldschmiedekunst, der Bauplastik und Miniaturmalerei in ihrer grundsätzlichen Bedeutung aufgezeigt. Es kann hier nicht auf die vielfachen Zusammenhänge eingegangen werden, die sich aus der liturgischen Bedeutung der Geräte ergaben und die in Formgebung und figuraler Dekoration zum Ausdruck kommen, wie z. B. die Beziehung zwischen Patene, Altar und Abendmahlstisch. Es ist interessant, dabei zu beobachten, daß Oben und Unten vielfach nicht im Sinne eines konkreten, räumlichen Verhältnisses gebraucht wird, sondern nur als Ausdruck eines gedanklichen Bezuges, wie etwa die Propheten am Fuß des Kelches zum eucharistischen Wein in der Schale emporblicken, während die Apostel an der Cuppa sich zu ihm umwenden. Noch eigenartiger sind die gedanklichen Verknüpfungen, durch die verschiedene Realitätssphären zu einer bildlichen Einheit zusammengefaßt werden: Reales mit Bildlichem oder die bildliche Darstellung einer Person mit der Darstellung des Inhaltes ihrer Rede. So kann eine im Reliquiar verwahrte Reliquie entweder als realer Gegenstand oder als *pars pro toto* für einen Gegenstand, z. B. das Kreuz Christi, oder für die Person der Heiligen in die bildliche Darstellung am Reliquiar eintreten. Der Vortragende versuchte diese eigenartigen Gedankenverschlingungen aus der mittelalterlichen Philosophie und ihrer Vorstellung vom künstlerischen Schaffen zu erklären. Im

Realitätsproblem sieht er die entscheidende Grundfrage der Scholastik, wie sie im ontologischen System eines Scotus Erigena oder im Universalienstreit zum Ausdruck gelangt. Damit soll aber nicht eine unmittelbare Einwirkung der Philosophie auf die Bildkunst behauptet werden, sondern nur auf die gleiche geistige Struktur hingewiesen werden, die allen geistigen Äußerungen einer Zeit zugrunde liegt.

Am Freitag, den 12. Februar, hielt Dr. Heribert Ringmann einen Vortrag über „Das Glogauer Liederbuch, das älteste Denkmal schlesischer Musikpflege“. Die Handschrift, die um 1480 zu datieren ist, wurde schon 1874 auf der Berliner Staatsbibliothek entdeckt und hieß bisher „Berliner Liederbuch“. Ihre Heimat ist aber das schlesische Groß-Glogau; darauf verweist eine Inschrift auf der Deckelinnenseite des Tenorbuches (die Handschrift besteht aus drei Stimmbänden), das zeigen weiterhin die Texte, die ostschlesischen Dialekt und an manchen Stellen lokale Verhältnisse verraten.

Der Vortragende sprach zuerst über Aussehen, Inhalt, Stoffanordnung und Herkunft des Buches. Wir haben es mit einem Sammelbande von fast 300 mehrstimmigen Kompositionen zu tun, die durch Mannigfaltigkeit der vertretenen Gattungen ein vollständiges Bild von der Musikübung im damaligen Glogau geben: kirchliche Gesänge, weltliche Lieder, Instrumentalstücke, Tänze, Quodlibets! Vier Komponisten nennt uns das Buch, davon sind zwei bisher unbekannt gewesen: ein Deutsch-Böhme mit Namen Attamasch, und ein gewisser Beberleyn. Viel bedeutungsvoller war die kompositorische Betätigung der damaligen Glogauer Kantoren, von denen der Vortragende urkundlich einen Marcus und einen Nikolaus Scultetus nachweisen konnte, die beide hohe geistliche Würdenträger waren. Aus der Stoffanordnung der Handschrift einerseits und aus den mutmaßlichen Beziehungen der Glogauer Musiker zu Wien leitete Dr. Ringmann die These ab, daß Glogau im 15. Jahrhundert und vielleicht auch früher für Schlesien, ja für Ostdeutschland die Rolle einer Musikzentrale gespielt haben dürfte.

Sodann beschäftigte sich Dr. Ringmann mit dem musikalischen Material des Glogauer Liederbuches und führte, unterstützt von einem ausgezeichneten Vokalensemble (Gerda Specht, Herbert Heidrich, Herbert Schröter) und einem Streicherensemble eine Menge Musikbeispiele vor, die zeigten, daß das Glogauer Liederbuch eine empfindliche Lücke in unserer Kenntnis von dem Liedschatz des ausgehenden 15. Jahrhunderts füllt.

Schließlich liefert uns die Handschrift auch zwingende Beweise für eine ausgebildete Instrumentalkunst, die in Glogau vor allem für Streichinstrumente, insbesondere für Violen und Gamben, gedacht war.

Die zahlreichen Hörer, von den ausgezeichneten Vorführungen erhoben, erreichten eine Wiederholung verschiedener Musikstücke und konnten mit Genugtuung und Dankbarkeit feststellen, wie tief uns die alte Musik Schlesiens berührt, und wie sie uns gerade heute wieder angeht.

Am Freitag, den 11. November, dem ersten Vortragsabende des Winterhalbjahres, gedachte zunächst der Zweite Vorsitzende der Gesellschaft, Geh. Reg.-Rat Dr. Jantzen, des am 26. August gefeierten 70. Geburtstages des Leiters der Gesellschaft, Geh. Reg.-Rats Universitätsprofessor Dr. Siebs. Geheimrat

Jantzen, der zu den Mitgliedern der Gesellschaft seit ihrer Gründung unter Friedrich Vogt zählt, erinnerte in humorvoller Art an jene Sitzung vor nun 30 Jahren, in der Siebs den Vorsitz der Gesellschaft übernommen und bei dieser Gelegenheit einen Vortrag über das sicherlich allgemein interessierende Thema gehalten habe: „Der Kuß, eine vergleichende Betrachtung volkstümlichen Brauches.“ In überzeugenden, von innerer Anteilnahme bewegten Worten zeichnete Geheimrat Jantzen sodann den Weg, den in diesen 30 Jahren die Gesellschaft unter der Leitung von Siebs gegangen ist; er konnte hierbei vor allem auf die große Fülle von Veröffentlichungen verweisen, die namens der Gesellschaft in dieser Zeit herausgegeben wurden, und deren Anregung zumeist Geheimrat Siebs zu danken sei.

Hierauf sprach Professor Dr. Merker Glückwünsche im Namen des Deutschen Instituts der Universität und würdigte die bedeutende Stellung, die der Jubilar innerhalb der germanistischen Wissenschaft und der Volkskunde einnehme.

Sodann sprach Universitätsprofessor Dr. Heckel über „Schlesisches Schrifttum als Ausdruck schlesischer Stammesart“. Einleitend wies der Vortragende auf die Schwierigkeiten hin, die dem Versuche entgegenstehen, im Schrifttum einer Landschaft bestimmte stammestümlich bedingte Eigenzüge erkennen zu wollen. Stammestum ist nichts schlechthin Festes und Bleibendes. Wenn auch Bluterbe und Landschaftscharakter eine gewisse unterscheidende Wesensanlage entstehen lassen, so ist diese doch ständiger Wandlung unterworfen durch das geschichtliche Schicksal, durch den Wechsel politischer und kultureller Zugehörigkeit usw. Beim Einzelnen ist gegebenenfalls die fremdstämmige Herkunft, das fremde Blut einzelner Vorfahren in Rechnung zu stellen. Der schlesische Stamm ist das Ergebnis einer Blutmischung verschiedenstämmiger, meist mitteldeutscher Einwanderer mit einer slavischen Bevölkerung ebenfalls nicht einheitlicher Art. Vor allem infolge der kulturellen Überlegenheit der deutschen Siedler gewann die neu sich bildende Stammesgemeinschaft sehr bald ganz überwiegend deutsche Züge, wie denn auch die ritterlich-höfische Dichtung des Mittelalters in Schlesien noch eine bemerkenswerte Nachblüte erlebt. Geformt wird das junge schlesische Stammestum im Bereiche der böhmischen Kulturgemeinschaft. Als die deutsch-böhmische Kultur dem Ansturm des slavischen Hussitentums erliegt, ist Schlesien längst so deutsch geworden, daß es seine deutsche Art zäh verteidigt. Unter der Herrschaft der Habsburger, im Barockzeitalter, entwickelt das schlesische Schrifttum zuerst charakteristische Sonderart. Indem das früh protestantisch gewordene Land an der neuen Lehre festhält, andererseits aber immer enger in die österreichische Kulturgemeinschaft hineinwächst, gewinnt es jene eigentümliche Mittlerstellung zwischen katholischem Süden und evangelischem Norden, die seitdem für schlesische Eigenart so bezeichnend geblieben ist. Die von Opitz zu raschem Siege geführte wesentlich protestantische neue deutsche Kunst- und Bildungsdichtung nimmt im Laufe des 17. Jahrhunderts in immer stärkerem Maße Wesenszüge des Wiener Hof- und Jesuitenbarock in sich auf, und seine ähnliche gegenseitige Durchdringung des Gegensätzlichen ist auch beim geistlichen Schrifttum der barocken Mystik deutlich zu beobachten.

Mit dem Anfall des schlesischen Hauptgebietes an Preußen beginnt die allmähliche Spaltung des bisher einheitlichen Volkstums. Das preußische Schlesien vermag sich geistig nur allmählich auf die völlig anderen Verhältnisse des neuen Staatswesens umzustellen, und erst mit den Befreiungskriegen ist die volle Kulturgemeinschaft erreicht. Seitdem ist Berlin an Stelle von Wien der bestimmende Kulturmittelpunkt geworden, wenn auch noch ein Eichendorff die Wesensverwandtschaft mit dem Österreichtum deutlich genug erkennen läßt. Eichendorffs Heimat Oberschlesien, in der Frühzeit durch die polnische Haltung seiner Herrscher vor dem Aufgehen in deutscher Art zurückgehalten, wird nun auch in die geistige Entwicklung Deutschlands endgültig einbezogen. Heute kommt oberschlesischer Dichtung im Rahmen des gesamtschlesischen Schrifttums um so höhere Bedeutung zu, als sie seit dem Weltkrieg durch den aufgezungenen Abwehrkampf gegen das Polentum ihre stärksten Antriebe erhält. Sudetenschlesien, nach den schlesischen Kriegen bei Österreich verblieben, blieb natürlich auch weiterhin auf Wien bezogen. Der dadurch drohenden stammestümlichen Entfremdung von dem preußischen Anteil ist neuerdings wieder Halt geboten worden, da nach dem Übergange an die Tschechoslowakei das um die Erhaltung seiner deutschen Kultur kämpfende Volk bei den reichsdeutschen Stammesbrüdern erneut Anschluß suchen mußte; und so zeigt sich hier wie in Oberschlesien ein bedeutsamer Aufschwung eines betont stammestümlichen Schrifttums. Die östliche Oberlausitz, zwar erst 1815 zu Schlesien gekommen, aber durch Jahrhunderte hindurch unter gleichen kulturellen Bedingungen stehend, bildet seit langem namentlich mit dem benachbarten Niederschlesien in geistiger Hinsicht fast eine Einheit durch die gemeinsame Neigung zu theosophischer Spekulation, zu einem grüblerischen, gefühlsbetonten, individualistischen Christentum. Von Böhme bis zu Stehr und Kaergel führt diese „mystische“ Linie. Wenn man in dieser seelischen Anlage mit Recht einen kennzeichnenden schlesischen Wesenszug sieht, so rundet sich doch erst bei entsprechender Berücksichtigung der ergänzenden gegensätzlichen Menschenart, der klaren und nüchternen Verstandesnaturen vom Typus Opitz-Laube-Freytag, das Gesamtbild des schlesischen Menschen ab. Als schlesisches Wesensmerkmal erscheint ferner die empfängliche und verstehende, freilich in gewissem Grade die letzte Entfaltung zielbewußter Willenskraft beeinträchtigende Gemütsweichheit, die das schlesische Schrifttum durchgehends bezeugt, und die sich namentlich in der Mundartdichtung bis zur Rührseligkeit steigert. Andere häufig anzutreffende Züge, wie die lebenswürdige Leichtlebigkeit, Wandertrieb und Heimatliebe, das Bedürfnis nach poetischer Ausschmückung des Alltags (Gelegenheitsdichtung) usw. sind entweder nicht schlesische Besonderheit oder doch nicht dem Schlesiertum in seiner Gesamtheit eigen. Zum Schluß wies der Vortragende noch auf die Aufgaben hin, die sich aus der durch den Weltkrieg geschaffenen Lage für den schlesischen Stamm und sein Schrifttum ergeben.

Am Freitag, den 9. Dezember, hielt der ord. Professor der Slawistik Dr. Paul Diels einen Vortrag über „Das epische Volkslied der Ukrajina“. Der Vortragende griff aus der slawischen Epik (Südslawen, Ukrainen, Großrussen) die ukrainische Dichtgattung der „Duma“ heraus, wie sie heute fast ab-

gestorben und also etwas Überschaubares ist. Er schilderte die gelehrten Bemühungen des 19. und 20. Jahrhunderts um diesen Gegenstand, die Ermittlungen über die eigentlichen Träger der Duma, die Bettelsänger (Kobzaren und Lirnyki) und ihre alte Zunftorganisation, und dann versuchte er Form und Melodie dieser Lieder zu charakterisieren, die beim jedesmaligen Vortrag teilweise improvisiert erscheinen. Er ging dann auf den Inhalt der besten und besterhaltenen Dumen ein, deren geschichtlichen Hintergrund das Kosakenzeitalter bildet. Prof. Diels trug in deutscher Übersetzung die Duma von Marusja, der Popentochter, vor, die als Gefangene in der Türkei ihren Glauben abschwört und einen Türken heiratet, doch aber ihren gefangenen Landsleuten zur Flucht verhilft. Dann sang Herr stud. phil. Riebe im Urtext den Anfang der gleichen Duma in zwei verschiedenen Fassungen (aus der fast einzigen, mit Hilfe des Phonographen aufgenommenen Melodiensammlung von F. Kolessa). Der Vortragende ging dann auf einige Fragen der Texte ein, auf die territorialen Unterschiede in Text, Weise und Vortragsstil der Dumen, vor allem aber auf den Verfall, der sich an der Duma schon im 19. Jahrhundert zeigte und inzwischen fast bis zum Ende fortgeschritten ist. Seit 1902 etwa interessieren sich zwar auch die Gebildeten der Ukrajina für die Duma, doch wird das dieser eigenartigen Dichtgattung kaum zu längerem Leben verhelfen. — Über die Geschichte der Duma vor dem 19. Jahrhundert haben wir nur sehr wenige Zeugnisse; ihre Form hat man mit einiger Wahrscheinlichkeit zu den in der Ukrajina teilweise noch heute lebenden Totenklagen in Beziehung gesetzt. Die Frage nach der Herkunft der Dumen hat ziemlich künstliche Erklärungen gezeitigt: am wahrscheinlichsten ist, daß sie innerhalb des Kosakentums selber entstanden und erst später eine Angelegenheit, zuletzt eine ausschließliche Angelegenheit der Bettelsänger geworden sind. An den Vortrag schloß sich eine sehr lebhafte Diskussion, sowohl über allgemeinere Fragen der epischen Dichtung als auch über den Charakter und die Entwicklung der zu Gehör gebrachten Melodien. An der Diskussion beteiligten sich vor allem Prof. Ranke, Prof. Arnold Schmitz und Geh. Reg.-Rat Prof. Appel.

In der nächsten Sitzung, am Freitag, den 13. Januar, um 8 Uhr, hielt Professor Dr. Ranke einen Vortrag über „Stand und Aufgaben der Märchenforschung“.

Karl Olbrich †.

Mit Karl Olbrich ist eines der ältesten und treuesten Mitglieder unserer Gesellschaft heimgegangen. Er gehörte ihr seit ihrer Gründung an, und sein Name ist schon im ersten Hefte unserer Mitteilungen verzeichnet. Mitglied des Vorstandes war er vom 1. Januar 1907 an bis zu seinem Tode. Er hat die Bestrebungen der Gesellschaft durch seine Sammeltätigkeit und wissenschaftliche Mitarbeit reich gefördert und an ihren Sitzungen mit größter Regelmäßigkeit teilgenommen.

Olbrich wurde am 30. November 1865 als Sohn eines Büchsenmachers in Glogau geboren. Er besuchte das Gymnasium in Schweidnitz und legte dort Ostern 1885 die Reifeprüfung ab. An der Universität Breslau studierte er klassische und deutsche Philologie und erwarb 1891 auf Grund seiner Dissertation „Einfluß der klassischen Sprachen auf Goethes Wortstellung und Wortgebrauch“ den philosophischen Doktorgrad. In demselben Jahre erschien diese Arbeit in erweiterter Form als Buch unter dem Titel „Goethe und die Antike“ (Leipzig 1891). Im Januar 1893 bestand er die Staatsprüfung für das höhere Lehramt und erwarb die Lehrbefähigung in Deutsch, Latein und Griechisch für die erste, in evangelischer Religion für die zweite Stufe. Vom 1. April 1893 bis 31. März 1894 diente er als Einjährig-Freiwilliger im Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm II. (1. Schles. Nr. 10), in dem er im November 1896 Reserveleutnant wurde. Von Ostern 1894—1896 leistete er Seminar- und Probejahr am Königl. Pädagogischen Seminar und am Elisabethgymnasium in Breslau ab, unterrichtete dann meist unentgeltlich oder als Vertreter an diesen Anstalten und an den Gymnasien in Neiße und Ohlau, wurde am 1. April 1899 Hilfslehrer am Elisabethgymnasium und am 1. Oktober 1899 Oberlehrer am Gymnasium in Schweidnitz, Ostern 1902 trat er als Oberlehrer an die mit der Viktoriaschule verbundenen Gymnasialkurse für Mädchen über und wurde Ostern 1909 ganz an die Viktoriaschule (Studienanstalt) übernommen. 1910 erhielt er den Charakter als Professor. Während des Krieges war er vom März 1915 bis August 1918 Bahnhofskommandant im Osten. Am 1. Oktober 1920 mußte er infolge mißlicher politischer Verhältnisse die ihm sehr lieb gewordene Stätte seiner Wirksamkeit verlassen und an das Realgymnasium zum Heiligen Geist übergehen. Am 1. Oktober 1928 trat er wegen Kränklichkeit vorzeitig in den Ruhestand. Am 11. April 1931 starb er. Er ruht auf dem Pohlenowitzer Friedhof.

Olbrich war mit Leib und Seele Lehrer und Wissenschaftler. Sein Unterricht war darum so wertvoll und geschätzt, weil er durchweg wissenschaftlich unterbaut war; und seine wissenschaftlichen Studien betrieb er auch immer im Hinblick darauf, durch sie neue Anregungen für den Unterricht zu gewinnen und wissenschaftlichen Sinn bei seinen Schülern und Schülerinnen zu wecken. Dabei wußte er die besonderen Gebiete seiner Arbeit, die das deutsche und antik-klassische Kulturgut umfaßte, aufs glücklichste miteinander zu verbinden. Eine wertvolle Frucht dieser Bemühungen ist sein treffliches pädagogisches Buch „Die Konzentrationsmöglichkeiten im Lehrplan der Oberstufe einer realgymnasialen Studienanstalt“ (Breslau, Trewendt, 1914).

Sein Lieblingsgebiet war die Volkskunde. Für sie war er besonders veranlagt. Er selbst wurzelte nach seiner Herkunft tief im schlesischen Volkstum. Er verstand das Volk, sein Wesen, seine Sprache, seine Neigungen. Er konnte ausgezeichnet beobachten und die Leute zum Reden bringen. Entlegenen Quellen nachzugehen war ihm ein Genuß. Sein Spürsinn, gestützt auf gründlichste Kenntnisse, führte ihn fast stets zu Erfolgen, und es machte ihm Freude, die Früchte seiner Forschungen auch zu veröffentlichen. Ein Erstling seiner Studien ist die Abhandlung „Der Jungferensee bei Breslau“ in den „Beiträgen zur Volkskunde“ (Festschrift für Weinhold, Germanist. Abhandlungen, Breslau 1896). Fast alles

andere steht in unseren „Mitteilungen“, nämlich Heft 4, 88; 5, 39; 8, 1; 11, 67; 12, 61; 13, 30 und 115; 15, 68; 16, 66; 18, 42; 19, 45 und Band 11, 103 und 110; 12, 121; 13/14, 232; 19, 140; 21, 227; 22, 86 und 89; 23, 59; 25, 205; 26, 202; 29, 258; 30, 90 und 116; ferner Besprechungen Bd. 11, 224 und 15, 155. Seine Arbeiten über die Freimaurer vereinigte und ergänzte er noch 1930 zu dem Buche „Die Freimaurer im deutschen Volksglauben“ (Breslau, „Wort und Brauch“ Heft 20; besprochen Mitteilungen 31, 368). Ein sehr hübsches volkstümliches Buch von ihm sind auch die „Allerlei Geschichten von merkwürdigen Schlesiern und ihren seltsamen Erlebnissen“ (Breslau, Priebratsch, 1923). Zahlreiche Beiträge von ihm brachte auch die „Schlesische Zeitung“, kleinere wissenschaftliche Arbeiten, meist Besprechungen, erschienen in den „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte“, in Ilbergs „Neuen Jahrbüchern“, im „Goethejahrbuch“, in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“, und zuletzt arbeitete er noch eifrig mit an dem „Wörterbuch des deutschen Aberglaubens“.

Er war einer unserer Besten. Mit unserer Gesellschaft bleibt sein Name und sein Wirken dauernd verbunden.

H. Jantzen.

Paul Feit †.

Am 27. Dezember 1931 verloren wir durch den Tod unser langjähriges Vorstandsmitglied Geheimen Studienrat Professor Dr. Paul Feit. Er wurde am 11. Dezember 1850 in Berlin geboren, legte schon Michaelis 1867 am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium seiner Vaterstadt die Reifeprüfung ab, studierte dann ebendort und bestand 1873 die Prüfung für das höhere Lehramt, in der er die Lehrbefähigung für Lateinisch, Griechisch, Deutsch und evangelische Religion erwarb. Nachdem er auf Anregung seines Lehrers Müllenhoff noch ein Jahr wissenschaftliche, besonders niederdeutsche Sprachstudien getrieben hatte, trat er in den Schuldienst der freien Reichsstadt Lübeck am Gymnasium Katharineum ein. Schon nach einem halben Jahre, am 1. Oktober 1874, wurde er dort als Oberlehrer fest angestellt. 1875 erwarb er an der Universität Kiel den philosophischen Doktorgrad mit der Dissertation „De Germanorum nominibus propriis compositis“. Am 1. Oktober 1888 siedelte er als Direktor des städtischen Gymnasiums in Ohlau nach Schlesien über. Aus dieser Stellung wurde er am 1. April 1895 in den unmittelbaren Staatsdienst berufen und erhielt die Leitung des damals mit einer Realschule verbundenen Staatlichen Gymnasiums zu Königshütte. Am 1. April wurde er als Direktor des Friedrichs-Gymnasiums in Breslau versetzt, dem damals ein Reformgymnasium angegliedert war, und verwaltete dieses Amt bis zu seinem Übertritt in den Ruhestand am 30. September 1918.

Feit war ein allgemein anerkannter tüchtiger Lehrer und Direktor, dem es auch nicht an Auszeichnungen gefehlt hat. Erhielt er doch schon 1913 als einer der ersten den Charakter als Geheimer Studienrat. Neben seinem Amte hat er sich auch lebhaft wissenschaftlich betätigt. In früheren Jahren pflegte er besonders sprachliche und lexikalische Studien, später, in seiner neuen schle-

sischen Heimat, beschäftigte er sich eifrig mit volkskundlichen, geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Fragen. Gleich nach seiner Versetzung nach Breslau trat er unserer Gesellschaft bei. Schon am 10. Januar 1902 hielt er da seinen ersten Vortrag „Über Breslauer Häusernamen“. Seit 1903 gehörte er unserem Vorstande an. In unseren „Mitteilungen“ erschienen folgende Arbeiten von ihm: Bd. 7 (Heft 14, 1905) S. 1 „Das deutsche Volksrätsel“ (nach einem Vortrag in der Gesellschaft). — Bd. 8 (Heft 16, 1906) „Ein Nachtrag dazu. S. 40 „Wirtshaus schilder“. — Bd. 13/14 (1911) S. 71 „Vergleichende Straßennamenforschung“. Bd. 26 (1925) S. 234 „Der Breslauer Ausruf“. — In der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens“ veröffentlichte er: Bd. 26 (1892) S. 164 „Jakob Ludwig Sobieski, Prinz von Polen, Pfandherr von Ohlau“. — Bd. 36 (1901) S. 121 „Breslauer Häusernamen“. — Bd. 38 (1904) S. 176 „Schwerttänze und Fecht schulen in Schlesien, insbesondere in Breslau“. — Bd. 41 (1907) S. 241 „Chr. Gryphius' Rätselweisheit. Ein Beitrag zur Geschichte der Schuldramen in Schlesien“. Von sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten sind noch zu nennen: Das deutsche Märchen, 1885. — Glossar und Wortregister zum Hansischen Urkundenbuch I—III, 1886. — Sophonisbe, Tragödie von Trissino, übersetzt 1888. — Sophonisbe in Geschichte und Dichtung 1888. — Über die Bolkoburg 1905.

In unserer Gesellschaft, der er dreißig Jahre lang angehörte und treu diente, wird der Name Paul Feit in ehrendem Gedenken fortleben.

H. Jantzen.

Als **Mitglieder** sind unserer Gesellschaft beigetreten **aus Breslau**: Studienrat Dr. E. Clausnitzer, cand. phil. G. Scharf, das Seminar für geschichtliche Landeskunde an der Universität; **von auswärts**: Gymnasial-Professor i. R. Dr. Julius Gréb in Aszód, Komitat Pest, Ungarn, Studienrat Fraeger in Steinau (Oder), Lehrer Martin Herrmann in Hagendorf, Kreis Löwenberg, Dr. phil. Otto Basler in Berlin-Steglitz, Studienrätin Margarete Kabisch in Bunzlau, die Staatliche Bildungsanstalt in Wahlstatt bei Liegnitz, die Unterstützungsbibliothek des Realgymnasiums in Görlitz.

Schluß der Schriftleitung: 28. Januar 1933.

